Neue Erdbeſchreibung von Amerika.

Aus dem Engliſchen.

von
August Ludwig Schlözer,
Profeſſor in Göttingen.

Vierter Band.

Bern,
bey Beat Ludwig Walthard.

1777.

Das
Spaniſche Amerika.

Neuntes Kapitel.

Von Peru.

Quito, Lima, und Los Charcos mit einbegriffen.

Erſter Abſchnitt.
Von Quito.

Lage und Gröſſe von Peru überhaupt, und beſonders von Quito. Clima, Krankheiten, Boden und Producte des lezteren Landes. Beſchreibung einiger der merkwürdigſten Früchte. Von der Stadt Quito, der Regierung derſelben u. ſ. w. Sitten und Gebräuche ihrer Einwohner, und ihre Handlung.

§. 1.

Das groſſe Reich von Peru wird nach N. durch das erſt beſchriebene Popayan, nach O. durch die

Andes, nach S. durch Chili, und nach W. durch das ſtille Meer begränzt; und liegt zwiſchen dem Aequator und 25° 10, Südl. Breite, und 60° 81′ Weſtl. Länge. Es iſt alſo etwa 1800 Meilen lang, aber da, wo es am breiteſten iſt, nicht viel über 390 Meilen breit.

Man theilt dies Land in 3 groſſe Abtheilungen: Quito, Lima oder Los Reyes und Los Charcos. Alle drey ſind in Anſehung ihres Clima, ihrer Bergwerke, ihres Bodens, und ihrer Producte in den verſchiedenen Gegenden des ganzen Landes ſehr verſchieden: daher wollen wir jede beſonders beſchreiben.

§. 2. Die groſſe Provinz Quito hat zur Gränze: in N. Popayan, von welchem Gouvernement ſie einen Theil, ſo wie auch von Santa Fe de Bochota, begreift; in S. die Gouvernements Piura und Chachapoyas; in O. erſtrekt ſie ſich über das ganze Gouvernement Maynas, und den Amazonenfluß bis zu dem Meridian, der die Spaniſchen Beſitzungen von den Portugieſiſchen trennt; und in W. wird ſie von der Südſee begränzt. Sie erſtreckt ſich, nach dem Berichte des Antonio de Ulloa, 600 Seemeilen in die Länge, und da, wo ſie am breitſten iſt, ohngefähr 200 in die Breite. Aber dieſe Angabe überſteigt bey weitem die Angabe aller andern groſſen Geographen. Doch bemerkt Ulloa, daß wirklich ein groſſer Theil dieſer ausgebreiteten Beſizungen entweder von ganz wilden Indiern bewohnt, oder von den Spaniern doch nicht,

hinreichend bevölkert, wo nicht gar dieſen nicht einmal völlig bekannt wäre, und daß alles Land, was man von den Spaniern wirklich bevölkert, oder ihnen eigentlich unterwürfig nennen kann, durch die 2 Reihen der Cordilleras des Andes unterbrochen würde, die man, in Vergleich mit der Gröſſe des Landes, als eine Straſſe oder Gaſſe anſehn kann, die 15 Seemeilen, zuweilen auch etwas mehr, von O. nach W. breit iſt. Hiezu aber müſſen noch verſchiedene einzelne Gouvernements gerechnet werden, die durch groſſe Striche Landes abgeſondert ſind, und von freyen Indiern bewohnt werden.

§. 3. Um ſich einen richtigen Begriff von der glücklichen Temperatur der Luft in Quito machen zu können, muß man nothwendig das gewöhnliche Vorurtheil ablegen, als wenn es in den Ländern nahe am Aequator äuſſerſt heiß wäre. Denn die Erfahrung lehret hier, daß in Anſehung deſſen das Clima in Quito von allen andern verſchieden iſt: da in dem Mittelpunct der heiſſen Zone, oder vielmehr gerade unter der Linie, nicht allein die Hitze ſehr erträglich, ſondern an einigen Orten ſogar empfindliche Kälte iſt: da indeß andere Gegenden einen ewigen Frühling, und immer grüne mit Blumen von den lebhafteſten Farben, emaillirte Felder haben. Dieſes milde, vom äuſſerſten Grade der Hize und Kälte entfernte Clima, und die ſich immer gleiche Länge von Tag und Nacht machen dies Land, das man wegen ſeiner Lage, durch die anhaltende Sonnenhize für ausgedörrt und

kaum bewohnt halten ſollte, zu einem ſowohl angenehmen als fruchtbaren Lande: denn die Natur hat ihre Güter hier ſo freygebig ausgetheilt, daß dies Land in verſchiedener Hinſicht die Länder in den gemäſſigten Zonen übertrift, wo, wegen der Abwechſelung des Winters und Sommers, und des Ueberganges von Hize zur Kälte, der äuſſerſte Grad von beyden weit empfindlicher iſt. Doch iſt hier die Luft, in den verſchiedenen Gegenden, ſehr verſchieden: in einer Gegend giebt es überaus hohe und groſſe Berge, deren Spizen mit Schnee bedeckt ſind. Die Ebenen ſind gemäſſigt, die Thäler aber heiß; und nach der verſchiedenen höhern und niedern Lage des Landes findet man alle Grade einer gemäſſigten Luft, die ſich nur zwiſchen dem höchſten Grad der Hize und Kälte gedenken laſſen.

Quito, die Hauptſtadt, hat eine ſo glückliche Lage, daß hier weder die Hize noch Kälte beſchwerlich fällt, obgleich beyde ſchon in ihrer Nachbarſchaft bemerkt werden. Und was dieſe Gleichheit noch angenehmer macht, iſt, daß ſie das ganze Jahr hindurch anhält, und man kaum einen Unterſchied von Jahrszeiten bemerkt. Der Morgen iſt kühl, der übrige Theil des Tages warm, und die Nächte angenehm gemäßigt: dieß ſind beynahe die einzigen Veränderungen. Die Einwohner verändern auch ihre Kleider das ganze Jahr hindurch nicht: einige tragen ſeidene Zeuge oder leichte Stoffe, indeß ſich andere dichterer Kleider bedienen; und jene leiden bey ihrer Tracht ſo wenig von der Kälte als dieſe von der Hize.

Auch wehen anhaltend geſunde Winde, meiſt von N. nach S. aber nie heftig. Zuweilen nehmen ſie eine andere Richtung, doch ohne Beziehung auf eine gewiſſe Jahrszeit. Wäre dies Land nicht einigen Unbequemlichkeiten unterworfen; ſo würde es als der glücklichſte Theil auf Gottes Erdboden anzuſehn ſeyn. Dieſe Unannehmlichkeiten aber verdunkeln auch anderer Seits alle ſeine Schönheiten: denn hier giebt es fürchterliche und ſchrekliche Ungewitter mit Donner und Blizen; und verwüſtende Erdbeben überraſchen oft die Einwohner mitten in ihrer Sicherheit.

Das Wetter iſt gewöhnlich den ganzen Morgen, bis 1 oder 2 Uhr Nachmittags überaus angenehm; und man hat faſt immer die helle Sonne und einen klaren Himmel: dann aber ſteigen Dünſte auf, und der ganze Dunſtkreis wird mit ſchwarzen Wolken bedeckt, die ſo grauſenvolle Ungewitter mit Donner und Blizen hervorbringen, daß alle nahen Berge zittern, und die Stadt bald ihre ſchrekliche Wirkungen empfindet. Dann ſtürzen aus den Wolken ſo heftige Regengüſſe, daß die Straſſen wie Flüſſe, und die Märkte der Stadt, ob ſie gleich abhängig ſind, wie Seen ausſehen. So hält das Wetter gemeiniglich bis Sonnenuntergang an, da es klar wird, und die Natur das holde Anſehen des Morgens wieder annimmt. Zuweilen dauert der Regen auch die Nacht durch, und ſogar 3 oder 4, oder mehrere Tage nach ein-

ander: umgekehrt folgen aber auch bisweilen 3, 4, 6 ja 8 ſchöne Tage auf einander.

Zwiſchen Sommer und Winter iſt nur ein ſehr unbeträchtlicher Unterſchied. Die Zeit zwiſchen dem September und dem April und May oder Jun. heißt hier die Winterzeit; die andern Monate aber machen den Sommer aus. In der erſtern Jährszeit fällt vorzüglich viel Regen; und in der leztern haben ſich die Einwohner oft ganze Tage hindurch des angenehmſten Wetters zu erfreuen. Bleibt aber einmal der Regen etwa 14 Tage aus; ſo ſind die Einwohner in der größten Beſtürzung, und halten öffentliche Gebete um Regenwetter. Eben ſo übel ſind ſie dran, wenn der Regen unaufhörlich fortdauert; alsdann ſind die Kirchen wieder von Supplicanten angefüllt, die um gutes Wetter beten. Denn eine lang anhaltende Dürre erregt gefährliche Krankheiten; ein beſtändiger Regen aber, ohne dazwiſchen eintretenden Sonnenſchein, verdirbt die Erdfrüchte.

§. 4. Man muß es wohl einer unbekannten Beſchaffenheit der Luft zuſchreiben, daß Quito von Muskiten und andern Inſecten von der Art, die in den heiſſen Ländern ſonſt das Leben ſo beſchwerlich machen, völlig frey iſt. Die Einwohner kennen ſolche nicht einmal: und eben ſo ſieht man hier auch ſelten eine Fliege: auch giftige kriechende Thiere plagen niemanden. Das einzige beſchwerliche Inſect das man hier findet, iſt der Nigua oder Pigue, ein ſehr kleines, einer Fliege ähnliches Inſect,

das dem bloſſen Auge kaum ſichtbar iſt. Dieſe halten ſich im Sande auf, ſezen ſich auf die Füſſe, die Fußſohle, oder die Zehen, und durchbohren die Haut ſo ſubtil, daß man ſich nicht vor ihnen in Acht nehmen kann: dann dringen ſie in die Haut, und ſezen ſich zwiſchen Haut und Fleiſch, ſaugen das Blut aus, und machen ein Neſt, das mit einer weiſſen feinen Decke, die wie eine flache Perle ausſieht, bedeckt iſt, worein ſie ihre Eyer legen, und dieſes Neſt, ſo wie die Anzahl derſelben zunimmt, erweitern. Dieſes muß man nothwendig herausnehmen; ſonſt zerſpringt es von ſelbſt, und dann verbreitet ſich eine unzählige Menge kleiner Niſſe, die endlich Nigua's werden, und den ganzen Fuß durchwühlen. Sie erregen die heftigſten Schmerzen, beſonders während der Operation des Herausziehens; denn ſie dringen zuweilen ſogar bis auf den Knochen. Dieſe Inſecten ſind in Carthagena und vielen andern Orten eben ſo gemein wie hier.

Die Peſt iſt hier, ſo wie im übrigen ganzen Amerika, unbekannt; aber dagegen ſind hier andere Krankheiten, die viele Zufälle von jener haben: z. B. bösartige Fleckfieber und Pleureſien, die, wenn ſie herrſchend ſind, unzählige Menſchen wegraffen. Eine andere Krankheit, die man Vicho, oder mal del malle nennt, iſt eine Art von Gangrän im Maſtdarm, der diejenigen ſehr ausgeſezt ſind, die die güldne Ader haben. Die geile Seuche iſt hier ſo gemein, daß nur wenige Leute von

derſelben frey ſind; und eben weil ſie ſo herrſchend iſt, iſt ſie nicht ſo ſchimpflich, wie in andern Ländern. Wenn die N. und NO. Winde wehen, die die kälteſten Winde ſind: ſo werden die Einwohner mit beſchwerlichen Catarrhen befallen. Die Hundswuth kennt man in Amerika gar nicht: aber dagegen iſt hier eine andere Krankheit, die erſterer in einigen Stücken, ſonſt aber den Blattern, ähnlich iſt. Von dieſer Krankheit bleiben wenige oder gar niemand frey: wer ſie aber einmal gehabt hat, kriegt ſie nie wieder. Die Zufälle dabey ſind Zuckungen an allen Theilen des Leibes, beſtändige Neigung zum Beiſſen, Raſerey und Blutſpeyen. Leute von ſchwächlicher Conſtitution, die die Heftigkeit dieſer Krankheit nicht aushalten können, ſterben daran. Dieſe Krankheit iſt gleich gemein in ganz Südamerika.

Der Boden iſt unglaublich fruchtbar; denn die Früchte und die Schönheiten der verſchiednen Jahrszeiten ſieht man hier zu einer und eben derſelben Zeit. Und der aufmerkſame Europäer bemerkt mit angenehmer Verwunderung, daß dieweil einige Pflanzen auf dem Felde welken, andere von eben der Art wieder aufkeimen; und daß, indem einige Blumen ihre Schönheiten verlieren, andere wieder aufblühen, um den reizenden Anblick zu unterhalten: ja daß, wenn die Früchte an den Bäumen reif ſind, und die Blätter anfangen, ihre Farbe zu verändern, neue Blätter ausbrechen, und Früchte in allen ihren Gradationen von Gröſſe und

Reiſe an Einem Baume hängen. Eben dieſe nie ausruhende Fruchtbarkeit zeigt ſich hier auch bey dem Korn, das zu einer und eben derſelben Zeit reifet und geſäet wird. Das zulezt geſäete Korn kommt eben aus der Erde hervor, das zeitiger geſäete ſteht in Aehren, und das noch vorher geſäete iſt vollkommen reif; ſo ſtellen die nahen abhängigen Hügel die Schönheit aller 4 Jahrszeiten dem Auge auf einmal dar. Dies gilt zwar überhaupt: aber doch iſt eine beſtimmte Zeit für die groſſe Erndte, und zuweilen iſt die bequemſte Zeit zum Säen an dem einen Orte ein oder zwey Monate früher, als an einem andern, der vielleicht nur 3 oder 4 Seemeilen weiter liegt. Eben ſo ſäet oder erndtet man an verſchiedenen Orten, und zuweilen an Einem Orte, das ganze Jahr hindurch verſchieden: und die Beſchleunigung oder Verzögerung hängt von der verſchiedenen Lage ab: je nachdem es Berge, hoch liegendes Land, Ebenen, oder Thäler ſind, und die Luft auch in jedem verſchieden iſt; ſo ändert man auch die verſchiedenen Arbeiten der Landwirthſchaft.

Das einzige Nahrungsmittel, woran hier einiger Mangel iſt, ſind Hülſenfrüchte; aber dieſer Mangel wird durch Wurzeln erſezt. Von dieſen ſind die vornehmſten camates arucachas, yucas, ocas, und papas. Die drey erſten ſind in den heiſſen Ländern einheimiſch, und werden hier in den Zuckerpflanzungen, und in den Orten gebauet, die man valleys und yungas nennt: erſtere bedeuten

in der Tieſe, und leztere an den Seiten der Cordilleras liegende Ebenen; beyde aber ſind der Hize ausgeſezt. An dieſen Orten alſo zieht man Plantanen, Guincos, Guinea-Pfeffer, Granadillas, und andere dem warmen Himmelſtriche eigene Producte. Die kältern Gegenden liefern Birnen, Pfirſche, Abricoſen, Nectarinen (eine Art Pfirſchen) Melonen, Waſſermelonen, quaitambos, und aurimelos. Die Gegenden endlich, die man weder kalt noch warm nennen kann, bringen Fruitillas oder peruaniſche Erdbeeren hervor. Die ſaftigen Früchte, die ein warmes Clima bedürfen, findet man hier auch, das ganze Jahr hindurch, in groſſer Menge; nemlich ſineſiſche und ſevilliſche Orangen, Limonien, Citronen, limes, (Limon ſpinoſum) cidras, und toronjas. Die Bäume haben durch das ganze Jahr Blüthen und Früchte, gleich denen, die hier einheimiſch ſind, und füllen beſtändig den Tiſch der Einwohner.

§. 5. Jezt wollen wir, eine nähere Nachricht von einigen der merkwürdigſten dieſer Früchte geben.

Die Chirimoya wird allgemein für eine der delikatſten Früchte in der Welt gehalten. Sie iſt verſchiedentlich dicke, von 1 bis 3 Zoll im Durchmeſſer. Sie iſt nicht vollkommen rund, ſondern gegen den Stengel zu platt, wo ſie eine Art von Nabel bildet; an allen andern Stellen aber iſt ſie faſt cirkelrund. Sie iſt von einer dünnen zarten Schaale umgeben, die ſo feſt am Fleiſche ſizt, daß man ſie

nicht ohne Meſſer davon trennen kann. Die äuſſere Seite iſt grün, und von hervorragenden Adern geſtreift, die über die ganze Schaale eine Art von Nez bilden. Das Fleiſch iſt weiß und enthält eine groſſe Menge eines Honig ähnlichen Saftes, der einen ſüſſen mit angenehm ſaurem, gemiſchten Geſchmack und vortreflichen Geruch hat. Der Saamen wird an verſchiedenen Stellen in dem fleiſchigten Theile der Frucht gebildet, und iſt etwas platt. Der Baum iſt hoch und buſchigt, der Stamm dick und rund, doch etwas uneben, und hat elliptiſche Blätter, die ſich in eine Spize endigen. Die Blüthen ſind etwas anders gefärbt, als die Blätter, die dunkelgrün ſind; und ob ſie gleich ganz und gar nicht ſchön ſind, ſo ſind ſie doch wegen ihres unvergleichlichen Geruchs merkwürdig, und werden daher von dem Frauenzimmer geſucht und theuer bezahlt.

Die Granadilla iſt einem Hühnereye ähnlich, doch gröſſer. Die äuſſere Seite der Schaale iſt glatt, glänzend, und matt fleiſchfarbigt; die innere Seite weiß und weich. Die Schaale enthält ein zähes, flüſſiges Weſen, voll ſehr kleiner zarten Körner, die nicht ſo hart wie die an den Granatäpfeln ſind. Dieſes markigte Weſen iſt durch eine dünne, durchſcheinende Haut von der Schaale getrennt. Dieſe Frucht hat einen angenehm ſüſſen, mit einer Säure gemiſchten Geſchmack, iſt ſehr herzſtärkend und erfriſchend, und ſo geſund, daß man ohne Schaden eſſen kann, ſo viel man mag.

Die Frutilla oder peruaniſche Erdbeere unterſcheidet ſich ſehr von der europäiſchen durch die Gröſſe: denn ob ſie gleich hier gemeiniglich nicht über einen Zoll lang iſt: ſo wird ſie doch in andern Gegenden von Peru weit gröſſer. Aber im Geſchmacke muß ſie, ob ſie gleich ſaftig, und nicht ganz unſchmackhaft iſt, der europäiſchen nachſtehen.

§. 6. Die Stadt Quito liegt unter 13° 33′ Südl. Breite, an dem öſtlichen Fuſſe der weſtlichen Cordilleras de los Andes, 35 Seemeilen weſtwärts von der Küſte der Südſee. Sie iſt am Abhange des Berges Pichincha erbaut, welcher ſich weit über die Wolken erhebt, und iſt von andern Bergen mittlerer Höhe umgeben, zwiſchen vielen Felſen und Klüften, wovon einige beträchtlich tief ſind, und ſich durch die ganze Stadt hinziehen, ſo daß eine groſſe Anzahl von Häuſern auf Bogen ſteht, wodurch die Straſſen unregelmäſſig und ſehr uneben werden. Nahe bey der Stadt ſind zwo geräumige Ebenen, die eine an der OSeite iſt 3 Seemeilen lang, und die andere an der NSeite etwa 2 Meilen groß; worauf hin und wieder angebaute und beſäete Ländereyen liegen, die die Ausſicht aus der Stadt verſchönern, da ſie eine immergrüne mit Blumen bemalte Fläche vorſtellen. Dieſen herrlichen Anblick verſchönern noch die an den Anhöhen zahlreich weidenden Heerden Viehes. Beyde Ebenen ziehen ſich nahe bey der Stadt zuſammen, und bilden bey ihrer Vereinigung einen ſchmalen Strich Landes voll ſolcher Anhöhen, auf denen ein Theil von Quito ſteht. Es kömmt manchen vielleicht beſonder vor, daß, da doch zwo ſo ſchöne und geräumige Ebenen ſo nahe liegen, die Stadt eine ſo unbequeme Lage hat; allein diejenigen, die die erſte Grund-

läge zur Stadt legten, hatten die Abſicht, ſie an der Stelle anzulegen, wo die alte Hauptſtadt der Indier gelegen hatte. Ehedem war ſie weit berühmter als jezt; denn die Einwohner nehmen täglich ab, und ganze Straſſen von Indierhütten ſtehen ganz verlaſſen.

Der vornehmſte Marktplaz iſt geräumig, gut bebaut, und hat ſogar einige recht prächtige Gebäude. An der einen Seite deſſelben ſteht die Domkirche, und gegen dieſer über der biſchöfliche Pallaſt; an der dritten Seite liegt das Rathhaus, und an der vierten der Pallaſt der Audienz; in der Mitte iſt ein ſchöner Springbrunnen. Der Pallaſt der Audienz verunſtaltet aber den Markt mehr, als daß er ihn verſchönert, weil man ihn gröſtentheils verfallen läßt, und nur wenige Zimmer und Säle zu erhalten ſucht. Vier Straſſen, die ſich an den Ecken des Markts endigen, ſind breite und artige Straſſen: aber 3 bis 400 Ellen vom Markte ab fangen ſchon die Abhänge an, welche machen, daß die Einwohner keine Kutſchen oder anders Fuhrwerk brauchen können.

Die vier erwähnten Straſſen ausgenommen, ſind alle übrige krumm, und haben weder Ordnung noch Symmetrie. Einige werden durch Klüfte unterbrochen, und hier ſtehen die Häuſer an den Seiten dieſer ſchiefen, rauchen und unordentlich laufenden Hölen. Einige Häuſer liegen in der Tiefe derſelben, andere auf der Höhe. Die Hauptſtraſſen ſind gepflaſtert, und die nicht gepflaſterten ſind meiſt nach gefallenem Regen nicht zu paſſiren.

Auſſer dem Hauptmarkte ſind hier noch zwey andere ſehr geräumige, und noch mehrere kleinere. An dieſen liegen die meiſten Klöſter, die dann ſehr artig ausſehen, da ihre vordere Seite mit allen Verzierungen der

Baukunſt verſehn iſt: vorzüglich das Franciſcaner Kloſter, das von Quaderſteinen erbauet iſt, und wegen der guten Einrichtung in ſeinen einzelnen Theilen, und des guten Geſchmacks im Ganzen, den herrlichſten Gebäuden in Europa gleich geſchätzt wird, die vornehmſten Häuſer ſind ſehr groß, und einige derſelben haben geräumige, und gut eingerichtete Zimmer: doch hat keines mehr als Ein Stockwerk, gemeiniglich aber doch einen Erker nach der Straſſe hin. Die Thüren und Fenſter ſind ſehr niedrig und enge. Die Häuſer ſind aus ungebrannten Ziegeln gebauet, die mit einem ungewöhnlich feſten, ſchon bey den alten Indiern gebräuchlichen Mörtel verkittet ſind.

Man theilt die Stadt in ſieben Pfarreyen, den Dom mit eingerechnet, der auſſer ſeinem koſtbaren Geräthe, noch mit Tapeten und andern köſtlichen Verzierungen verſehen iſt. Die andern Pfarrkirchen ſind mittelmäſſig; doch iſt die Capelle del Sagrario ſehr groß, ganz von Steinen, und mit ſehr vielem Geſchmacke gebaut.

Die Mönchsklöſter ſind vom Orden der Auguſtiner, Dominikaner, und der Väter der Barmherzigkeit, die die Häupter der Provinzen ſind. Auſſer dieſen iſt hier noch ein anderes Franziſcaner-Barfüſſerkloſter, ein Dominicanerkloſter, und eines für die barmherzigen Väter, ein Jeſuiter-Collegium und zwey weltliche Collegia, in deren einem eine Univerſität unter dem Schuz des heiligen Gregorius iſt. Auch ſind hier verſchiedene Nonnenklöſter: eines von der Empfängniß, ferner von den Orden der heiligen Clara, St. Catharine, und zwey der Barfüſſer Thereſianerinnen. Das Jeſuiter-Collegium, und die Mönchsklöſter ſind ſehr groß, gut gebauet, und prächtig, und die dazu gehörigen Kirchen ſind herrlich ausgeſchmückt. Vorzüglich geſchiehet dieſes

ſes Verzieren an Feſttagen, wo man über die ungeheure Menge des Silbergeſchirres, der reichen Tapeten, und anderer prächtigen Zierrathen, die alsdenn zur Schau ausgeſtellt werden, erſtaunen muß. Die Nonnenklöſter können zwar ſolche Reichthümer nicht aufweiſen; ſie übertreffen aber jene an Eleganz und Feinheit im Geſchmack. Man findet hier auch ein Hoſpital unter der Aufſicht des Ordens unſerer Frauen von Bethlehem.

Das Dom-Capitel beſteht aus dem Biſchof, deſſen jährliche Einkünfte ſich auf 24000 Thaler (dollars Piaſters) belaufen, einem Dechant, der 2500 Thaler Beſoldung hat, einem Erzdiaconus, Cantor, Schazmeiſter, und einem Doctrinal die jeder jährlich 2000 Thaler haben; dreyen Domherrn, deren jeder 1500; vier Präbendarien, die 600; und zween Halb-Präbendarien, deren jeder 420 Thaler jährlich genießt. In dieſem Dom begeht man das Fronleichnamsfeſt und Mariä Empfängniß mit erſtaunendem Pracht. Auch der beſondere Pomp, mit dem bey jenem Feſte die Hoſtie in Proceſſion herumgetragen wird, iſt merkwürdig. Alle Häuſer an den Straſſen, durch welche die Proceſſion geht, ſind mit reichen Teppichen behangen; und in gewiſſen beſtimmten Entfernungen ſind prächtige Schwibbogen mit Altären errichtet, die höher als die Häuſer ſind, auf welchen, wie auf Triumphbogen, eine ſo unſägliche Menge von Silbergeſchirr, und Edelgeſteinen in ſo artiger Ordnung über einander gelegt werden, daß man ſich mehr darüber vergnügt, als über die Reichthümer erſtaunt. Alle in öffentlichen Aemtern ſtehende Perſonen ziehen in prächtigen Kleidern, und viele Indier in reichen Zeugen einher; leztere tragen Glocken an den Füſſen, ſpielen auf kleinen Trommeln und Pfeifen, und begleiten tanzend den Zug.

§. 7. Was die Gerichtshöfe in Quito anbelangt, ſo iſt der vornehmſte die Königliche Audienz, die aus dem Preſidenten beſteht, der zugleich Gouverneur in der Provinz in Dingen, die Rechtsſachen anbetrefen, iſt; aus vier Auditoren, die zugleich Civil- und Criminalrichter ſind; 1 Königl. Fiſcal, der auſſer den Sachen, die vor die Audienz gebracht werden, auch von allem, was zum Finanzweſen gehört Notiz nimmt; und aus einem Beamten, der den Protector der Indier vorſtellt, der für ſie ſpricht, und, wenn ſie beleidigt werden, ihnen als Anwald dient.

Dann folgt das Schazmeiſter-Amt, deſſen vornehmſte Bedienten ein Zahlmeiſter, ein Schazmeiſter, und ein königl. Fiſcal ſind.

Das Tribunal der Creuzbulle, das einen Commiſſar, der gewöhnlich auch ein Amt bey der Kirche bekleidet, und einen Schazmeiſter hat.

Hier iſt auch eine Kammer für die Nachlaſſenſchaft verſtorbener Leute: ein Inſtitut, das in ganz Indien iſt, und das das Vermögen derjenigen in Empfang nimmt, deren rechtmäſſige Erben in Spanien ſind, um ſolches gegen die Gefährlichkeiten zu ſichern, denen es etwa in den Händen von Privatperſonen unterworfen ſeyn möchte.

Auch ein Inquiſitions-Commiſſar hält ſich hier auf, nebſt einem Alguazil-Major und ſeinen Familiaren, die die Inquiſition zu Lima ſezt.

Die Bürgerſchaft beſteht aus einem Corregidor, zween ordentlichen ordentlichen Alcaldes, die jährlich gewählt werden, und den Regidoren. Dieſe

führen die Aufſicht über die Wahl der Alcaldes, wobey nicht wenig Unruhen vorfallen, da das Volk in zwo Parthien getheilt iſt, in Creolen und Europäer.

§. 8. Dieſe Stadt iſt ſehr volkreich, und hat unter ihren Einwohnern einige Familien von hohem Rang und Anſehen, die entweder von den Eroberern urſprünglich abſtammen, oder die zu verſchiednen Zeiten aus Spanien gekommen ſind, und einträgliche Stellen erhalten haben. Doch iſt die Anzahl dieſer groſſen Familien ſehr klein.

Das gemeine Volk kann man unter 4 Claſſen bringen: Spanier, Meſtizen, Indier und Negern mit ihrer Nachkommenſchaft; leztere ſind hier doch nicht in Verhältniß zu den andern ſo zahlreich, wie in andern Orten.

Die Creolen ſind gut gebaut, lang gewachſen, und haben ein lebhaftes, angenehmes Anſehn. Die Meſtizen ſind im Ganzen auch wohl gebauet, oft länger als die gewöhnliche Gröſſe, ſehr robuſt, und ſehen angenehm aus. Die Indier, ſowohl Männer als Weiber, ſind gemeiniglich klein, doch ſtark, uud gut proportionirt; bey ihnen aber findet man doch mehr natürliche Fehler als bey andern. Einige ſind auffallend klein, einige dumm, ſtumm, oder blind. Ihr Haar iſt gewöhnlich dick und lang, ſie tragen es los auf den Schultern herab, hängend; die Indiſchen Weiber aber binden ihre Haare hinterwärts mit einem Bande, und ziehen dies bis etwas über die Augenbraunen von einem Oh-

re zum andern. Die gröſste Beleidigung, die Indiern beyderley Geſchlechts kann zugefügt werden, iſt, wenn ihnen die Haare abgeſchnitten werden: alle cörperliche Strafen, die ihre Herren für ſie ausdenken, leiden ſie geduldig, aber dieſe Beleidigung vergeben ſie nie; und dem zufolge hat die Regierung dieſe Strafen für die gröſten Verbrechen beſtimmt. Dieſes ihr Haar iſt gemeiniglich kohlſchwarz; dabey lang, hart, und ſteif wie Pferdehaare. Die Meſtizen ſchneiden dagegen, um ſich von den Indiern zu unterſcheiden, ihr Haar ab; die Weiber ahmen ihnen aber hierinn nicht nach.

Man hat bemerkt, daſs dies Land mehr Weiber als Männer hat; dies iſt um ſo viel merkwürdiger, da die Urſachen, die die Männer veranlaſſen, ihr Vaterland zu verlaſſen, nemlich Reiſen, Commerz, und Krieg, doch natürlicherweiſe mehr Männer als Weiber aus Europa hieher ziehen. Man findet aber viele Familien, wo eine Menge Töchter, und kein einziger Sohn iſt. Die Frauensperſonen ſind weit geſunder; welches wohl einigermaaſſen dem Clima, und noch beſonders der frühen Unmäſſigkeit und Wolluſt des andern Geſchlechts, zuzuſchreiben iſt.

Die Weiſſen kann man für ein Sechstheil, und die Meſtizen, die von Spaniern abſtammen, für ein Drittheil aller Einwohner rechnen: dann folgen die Indier, die gleichfalls ein Drittheil, und andere, die von dieſen abſtammen, und etwa ein Sechstheil ausmachen. Dieſe machen, nach den ſicherſten Nachrichten, zwiſchen

30 und 60,000 Seelen von allerley Alter, Geſchlecht und Stande aus. Die Spanier ſollte man natürlich für die reichſten, angeſehenſten und mächtigſten halten: allein wirklich ſind viele von ihnen Verhältnißmäſſig die ärmſten, elendeſten, und bedürftigſten; denn ihre Umſtände mögen ſeyn wie ſie wollen, ſo haben ſie immer groſſe Abneigung, ſich mit Handarbeiten abzugeben, weil ſie dies für eine Entehrung ihres Vorzugs halten, den ſie ſelbſt ſo hoch ſchäzen, und der darinn beſteht, daß ſie weder ſchwarz noch braun, noch Kupferfarbigt ſind. Die Meſtizen legen ſich fleiſſig auf Künſte und Handlung, erwählen aber doch die, die am mehrſten im Anſehen ſtehen, nemlich Mahlerey, Bilderhauerkunſt, und dergleichen, worinn ſie ſich auch ſehr hervorthun. Einige haben ſich ſogar berühmt gemacht; und einige Stücke eines dieſer Meſtizen ſind ſogar nach Rom gebracht, und daſelbſt mit einmüthigem Beyfall der Kenner aufgenommen worden. Dieſe ihre Arbeiten verdienen um ſo mehr Bewunderung, da ſie die zur geſchickten Bearbeitung und Accurateſſe nöthigen Werkzeuge nicht haben; übrigens aber ſind ſie ſehr träge und phlegmatiſch. Die Indier ſind gewöhnlich Schuſter, Ziegeldecker, Weber u. ſ. w. aber auch nicht fleiſſiger, wie jene. Die gelehrigſten und ruhigſten ſind Barbierer und laſſen Ader, ſo geſchickt, als der beſte Europäiſche Barbier. Die Schuſter hingegen ſind ſo faul, daß man oft auf keine andere Art die beſtellten Schuhe erhält, als wenn man die Materialien dazu kauft,

und ſo lange bey dem Indier bleibt, bis ſie fertig ſind. Dies kommt hauptſächlich von der Gewohnheit, die Arbeit vorher zu bezahlen her; denn wenn der Indier Geld bekommt, ſo verſäuft er alles in chicha, einer Art Bier aus Mais, und iſt nie nüchtern, ſo lange noch Geld da iſt; hernach aber will er für das bereits durchgebrachte nicht arbeiten.

§. 9. Was die Kleidung der Einwohner anbelangt, ſo tragen die Spanier einen ſchwarzen Mantel, und unter demſelben einen langen weiten Rock, mit ganzen und nur an der Seite ofnen Ermeln; längs der Nath am Leibe und den Ermeln ſind Knopflöcher und 2 Reihen Knöpfe der Zierde wegen. Bey allen andern ſolchen Dingen laſſen die Reichen viele Pracht ſehen; ſie tragen die feinſten Tücher oder ſeidene Stoffen, ja ſehr oft mit Gold und Silber gewirkte Zeuge.

Das Frauenzimmer vom erſten Range trägt oben ein Hemd, woran ein Unterrock los befeſtigt iſt, und über beydes ein Stück von Boy. Jedes Kleidungsſtück iſt mit Spizen beſezt; und an Feſttägen tragen ſie die reichſten Stoffen mit verſchwenderiſchem Puze. Ihr Haar legen ſie meiſt in Locken, machen aus ſelbigen im Nacken eine Art von Creuz, ziehen durch ſolches ein reiches Band, zweymal um den Kopf, und legen die Enden in Geſtalt einer Roſe an die Schläfe. In dieſe Roſen ſtecken ſie Diamanten und Blumen, welches allerliebſt ausſieht. Wenn ſie in die Kirche gehn, ſo tra-

gen ſie zuweilen ein ganzes Kleid, gewöhnlicher aber doch bey dieſer Gelegenheit einen Schleyer.

Die Meſtizen tragen meiſt ein blaues Tuch, das im Lande gemacht wird. Die gemeinſten Spanier wollen ſich zwar gerne von ihnen unterſcheiden, entweder durch die Farbe, oder durch die Façon der Kleider: dennoch bemerkt man nur einen ſehr geringen Unterſchied zwiſchen beyden.

Die Meſtizenweiber wollen gerne wie Spanierinnen gehen, nur in der Koſtbarkeit der Kleidung können ſie es ihnen nicht gleich thun. Die ärmern tragen keine Schuhe, ſondern gehen, wie die Mannsleute von ihrem Stande, barfuß.

Die Kleidung der Indier beſteht aus weiſſen baumwollenen Hoſen, die bis auf die Waden herunter hängen, wo ſie los, und mit einer Borte, die ſich zum Oberkleide ſchikt, beſezt ſind. Ihr Oberkleid iſt ein ſchwarzer baumwollener Ueberrock, der wie ein Sack gemacht iſt, und an einem Ende drey Ausſchnitte hat, einen in der Mitte für den Kopf, und zween an den Ecken für die Arme; und der, ſo ihren nackenden Leib bis an die Knie bedeckt. Ueber dieſen tragen ſie einen wollenen Mantel mit einer Oefnung in der Mitte, um den Kopf dadurch zu ſtecken, und einen im Lande gemachten Hut. Dies iſt ihre gewöhnliche Tracht, die ſie nie ablegen, ſelbſt nicht, wenn ſie ſchlafen: und weiter haben ſie für ihre Füſſe und Fußſohlen keine Bedeckung. Die reicheren Indier, vorzüglich die Barbierer und Aderläſſer, unterſcheiden

ſich von ihren Landsleuten durch die feineren Hoſen, und dadurch, daß ſie ein Hemd ohne Ermel aber mit einer 4 bis 5 Finger breiten Borte, die wie ein Kragen oder Halstuch rund herum geht, tragen. Sie tragen Schuhe und ſilberne und goldene Schuhſchnallen, aber keine Strümpfe; und ſtatt eines ſchlechten wollenen Mantels tragen ſie einen von feinem Tuche, der oft mit ſilbernen und goldnen Borten beſezt iſt.

Bey den Indierinnen ſind 2 Arten Kleider Mode, die eben ſo einfach wie die gewöhnlichen Kleider ihrer Männer gemacht ſind; der ganze Anzug beſteht aus einem kurzen Röckgen, und einem Schleyer von amerikaniſchem Boy. Die gemeinſten Indierinnen tragen bloß einen Rock, von derſelben Art, und demſelben Zeuge wie die Männer, den ſie mit zwey groſſen Nadeln um den Schultern befeſtigen, der bis auf die Waden herunter hängt, und um die Mitte des Leibes mit einer Art von Gürtel befeſtigt iſt. Statt des Schleyers tragen ſie um den Hals ein Stück vom nemlichen groben Zeug, das ſchwarz gefärbt iſt; ihre Arme und Füſſe aber ſind nackend. Die Caciqueſſen, oder Indierinnen, die an die Alcaldes-Majors, Statthalter, und andere verheyrathet ſind, unterſcheiden ſich durch ein Röckgen von Boy, das mit Bändern beſezt iſt; hierüber tragen ſie eine Art von ſchwarzem Mantel, der an einer Seite offen, von oben bis unten in Falten gelegt, und gemeiniglich mitten um den Leib mit einem Gürtel befeſtigt iſt. Statt

des Schleyers, den die gemeinen Indierinnen tragen, haben ſie einen, der weit mehr in Falten gelegt iſt, und hinten vom Kopf bis ans Ende des Rockes herunter hängt. Dieſen machen ſie vorne mit einer groſſen ſilbernen Nadel (bodkin) zu. Ihr Kopfputz beſteht aus einem Stück feiner Leinwand, die ſonderbar gefaltet mit den Enden hinten herab hängt; und ohne Schuhe gehen ſie nie aus.

Die jungen Leute vom Stande werden hier in der Weltweisheit und Religion unterrichtet; einige ſtudieren auch das bürgerliche Recht, doch gemeiniglich ſehr ungerne. In dieſen Wiſſenſchaften zeigen ſie viel Verſtand und Gelehrigkeit; allein ſowohl in hiſtoriſchen und politiſchen als auch andern Kenntniſſen ſind ſie ſehr zurück. Die einzige Beſchäftigung der Vornehmeren, die keine Kirchenämter bekleiden, beſteht darinn, daß ſie auf ihre Güter reiſen, wo ſie auch die ganze Erndtezeit zubringen; wenige von ihnen geben ſich mit der Handlung ab, ſondern überlaſſen dieſe einträgliche Beſchäftigung gänzlich den Europäern. Doch halten einige wenige Creolen und Meſtizen Kramläden in der Stadt.

Das vornehmere Frauenzimmer iſt recht artig im Umgange, und hat ein ſehr angenehmes Temperament: beyde Eigenſchaften ſind wirklich dieſem ganzen Geſchlecht in dieſem Theile von Amerika eigen. Ihre Kinder werden beſtändig unter ihrer Aufſicht erzogen, welches aber nicht ſehr vortheilhaft für ſelbige iſt: denn aus zu groſſer Liebe

überſehen ſie gemeiniglich die Fehler, die ſo oft die Jugend in Unglück und Verachtung ſtürzen; ſie ſuchen oft die Vergehungen des Sohnes dem Vater zu verheelen, und wenn dieſer ſie entdeckt, ſo entſchuldigen ſie mit Hize ihren Liebling, um ihm die Ruthe zu erſparen.

Mangel an ordentlichen Beſchäftigungen, und Nachläſſigkeit bey der Erziehung, veranlaſſen bey dem Pöbel Tänze und Gaſtereyen, denen ſie bis zur Ausſchweifung nachhängen: nie aber ſieht man Leute vom Stande bey dieſen Luſtbarkeiten.

§. 10. Dies Volk hat Speiſen, die man in Europa nicht kennt, es liebt aber vorzüglich Käſe, und in der Nähe von Quito hat man vortreffliche Butter. Süſſe eingemachte Früchte werden hier mehr, als in irgend einem andern Lande geliebt: und daher wird hier eine gewaltige Menge Zucker und Honig gebraucht. Eine Art, dieſem Appetite nachzuhängen, beſteht darinn: man preßt den Saft aus dem Zuckerrohr, und läßt ihn ſich ſezen und gerinnen; aus dieſer Maſſe macht man kleine Kuchen, die raſpaduras genannt, und von gemeinen Leuten ſo geſchäzt werden, daß ein Schnittgen von dieſen, und Käſe und Brod, ihnen ein ſo angenehmes Mahl, als den Reichen alle ihre mannigfaltigen Gerichte, ſind.

Rum iſt das gewöhnliche Getränk aller Einwohner: aber ihr Liebſtes iſt Branntwein. Vorzüglich ſieht man bey den Meſtizen von dem übermäſſigen Gebrauch dieſes Getränkes manche Unordnung entſtehen; auch die gemeinen Weiber, ſo wohl der Creolen, als auch der Meſtizen, übernehmen ſich darinn.

Ein anderes ſehr gewöhnliches Getränk in dieſem Lande iſt mate, das man aus einer Pflanze zubereitet, die in allen dieſen Gegenden von Amerika unter dem Namen Paraguay bekannt, und hier einheimiſch iſt. Man wirſt einige derſelben mit Zucker und kalt Waſſer, in eine mit Silber beſchlagne Kalebaſſe, die mate genannt wird. Nachdem dies einige Zeit ſo geſtanden hat, füllt man die Flaſche ganz voll heiſſen Waſſers, und trinkt dann dies Getränk durch eine in die Flaſche befeſtigte Pfeife. Auf die Art gießt man noch einigemal friſches Waſſer und Zucker hinein, bis man endlich auch friſches Kraut dazu nöthig hat. Gewöhnlich drückt man in dieſen Trank auch etwas weniges Limonien- oder Sevilliſchen Orangen-Saft, dem man einen angenehmen Geruch von wohlriechenden Blumen mitgetheilt hat. Dies trinken ſie gewöhnlich des Morgens nüchtern, viele aber laſſen es ſich auch des Abends gut ſchmecken. Die Art, wie ſie es trinken, iſt nicht ſehr appetitlich; denn die ganze Geſellſchaft trinkt nach der Reihe durch die nemliche Röhre, und man läßt es viele male herumgehn, bis alle genug getrunken haben. Die Creolen lieben dies Getränk ſo ſehr, daß ſie eine gute Quantität immer auf Reiſen mit ſich führen, und nicht eher eſſen, bis ſie eine Portion Mate getrunken haben.

Das Laſter des Spiels graſſirt hier auſſerordentlich ſtark. Die Vornehmeren und Reicheren haben dazu den Weg gewieſen, und die Geringe-

ren ſind ihrem Beyſpiele zum Ruin vieler Familien gefolgt. Einige haben ihre Capitalien, die ſie im Handel hatten, andere die Kleider vom Leibe, ja ſogar hinten drein die Kleider ihrer Weiber, durch die ſie die ihrigen wieder zu gewinnen hoften, verſpielt.

Das gemeine Volk, die Indier, und ſelbſt das Geſinde, ſind dem Diebſtahl ſehr ergeben. Die Meſtizen zeigen dabey, ob ſie gleich ſonſt ſehr feig ſind, viel Kühnheit: denn wenn ſie gleich niemand auf der Straſſe anzufallen wagen werden; ſo iſt das doch ein gewöhnlicher Handgriff bey ihnen, den Leuten den Hut wegzureiſſen, und dann davon zu laufen. So gering dieſer Gewinn zu ſeyn ſcheint, ſo iſt er doch zuweilen ſehr beträchtlich; die Hüte, die die Vornehmeren, oder die reichen Bürger zum Staat tragen, ſind von weiſſem Bieber, und 15 bis 20 Thaler wehrt, ohne die goldene oder ſilberne Borte, die mit einer goldnen mit Diamanten und Smaragden beſezten Spange befeſtigt iſt. Doch hört man ſelten etwas von Räubereyen auf den Heerſtraſſen.

In Quito, und den verſchiednen Städten und Dörfern dieſer Provinz, werden verſchiedne Sprachen geſprochen. Das ſpaniſche iſt ſo gemein, als das Inga oder die Landesſprache. Die Creolen ſprechen die leztere ſo viel wie die erſtere, beyde aber ſind durch entlehnte Wörter und Ausdrücke ſehr verſtellt. Die erſte Sprache, die die Kinder gewöhnlich reden, iſt die Inga, da die Ammen

Indierinnen ſind, die oft nicht ein Wort ſpaniſch verſtehen: und ſo lernen ſie in der Folge ein aus beyden Sprachen zuſammengeſeztes Wälſch.

Die koſtbaren Leichbegängniſſe zeigen, wie ſehr die Macht der Mode über Vernunft und Klugheit herrſchen kann. Denn ihre Prahlerey in dieſem Stücke iſt ſo groß, das manche Familien vom Stande, durch unüberlegtes Beſtreben, es andern zuvor zu thun, herunter gekommen ſind: und man kann wohl ſagen, daß es ſich dies Volk recht ſauer werden läßt, Reichthümer zu ſammlen, damit ihre Nachkommen ihrem Körper, wenn er von allem Pompe nichts mehr fühlt, recht verſchwenderiſche Ehre anthun können.

Was den Handel der Provinz Quito betrift; ſo ſind die Leute, die ihn vorzüglich treiben, die hier wohnenden, und andere gelegentlich hieher kommende Europäer. Leztere kaufen hier einheimiſche und verkaufen europäiſche Waaren. Die Manufacturen dieſer Provinz ſind bloß von Baumwolle, und weiſſem und geſtreiftem Boy und Tüchern, die mit Vortheil nach Lima verkauft werden, von da ſie in die inneren peruaniſchen Provinzen gehen. Man erhält dagegen theils Silber, theils Franzen von Gold- und Silberdrate, und Wein, Branntwein, Oel, Kupfer, Zinn, Bley und Queckſilber. Wenn die Galionen zu Carthagena anlangen: ſo gehn die Kaufleute dahin, um europäiſche Waaren einzukaufen, die ſie bey ihrer Rückkehr durch ihre Correſpondenten in der ganzen

Provinz vertreiben. Die Küſten von Neuſpanien verſehen dieſe Provinz mit Indigo, der in den Manufacturen in Menge verbraucht wird, weil Blau die allgemeine Farbe hier zu Lande iſt. Eiſen und Stahl wird durch Guayaquil, von Europa ſowohl als der Küſte von Guatimala, eingeführt.

Zweyter Abſchnitt.

Von den verſchiedenen Gerichtsbarkeiten in der Provinz Quito. Beſchreibung der Stadt St. Miguel de Ibarra; und der Art wilde Eſel zu fangen. Von dem Cochenille Inſect.

§. 1.

Die Provinz Quito wird in 9 Gerichtsbezirke eingetheilt. Dieſe ſind, von Norden her angefangen: San Miguel de Ibarra, Otabalo, die Stadt Quito, Laracunga, Rio Bamba, Chimbo, oder Guaranda, Guayaquil, Cuença, und Loja. Wir wollen davon bloß die merkwürdigſten beſchreiben.

§. 2. Die Stadt San Miguel de Ibarra liegt an dem Ende einer großen Ebene, in einer kleinen Entfernung von einer Bergkette und zwiſchen zween Flüſſen, die die Ebene beſtändig grün erhalten. Sie iſt von mittlerer Größe, hat gerade und breite Straſſen, und Häuſer die mehrentheils von Steinen, oder ungebrannten Ziegeln gebaut, alle aber mit Ziegeln gedeckt ſind. Rings um die Stadt ſind Vorſtädte, die von Indiern bewohnt werden, deren Hütten ein ſchlechtes Anſehn haben: die Häuſer in der Stadt aber ſind nett und über-

eins gebaut, ſie beſtehn aber doch nur aus einem Stockwerke über der Erde, doch haben die am Markte noch ein Stockwerk. Die Pfarrkirche iſt ein großes ſchönes Gebäude, und ſehr artig verziert. In der Stadt ſind Franciscaner- Dominicaner- und der barmherzigen Väter-Klöſter, ein Jeſuiter-Collegium, und ein Nonnenkloſter vom Orden der Empfängniß. Man ſchätzt die Einwohner auf 10 bis 12000 Seelen.

In dieſem Gerichtsbezirke wird das Zuckerrohr ſehr zeitig reif, und man kann es zu allen Zeiten in die Mühle bringen, weil es nicht eben nothwendig iſt, daß man es zu einer beſtimmten Zeit abſchneidet, da es nichts von ſeiner Güte verliert, wenn man es 2 oder 3 Monat, nach der Reife ſtehn läßt. Man kann es alſo in einem Vierteljahr einerndten, und die Mühlen ſind folglich das ganze Jahr hindurch im Gange.

Im Diſtrict des Fleckens Mira in dieſer Gerichtsbarkeit findet man ſehr viele wilde Eſel, die ſich ſehr vermehren, und nicht leicht gefangen werden. Die Eigner der Ländereyen, wo ſie ſich aufhalten, bieten kleine Belohnungen an andre aus, um ſo viel Eſel zu fangen, als ſie immer können: dieſe Prämien ſind der Zahl der Tage angemeſſen, die ſie auf dieſe Jagd verwenden. Man fängt ſie auf folgende Art: einige Leute begeben ſich zu Pferde mit einigen Indiern zu Fuſſe, nach einem gewiſſen Plaz, wo ſie einen Cirkel formiren, um die Thiere in ein Thal zu treiben; wohin ſie eilend reiten, und einen Strick, deſſen Ende eine Schlinge iſt, dieſen Thieren über die Köpfe werfen. Denn

ſo bald dieſe Thiere merken, daß ſie eingeſchloſſen ſind, ſo machen ſie wühtende Verſuche zu entwiſchen: und glückt es nur erſt einem durchzukommen, ſo folgen ihm alle andere mit unwiderſtehlicher Heftigkeit. Wenn die Jäger aber einen in der Schlinge gefangen haben; ſo werfen ſie ihn nieder, binden ihm die Füſſe, und laſſen ihn liegen, bis die Jagd geendigt iſt: dann paaren ſie ihn, um ihn wegzubringen, mit zahmen Thieren: dies iſt aber nicht ſo leicht; denn dieſe Thiere ſind ſo wild, daß ſie öfters diejenigen verwunden, die ſie dreſſiren wollen. Sie haben alle Behendigkeit eines Pferdes und weder ſteile Anhöhen noch Abhänge können ſie in ihrem Laufe aufhalten. Wenn ſie angefallen werden, ſo vertheidigen ſie ſich mit ihrem Maule und Ferſen ſo lebhaft, daß ſie, ohne ihre Heerde zu verlaſſen, oft ihre Angreifer lähmen. Sobald ſie aber erſt Laſten tragen, ſo verliehrt ſich ihre Geſchwindigkeit ſowohl, als ihre gefährliche Wildheit, und ſie erhalten bald das dumme Anſehn und das Träge der andern Thiere dieſer Art. Es iſt auch merkwürdig, das ſie keine Pferde unter ſich dulden; und wenn ſich einmal eines dahin verirrt, wo ſie weiden: ſo fallen ſie alle darüber her, und laſſen es nicht entfliehn, ſondern beiſſen, und ſtoſſen es mit den Füſſen ſo lange, bis es todt auf der Stelle liegen bleibt. Sie ſind ſehr unruhige Nachbaren: denn wenn es einmal einem oder dem andern einfällt zu ſchreyen; ſo antworten ihnen alle, die es nur hören, mit einem

lauten Geſchrey, das durch den Wiederhall in den Thälern und Felſen verſtärkt wird, und deswegen auch länger anhält.

§. 3. In dem Gerichtsbezirke Loja wächſt das berühmte ſpecifike Mittel wider die Wechſelfieber, das man unter dem Namen der Quinquina- oder Jeſuitenrinde kennt. Der Baum, von dem ſie kommt, iſt etwa 7 Ellen hoch; und der Stamm und die Zweige ſind von verhältnißmäſſiger Dicke. Um die Rinde zu erhalten, hauen die Indier den Baum nieder, ſchälen ihn ab, und trocknen die Quinquina. Ob hier gleich große Waldungen von dieſen Bäumen ſind: ſo nehmen ſie doch ſchon merklich ab, weil die Indier keine aus den Saamen ziehn, und die wild wachſenden bey weitem die Anzahl derer, die niedergehauen werden, nicht erſezen.

Sehr wichtig für den Gerichtsbezirk Loja iſt auch das Cochenille-Inſect, das hier eben ſo gut ſeyn ſoll, wie das aus Oaxaca in Neuſpanien. Allein die Einwohner ſammlen bey weitem nicht ſo viel, als ſie abſezen könnten, ſondern nur ſo viel, als die Färber in dieſen und der benachbarten Gerichtsbarkeit von Cuença bedürfen. Dieſe ſchöne und dauerhafte Farbe allein macht es vermuthlich, daß die Teppiche aus Loja und die Boy's aus Cuenza allen andern vorgezogen werden.

Das Cochenille-Inſect lebt an einer Pflanze, die Nopal, oder indiſcher Feigenbaum, lateiniſch Opuntia maxima, heißt. Die Art, dieſe Pflanze

zu ziehen, iſt dieſe: man macht Reihen von Höhlen, die etwa eine halbe Elle tief, und 2 Ellen von einander ſind. In jede dieſer Höhlen legt man ein oder zwey Nopalblätter flach ein, und bedeckt ſie mit Erde. Dies Blatt wächſt bald zu einem einzelnen Stamm auf, der ſich, während ſeines Wachſens, in verſchiedene Zweige theilt, die allmählig wieder friſche Blätter treiben, wovon das größte nahe am Stamme hervorkommt, und wie die Zweige voll Knoſpen iſt, aus denen die Blätter hervorkommen. Die Pflanze wird ſelten über 3 Ellen hoch; ihre Blüthe iſt klein und hellroth, und hat die Geſtalt einer Knoſpe, in deren Mittelpunkt ſich die Frucht zeigt. Wenn die Feige reif iſt, ſo wird ihre äuſſere Schaale weit: das innwendige Fleiſch aber iſt ſo ſehr hochroth, daß es den Urin färbt, wenn man davon ißt. Es giebt wohl wenige Früchte, die angenehmer und geſünder wären. Man hielt ehedem die Cochenille für die Frucht oder den Saamen einer eigenen Pflanze; jezt aber weiß man, daß ſie ein Inſect iſt, das an dieſer Pflanze erzeugt wird, und ſich davon nährt; es legt ſeine Eyer zwiſchen die Blätter. Der Saft der Pflanze, der ihre einzige Nahrung ausmacht, geht ganz in ihre Säfte über, und daher erhalten ſie eine ſchöne Carmoiſinfarbe. Wenn dieſe Inſecten ihre völlige Größe erreicht haben, ſo ſammlet man ſie, und wirft ſie in irrdene Töpfe: man muß ſich aber ſehr ſorgfältig hüten, daß ſie nicht wieder herauslaufen, weil man ſonſt eine Menge wie-

der verlieren würde. Wenn ſie in dieſen Töpfen einige Zeit geweſen ſind: ſo werden ſie getödtet, und in Säcke geſchüttet. Dieſe Indier tödten die Inſecten auf dreyerley Art: durch Feuer oder durch die Hize der Sonneuſtrahlen, oder durch heiſſes Waſſer; und daher kommen auch die verſchiedenen Gradationen in der Farbe. Wenn man ſie durch Feuer tödtet: ſo ſchiebt man ſie mit Schaufeln in einen mäſſig heiſſen Ofen; und die feine Farbe der Cochenille hängt davon ab, daß man ſie beym Töd-ten nicht allzu ſehr dörre. Die beſte Art, dies theure Inſect zu tödten, ſcheint doch die zu ſeyn, daß man ſie den Sonnenſtrahlen ausſezt. Es iſt merkwürdig, daß dies Inſect auf gar keine merk-liche Art die Pflanze beſchädigt; ſondern es zieht ſeine Nahrung nur aus dem ſaftreichſten Theil der Pflanze vermittelſt ſeines Rüſſels (proboſcis) durch den feinen Ueberzug der Blätter.

Dritter Abſchnitt.

Von den Gouvernements Quixos, Macas und Jaen de Bracamoras; ihrer Lage, Clima, Gröſse und Producten.

§. 1.

Auſſer den erwähnten Gerichtsbezirken ſind noch 5 Gouvernements in der Provinz Quito; wovon

eine ein Theil von der bereits beſchriebenen Provinz Popayan iſt. Wir wollen mit Quixos, Jacas und Jaen de Bracamoras, anfangen.

Die beyden erſtern liegen an der Oſtſeite der Cordillera des Andes. Quixos liegt nördlich, und ſtößt an den Gerichtsbezirk Popayan: Oſtwärts erſtreckt es ſich bis zum Fluß Aguarico, und Wwärts bis zu einem Theil der Gebirge Andes. Die Städte ſind hier ſehr klein, und verdienen keine beſondere Beſchreibung; die vornehmſten ſind die Städte Archidona und Avila, deren Einwohner beſtändig auf ihrer Hut wider die freyen Indier ſeyn müſſen, von denen ſie rings herum umgeben ſind, und die oft ihre Häuſer und Pflanzungen berauben. Sie machen verſchiedene Nationen aus, und leben im Lande ſo zerſtreut, daß jede Dorfſchaft in beſtändiger Furcht vor den in ihrer Nachbarſchaft befindlichen ſeyn muß.

Die Luft iſt in dieſem Lande heiß und ſehr feucht. Der Regen hält hier gewöhnlich lange an, und das Land iſt mit dicken Waldungen bedeckt, worinn Bäume von ungeheurer Dicke ſind. In den ſüdlichen und weſtlichen Theilen von Quixos wächst der Zimmetbaum, der in beträchtlicher Menge in der Provinz Quito gefällt wird, aber der Zimmet iſt ſchlechter als der aus Oſtindien.

§. 2. Das Gouvernement Macas gränzt in O. an das Gouvernement Maynas, in S. an Bracamoras, und in W. an die öſtliche Cordillera des Andes. Dieſe nahe Lage an den Gebirgen

macht das Clima merklich verſchieden; denn da das Land auch voller Wälder iſt: ſo iſt der Unterſchied der beyden am mehrſten von einander verſchiedenen Jahrszeiten hier ſehr merklich. So fängt der Winter hier im April an, und dauert bis zum September; dann iſt der Luftkreis klar, der Himmel heiter, und die Erde von ihren Schönheiten bunt.

Das Land iſt ſehr fruchtbar an Korn. Eine der vornehmſten Arbeiten des Landmanns aber macht der Anbau des Tabacks aus, der ganz vortreflich iſt, und in Rollen durch ganz Peru verfahren wird. Auch geräht hier das Zuckerrohr und die Baumwolle gut; aber die Furcht vor den freyen Indiern, die das Land oft geplündert haben, benimmt den Einwohnern den Muht, mehr, als zu ihrer eignen Nothdurft, anzubauen. Denn hier ſind ſie in eben der unglücklichen Lage, wie die Einwohner von Quixos: in der Nähe der Dörfer halten ſich Banden von Indiern auf, die ſie plözlich überfallen, wenn ſie glauben, daß ſie noch ſo weit entfernt wären.

Unter der unzähligen Menge verſchiedener hier wachſenden Bäume iſt der Storaxbaum einer der merkwürdigſten; deſſen Gummi einen vortreflichen Geruch hat, aber hier in nicht ſehr großer Menge vorhanden iſt, weil die Bäume in einiger Entfernung von den Dörfern wachſen, und es gefährlich iſt, dahin zu gehen, da die Indier, die geſchwornen Feinde aller Spanier, ihnen auflauren.

Eben dies gilt auch von einigen Ultramarin-Gruben, aus welchen man gleichfalls, wegen bemeldter Gefahr, nur wenig gewinnt, ob man ſich gleich keine ſchönere Farbe denken kann. Dies Land bringt auch Zimmetbäume hervor, die nach dem Berichte einiger ſehr erfahrnen Naturkenner die von der Inſel Seilan ſehr übertreffen ſollen. Von denen aus Quixos ſind ſie ſichtbar verſchieden; man glaubt aber, daß ſie deswegen ſo vorzüglich ſind, weil ſie mehr den Sonnenſtrahlen ausgeſezt ſind, die hier nicht von den Blättern anderer Bäume aufgefangen werden. Copal kommt auch in großer Menge aus Macas, auch wildes Wachs; lezteres aber iſt nicht viel wehrt.

§. 3. Das Gouvernement Jaen de Bracamoras begränzt in S. die Gerichtsbarkeit der Audienz von Quito, und folgt zunächſt auf das von Macas. Seine Einwohner belaufen ſich auf 3 bis 4000, wovon die mehrſten Meſtizen, einige Indier, und nur ſehr wenige Spanier ſind.

Das Clima iſt dem in Quixos ähnlich; nur iſt der Regen weder ſo anhaltend, noch ſo heftig. Der Boden iſt ſehr fruchtbar an allem ſolchen Korn und andern Producten, die dem Clima angemeſſen ſind. Im Lande wachſen eine Menge wilder Bäume, vorzüglich auch der Cacao, den man hier überaus häufig findet, der aber, ob er gleich denen in den Pflanzungen gezogenen gleich kommt, wenig einträgt, weil man im Lande nicht viel conſumirt; und die Ausfuhr in ferne Gegenden ihn

zu theuer machen würde. Es verfault alſo die Frucht am Baume, oder wird von den Meerkazen und andern Thieren gegeſſen. Hier wächst auch eine ungeheure Menge Taback, mit deſſen Anbau ſich die Einwohner vorzüglich beſchäftigen. Man tunkt ihn bey der Zubereitung in heiſſen Honig oder in Decocte von ſtark riechenden Kräutern, um ihm einen guten Geruch zu geben: dann bindet man ihn in Rollen, und verfährt ihn durch ganz Peru und das Königreich Chili. Auch eine große Menge Baumwolle, und faſt unzählige Mauleſel giebt es hier. Auch halten ſich in den drey erwähnten Gouvernements viele wilde Thiere auf, die ſchon oben bey Ländern, die das nemliche Clima haben, beſchrieben worden ſind; auſſer dieſen aber findet man hier auch noch Baſtart-Bären, Bären, und den Danta, ein Thier von der Größe eines Stiers, das ſehr geſchwind, und gewöhnlich weiß iſt. Seine Haut giebt ein ſehr gutes Büffelleder. Mitten auf dem Kopf hat er ein Horn, das ſich einwärts krümmt. Dieſe drey Arten wilder Thiere ſind in den andern Ländern des heiſſen Erdgürtels unbekannt; und daß ſie hier ſich aufhalten, kömmt von den nahe liegenden Gebirgen Andes her: denn auf dieſen Gebirgen, wo ein kaltes, ihrer Natur angemeſſenes Clima iſt, pflanzen ſie ſich fort, und kommen von da zuweilen in dies Land herunter.

Unter den kriechenden Thieren findet ſich die Maca, eine Schlange, die eine glänzende gefleckte Haut wie der Tiger hat, die aber ganz mit Schup-

pen bedeckt iſt. Sie hat ein fürchterliches Anſehen: denn ihr Kopf iſt viel größer, als ſich wegen der Dicke ihres Körpers erwarten läßt; auch hat ſie zwey Reihen Zähne, und Fangzähne, wie ein großer Hund. Die freyen Indier mahlen dieſe Schlange auf ihre Schilder, um dadurch ihre Unerſchrockenheit anzuzeigen, und ſich ein fürchterlicheres Anſehen zu geben. Ihr Biß iſt unheilbar, und wo ſie einmal anpackt, da läßt ſie nicht wieder ab.

Vierter Abſchnitt.

Von Guayaquil.

Lage, Größe und Clima. Auſſerordentliche Menge Muskiten und Razen. Krankheiten in dieſem Lande, Beſondere Beſchreibung des Rohrs, der Vijahua und Bejuco. Nachricht von den Alligatoren. Von der Stadt Guayaquil, und den Sitten und Gebräuchen der Einwohner.

§. 1.

Das Gebiete von Guayaquil iſt das lezte im Gouvernement von Quito. Es fängt ſich beym Cap Paſſado an, unter dem 21° ſüdlicher Breite, etwa 30 Meilen nordwärts von der Bay Manta. Von dieſem Cap läuft es längs der Küſte, mit Einſchluß der Inſel Puna bis zur Stadt Machala,

auf der Küſte Tumbez fort, wo es ſich mit dem Gerichtsbezirke von Piura ſchlieſſet. Von hier läuft es Oſtwärts, und wird von Cuença begränzt; dann dreht es ſich Nwärts, längs der weſtlichen Gränze der Andes, wo die Gerichtsbezirke Bamba und Chimbo ſeine Gränze machen. Seine ganze Gröſſe beträgt etwa 60 Seemeilen von N. nach S., und 40 bis 45 von O. nach W. Dies ganze Land iſt eine ununterbrochene Ebene, die im Winter gänzlich unter Waſſer ſteht. Es iſt in 7 Lieutenantſchaften eingetheilt: für jede ſezt der Corregidor den Lieutenant, den die Audienz in Quito beſtätigen muß.

Die Regenzeit fällt in den December: zuweilen dauert ſie nur im Anfang des Monats, zuweilen bis in die Mitte, manchmal bis zu Ende des Monats, und höchſtens bis zum April oder May. Während dieſer Zeit ſcheinen ſich die Elemente, die Inſecten und Gewürme alle zur Quaal des menſchlichen Geſchlechts verſchworen zu haben. Die Hize iſt unmäßig; der Regen hält Nacht und Tag an, und fällt unter öfterem fürchterlichen Donnern und Blizen; der Fluß Guayaquil, und alle, die ſich in ihn ergieſſen, treten über ihre Ufer, und unzählige Schwärme von Inſecten und Würmern plagen die Einwohner.

Die Schlangen, Vipern, Scorpionen und Scolopendern finden in dieſer Jahrszeit Gelegenheit, ſich in die Häuſer zu ſchleichen, und viele Menſchen zu tödten. Dieſes Ungeziefer iſt zwar auch in den

übrigen Jahrszeiten da: aber in dieſer ſind ſie doch weit zahlreicher und thätiger; ſo daß man ſehr ſorgfältig die Betten durchſuchen muß, damit ſie ſich nicht darinn verſtecken. Um der Marter der Muskiten zu entgehn, müſſen alle Leute, ſelbſt die Indier und Negerſclaven, Vorhänge vor den Betten halten, die bey den gemeinen Leuten von Baumwolle, bey den vornehmern aber von weiſſen Leinen ſind. In der That leiden die Einwohner nirgends ſo viel von fliegenden Inſecten, als eben in der Stadt Guayaquil; wo man unmöglich 3 oder 4 Minuten ein Licht anders als in einer Laterne brennend erhalten kann; denn unzählige Inſecten fliegen in die Flamme, und löſchen ſie aus; und wer nahe beym Licht ſeyn muß, wird bald durch den Schwarm von Inſecten davon weggetrieben, die ſich ihm Haufenweiſe in die Augen, Ohren und Naſe ſezen. „Dieſe Inſecten, ſagt D. Antonio Ulloa, waren uns in den kurzen heitern Zwiſchenzeiten einiger Nächte unerträglich, die wir zu aſtronomiſchen Beobachtungen anwandten. Ihre Stiche waren äuſſerſt ſchmerzhaft, und nöthigten uns mehr als einmal, unſere Beobachtungen abzubrechen: denn wegen ihrer gräulichen Menge konnten wir weder ſehen noch athmen.

§. 2. Eine andere ſehr groſſe Unbequemlichkeit in den Häuſern ſind die vielen Razen, mit denen alle Gebäude ſo geplagt ſind, daß ſie des Abends ihre Höhlen verlaſſen, und durch das Laufen über die getäfelten Böden, und das Auf- und Nieder-

klettern an den Seitenwänden der Stuben und den Betthimmeln, ſo ein Geräuſch machen, daß ſie diejenigen, die nicht daran gewöhnt ſind, erſchrecken. Vor Menſchen fürchten ſie ſich ſo wenig, daß wenn ein Licht ohne Laterne hingeſezt wird, ſie es augenbliklich wegholen: weil dieß aber gefährliche Folgen haben könnte, ſo läßt man ſie ſelten dazu kommen, doch machen ſie ſich die geringſte Nachläſſigkeit zu Nuze. Alle dieſe Unbequemlichkeiten, die den Ausländern unerträglich und hinreichend zu ſeyn ſcheinen, das Land unbewohnt zu machen, machen doch nur wenig Eindruck auf die Einwohner, die von Kindheit an daran gewöhnt ſind, und mehr von der Kälte auf den Gebirgen leiden, die doch den Europäern ſelten beſchwerlich iſt, als von allen dieſen Unbequemlichkeiten.

Die trockne Jahrszeit iſt die erträglichſte: denn alsdann nimmt ſo wohl die Menge als die Thätigkeit dieſer Gewürme ab, und die Hize wird durch SW. und WSW. Winde gemildert, die immer um Mittag aufkommen, und die Erde bis 5 oder 6 Uhr des folgenden Morgens erfriſchen. Dann iſt die Luft völlig heiter und klar, und es fallen zuweilen kleine kaum bemerkliche Regenſchauer; das beſte aber iſt, daß in dieſer Zeit die Luft vorzüglich geſund iſt. Die Bewohner der nahen Gebirge, die an ein kälteres Clima gewöhnt ſind, können die Luft in Guayaquil nicht ausſtehen, die ſie immer ſchwächt, und bey einem unmäſſigen Genuſſe der delikaten Früchte dieſer Gegend ziehen ſich die-

ſe Leute Wechſelfieber zu, die in Guayaquil im Winter gemein und hier vorzüglich beſchwerlich und gefährlich ſind. Auch das ſchwarze Brechen iſt hier zu Lande gefährlich. Die Eingebohrnen ſind auch dem Staar und andern Augenkrankheiten ſehr unterworfen, die oft eine gänzliche Blindheit hervorbringen.

§. 3. Unter den Producten des Pflanzenreichs, wollen wir das Rohr, die Vijahua und das Bejuco beſchreiben.

Das Rohr iſt ſowohl wegen ſeiner Länge, als auch wegen ſeiner Dicke, und des in ſeinen Höhlen enthaltenen Waſſers, merkwürdig. Seine gewöhnliche Länge beträgt 12 bis 16 Ellen; die Dicke iſt verſchieden, doch hat das dickſte Rohr nie mehr als 6 Zoll im Durchmeſſer. Das Holz oder die Seite der Röhre iſt etwa 6 Linien dick, ſo daß, wenn das Rohr geöffnet wird, es gleichſam ein faſt Einen und einen Halben Fuß breites Bret vorſtellt: daher iſt es begreiflich, daß Häuſer daraus gebaut werden können. Von der Zeit an, da ſie zuerſt hervorkommen, bis zu ihrer größten Vollkommenheit, enthalten viele Röhrgen eine Menge Waſſer: und was hiebey das merkwürdigſte iſt, ſo ſind dieſe beym vollen Mond entweder ganz oder beynahe voll Waſſer, beym abnehmenden Monde aber hat auch das Waſſer Ebbe. Beym abnehmenden Monde iſt auch das Waſſer trübe, beym zunehmenden aber iſt es ſo klar als Cryſtall. Man findet es nicht in allen Zwiſchenräumen, ſondern

wechſelsweiſe iſt einer voll Waſſer, und der andere leer. Dies Waſſer ſoll ein vortrefliches Mittel bey Quetſchungen ſeyn; daher trinken es die Leute, die von den Gebirgen kommen, wo dergleichen Zufälle faſt unvermeidlich ſind. Wenn man das Rohr geſchnitten hat, ſo läßt man es austrocknen, und dadurch erhält es einen ſolchen Grad von Feſtigkeit, daß man es zu Querbalken, Balken, Täfelwerk oder ſelbſt zu Maſten auf den Schiffen, die man Balzas nennt, verarbeitet. Die Schiffe, die Cacao laden, ſind mit dieſem Rohre ausgelegt, um das Schiffsholz wider die groſſe Hize dieſer Frucht zu ſchüzen. Man gebraucht es auch zu Stangen an Sänften, und zu unzähligen andern Dingen.

Die Vijahua iſt ein Blatt, das meiſt 5 Fuß lang, und Zween und einen halben breit iſt, wild wächst, und keinen Stamm hat. Der Hauptſtrunk des Blattes in der Mitte iſt beynahe einen halben Zoll breit; alle andere Theile aber ſind vollkommen zart und weich. Die untere Seite iſt grün, die obere weiß, und mit einem feinen weiſſen klebrichten Weſen bedekt. Man gebraucht ſie gewöhnlich, die Häuſer damit zu bedecken, und Salz, Fiſche und andere Güter, die man auf die Gebirge verſchickt, darein zu packen, um ſie wider den Regen zu ſichern.

Die Bejucos ſind eine Art eines holzigten Gewebes (Cordage,) und es giebt hier zwo Arten davon: die eine wächst aus der Erde auf, und ſchlingt ſich um die Bäume; die andere aber ſchlägt ihre

Wurzeln in gewiſſe andere Bäume, und zieht da=
her ihre Nahrung. Beyde Arten neigen ſich, nach=
dem ſie eine groſſe Höhe erreicht haben, wieder auf
die Erde nieder, und laufen auf ſelbiger hin, bis
ſie einen andern Baum erreichen, zu deſſen Spi=
ze ſie ſich, wie bey dem erſtern hinaufſchlingen:
dann laufen ſie wiederum gegen die Erde herab,
und bilden ſich ein Labyrinth von Verſtrickungen.
Zuweilen ſieht man einige ſich wie ein Seil von der
Spize des einen Baums bis zur Spize des andern
hinziehn. Sie ſind ſo auſſerordentlich biegſam,
daß man ſie auf keine Art durch Beugen oder Dre=
hen zerbrechen kann. Die dünnſten ſind ein Vier=
tel bis einen Halben Zoll im Durchmeſſer, ihre ge=
wöhnlichere Dicke aber beträgt etwas über einen
halben Zoll; und andere ſind wirklich noch dicker,
dieſe aber werden wenig oder gar nicht gebraucht,
weil ſie durch das lange Wachſen zu hart gewor=
den ſind. Man braucht ſie zu Peitſchen, und aller=
ley Dinge zuſammen zu binden, auch dreht man
mehrere wie Stricke zuſammen, und macht daraus
Tauwerk für die Balcas und kleinere Schiffe.
Man hat bemerkt, daß ſolches Tauwerk ſehr lan=
ge im Waſſer dauert.

§. 4. Hier ſind dicke Wälder von allerhand
Arten groſſer Bäume, die im Laubwerk in der
Richtung ihrer Aeſte, und der Dicke ihres Stam=
mes von einander verſchieden ſind. In den ebe=
nen Gegenden dieſer Waldungen hält ſich eine groſ=
ſe Menge vierfüſſiger Thiere und Vögel auf; und

unter dieſen lezteren wilde Pfauen, Trappen, Phaſanen, und einige andere. Dieſe ſind hier ſo zahlreich, daß, wenn ſie ſich nicht mehrentheils auf den Spizen der Bäume aufhielten, wo ſie die unmäſſige Höhe und das Laub, unter dem ſie bedeckt ſind, wider alle Gefahr ſicherte, ſich ein nur mit einer guten Vogelflinte verſehener Reiſender, zu allen Zeiten eine herrliche Mahlzeit daraus zubereiten könnte. Dieſe Wälder werden aber auch durch die vielen Schlangen ſehr unſicher gemacht. Unter den Meerkatzen iſt eine Art ſo groß, daß ſie, wenn ſie auf den Hinterfüſſen ſteht, nicht viel weniger als 6 Fuß hoch iſt. Sie ſind ſchwarz, in allem Betracht häßlich, aber leicht zu zähmen.

§. 5. Der Fluß Guayaquil enthält eine Menge verſchiedener Fiſche, deren Vermehrung doch durch die ungeheure Menge von Alligatorn ſehr gehindert wird. Dies ſind Amphibien, die ſich an den Flüſſen, und auf den nahe liegenden Ebenen aufhalten, ſich aber doch ſelten weit von den Ufern der Flüſſe entfernen. Wenn ſie des Fiſchfangens müde ſind, ſo gehn ſie aus dem Waſſer heraus, um ſich zu ſönnern, und dann ſehen ſie mehr wie verfaultes an die Küſte geworfenes Holz, als wie lebendige Geſchöpfe aus: ſie ſtürzen ſich aber auch, ſo bald ſie ein Fahrzeug in der Nähe bemerken, wieder ins Waſſer. Sie ſind die größten Thiere aus dem Geſchlechte der Eidexen; und einige ſind hier ſo ungeheuer groß, daß ſie zuweilen über 15 Fuß lang ſind. Der Kopf iſt lang, und erhebt ſich

bey der Naſe hin, wie die Schnauze beym Schweine, und hat 2 Reihen ſehr ſcharfer Zähne. So lang ſie ſich an der Küſte ſönnern, ſperren ſie ihr groſſes Maul weit auf; und wann dies voll Muskiten, Fliegen und andern Inſecten iſt, ſo ſchlieſſen ſie ſchnell die Kinnbacken, und verſchlingen ihren Raub. Gewöhnlich fliehen ſie vor einem Menſchen; und wenn ſich ihrer einer nähert, ſo tauchen ſie unters Waſſer. Ihr ganzer Leib iſt mit Schuppen bedekt, durch die keine Flintenkugel geht, auſſer wenn ſie juſt in den Bauch trifft, welches ihre einzige verwundbare Stelle iſt. Es iſt übrigens ein Eyer legendes Thier. Das Weibgen macht eine tiefe Höhle im Sande nahe am Ufer des Fluſſes, und legt dahinein die Eyer, die ſo groß wie Strauſſeneyer, und ſo weiß wie Hünereyer, aber weit härter ſind. Es legt gewöhnlich etwa 100 Eyer, und bleibt an dem nemlichen Orte, bis es ſie alle gelegt hat, welches einen oder zween Tage dauert. Es bedeckt ſie dann nicht allein mit Sand, ſondern um ſie noch mehr zu verbergen, wälzt es ſich darüber her bis in eine beträchtliche Entfernung, und kehrt dann ins Waſſer zurück, bis ein natürlicher Inſtinct daſſelbe lehrt, daß es Zeit ſey, ſeine Jungen aus ihrem Gefängniſſe zu befreyen. Wenn es wieder an den Ort geht, wird es vom Männgen begleitet; dann krazt es den Sand auf, und fängt an die Eyer mit ſolcher Behutſamkeit zu zerbrechen, daß kaum ein einziges verlezt wird; und ſo ſieht man einen ganzen Schwarm junger Alligatorn

herum

herum kriechen. Dieſe nimmt die Mutter auf den Hals und Rücken, um ſie ins Waſſer zu bringen: die wachſamen Gallinazas aber bedienen ſich dieſer Gelegenheit, ihr einige wegzuholen, und eben ſo verſchlingt auch das Männgen, das wirklich in keiner andern Abſicht ſie begleitete, ſo viel er kann, bis endlich das Weiden das Waſſer mit denen wenigen übriggebliebenen erreicht, unn nud ſelbſt alle, die von ihr herunter fallen, und nicht ſchwimmen können, verzehrt. Auf dieſe Weiſe kommen von der fürchterlichen Brut glücklicher Weiſe nicht mehr als 4 oder 5 auf.

Die Gallinazas, die wir oben bey Carthagena beſchrieben haben, tragen vieles dazu bey, die zu ſtarke Vermehrung der Alligatorn zu behindern; weil ſie überaus gerne ihre Eyer freſſen, die ſie mit auſſerordentlicher Geſchiklichkeit zu finden wiſſen. Dieſe Vögel laſſen es oft ihre einzige Beſchäfftigung ſeyn, während der trocknen Jahrszeit auf die weiblichen Alligatorn zu lauren, da dieſe ihre Eyer legen, weil alsdann die Seiten der Flüſſe nicht ſo mit Waſſer überſchwemmt ſind. Der Gallinazo hält ſich zwiſchen den Zweigen eines Baums verborgen, und bewacht da in der größten Stille den weiblichen Alligator ſo lange, bis er ſeine Eyer gelegt, und ſich wegbegeben hat; kaum iſt er wieder unter Waſſer, ſo ſchießt der Gallinazo auf die Stelle zu, ſcharrt mit dem Schnabel, den Füſſen und Flügeln den Sand weg, und verzehrt die Eyer bis auf die Schaalen. Dies herrliche Mahl wür-

de ihm ſeine groſſe Gedult reichlich belohnen, wenn nicht eine groſſe Menge dieſer Vögel von allen Orten her, ſich hier bey dem glücklichen Entdecker verſammelte, um ſich in die Beute zu theilen. Dieſe Eyer werden, wenn ſie friſch ſind, von den Mulatten gegeſſen. So vermindert die Vorſehung die Quaal dieſer ſchädlichen Thiere, die ſich ſonſt bald ſo ſtark vermehren würden, daß weder der Fluß noch die benachbarten Felder ſie würden faſſen können; denn ſo kann man ſich ihre Menge leicht vorſtellen.

Die Alligatorn ſind nicht ungeſchickt im Fiſchfangen, das ihnen ihre vornehmſte Nahrung verſchaft: 8 oder 10, je nachdem ſie ſich vergleichen können, ziehn gegen die Mündung des Fluſſes, oder eines Meerbuſens herauf, da indeß andere eine beträchtliche Strecke längs dem Fluſſe hinauf gehn; und die Fiſche herunterwärts jagen, ſo daß auf dieſe Art ihnen kein einziger Fiſch von einiger Gröſſe entgehen kann. Unterm Waſſer können die Alligatorn nicht eſſen; wenn ſie alſo einen Fiſch erhaſchen, ſo heben ſie den Kopf über die Oberfläche des Waſſers, und verſchlingen ihn dann; und wenn ſie ihren Appetit geſättigt haben, gehn ſie zu den übrigen ans Ufer zurück. Wenn ihnen keine Fiſche aufſtoſſen: ſo gehn ſie auf die Wieſen an den Ufern des Fluſſes, und holen ſich Kälber und Füllen. Dies thun ſie in der Nacht, um dieſe Thiere im Schlafe zu überraſchen, und man hat bemerkt, daß die Alligatorn, die einmal Fleiſch ge-

koſtet haben, ſo viel Geſchmack daran bekommen, daß ſie nie wieder Fiſche, als nur in der äuſſerſten Noth, freſſen. Man hat wirklich viele traurige Beyſpiele, daß ſie ſogar Menſchen verſchlungen haben, vorzüglich Kinder, die im Dunkeln vor dem Thor herum gelaufen ſind; und dieſe Raubthiere bringen ihren Raub, wenn ſie ihn erſt einmal mit dem Maule gefaßt haben, wider die Hülfe, die auf das Geſchrey des kleinen Opfers herbey eilt, dadurch in Sicherheit, daß ſie dem Waſſer zu eilen, das Kind erſäufen, und es dann auf dem Waſſer nach Gefallen verzehren. Wenn Schiffsleute auf dem Boote ſchlafen, und einen Arm oder Fuß unvorſichtiger Weiſe über den Rand des Boots herabhängen laſſen: ſo werden ſie von dieſen Thieren angegriffen, und der ganze Körper ins Waſſer geriſſen. Solche Alligatorn, die einmal eine Mahlzeit von Menſchenfleiſch gehabt haben, hält man für die gefährlichſten; und dieſe behalten eine unerſättliche Begierde, ſich dieſes leckere Gericht noch öfter zu verſchaffen.

Die Einwohner der Gegenden, wo ſie ſich in Menge aufhalten, geben ſich viele Mühe, ſie auszurotten. Gewöhnlich brauchen ſie dazu ein Stück hartes, an beyden Enden zugeſpiztes Holz, worauf ſie Lungen von einigen Thieren ſtecken; dies binden ſie an einen Riemen, der an der Küſte befeſtigt iſt. Der Alligator ſchnappt, ſo bald er die Lungen auf dem Waſſer ſchwimmen ſieht, nach dieſer Lockſpeiſe, beyde Spizen dringen ihm in den Rachen, und

ſo wird er mit aufgeſperrtem Maule ans Ufer geſchleppt; denn verſucht ers mit Gewalt, ſich loszureiſſen, die Indier aber reizen und necken ihn, weil ſie wiſſen, daß der einzige Schade, den er ihnen zufügen kann, darinne beſteht, daß er die, ſo nicht behende, oder behutſam genug ſind, und nicht ſo weit von ihm bleiben, daß er ſie nicht erreichen kann, niederreißt.

§. 6. Die Stadt Guayaquil liegt am weſtlichen Ufer des Fluſſes gleichen Namens, unter 2° 11′ 21″ Südl. Breite. Die Altſtadt iſt an der Seite eines Gebirges erbaut, und die neue liegt von dieſer einige hundert Ellen entfernt: eine hölzerne Brücke aber, die etwa 600 Ellen lang iſt, unterhält die Communication zwiſchen beyden. Die Stadt iſt beträchtlich groß, und dehnt ſich längs dem Ufer des Fluſſes vom unterſten Theil der alten bis zum obern Theil der neuen Stadt meiſtens Eine und eine halbe Meile aus; ſie hat aber keine Verhältnißmäſſige Breite, weil jeder gerne ſein Haus am Fluſſe hat, theils wegen der erfriſchenden Winde, nach denen man ſich vorzüglich in der Regenzeit, da ſie ſehr ſelten ſind, ſehnt, theils wegen der Annehmlichkeit des Fluſſes ſelbſt. Die Häuſer in beyden Städten ſind von Holz, und viele mit Ziegeln, doch in der alten Stadt die meiſten blos mit Blättern gedeckt. Dem ohngeachtet ſind ſie groß und artig, und haben ein Stockwerk übers Parterre. Vor den Häuſern ſtehen allerley Kramläden, und vor dieſen gemeiniglich geräumige Spaziergänge, welches in der Regenzeit die einzigen Gegenden ſind, wo man gehn kann; denn die Straſſen ſind völlig unwegſam. Um Feuersgefahr zu vermeiden, hat man die Küchen 12 bis 15 Schritt vom Hauſe weg angebracht, wohin eine lange offene Gallerie führt, die einer Brücke

ähnlich, aber ſo leicht hingebauet iſt, daß ſie, ſo bald in der Küche Feuer auskömmt, abgeriſſen werden kann, wodurch alſo das Haus ſelbſt vor Feuer geſichert wird. Vornehmere und reiche Leute wohnen im obern Stockwerk, das untere überläßt man den Fremden, die der Handlung wegen hieher kommen, oder blos mit ihren Gütern durchreiſen wollen.

Das Land, auf dem die Stadt ſteht, und die benachbarten Savannahs kann man in der Regenzeit weider zu Fuß noch zu Pferde paſſiren; denn der Boden beſteht nicht nur aus lockerer Kreide, ſondern iſt zugleich ſo eben, daß kein Abhang den Abfluß des Waſſers befördert: daher wird alles beym erſten Regen ein Koth. In eben dieſer Zeit werden die Straſſen der Stadt mit ſehr groſſen Planken belegt, die aber bald ſchlüpfrig werden, und oft machen, daß man ins Waſſer fällt. Dies Waſſer verdünſtet, wenn das trockne Wetter eintritt, bald, und das ganze Land wird hinreichend trocken, um es bereiſen zu können.

Drey Forts ſchüzen die Stadt: zwey liegen am Fluſſe, und eines hinter ſelbigem, alle ſind auf die neuere Art befeſtigt. Dieſe Feſtungen ſind aus groſſen Stücken recht harten Holzes, das ſeine Feſtigkeit im Waſſer und Moraſte behält, erbaut. Eben ſo ſind alle Kirchen und Klöſter von Holz; die St. Dominguo-Kirche in der Altſtadt ausgenommen, die von Steinen iſt, weil hier die beſondere Feſtigkeit des Bodens zum Tragen ſchwerer Gebäude hinreichend iſt. Hier iſt eine Pfarrkirche, ein den Auguſtinern zugehöriges Kloſter, ein anders für die Franciſcaner und ein Jeſuiter-Collegium. Die Anzahl der Mönche iſt aber nicht ſehr beträchtlich, weil ſie ſo geringe Einkünfte haben. Hier iſt auch ein Hoſpital.

Die Stadt und ihr Gerichtsbezirk ſtehn unter einem Corregidor, den der König ernennt, und der ſeine Stel-

le 5 Jahr bekleidet. Ob er gleich unter dem Präſidenten und der Audienz von Quito ſteht: ſo ernennt er doch die Deputirten in den verſchiedenen Departements ſeiner Gerichtsbarkeit. Die Polizey und bürgerliche Regierung beſorgen die gewöhnlichen Alcaldes und Regidoren. Ueber die Einkünfte iſt ein Schaz- und Zahlmeiſter geſezt, dieſer erhebt den Tribut der Indier, die Abgaben von ein- und ausgehenden Waaren, und die Auflagen auf Waaren, die entweder in der Stadt ſelbſt verbraucht werden, oder nur durchgehen. Die geiſtliche Regierung beruhet auf einem Biſchof-Vicarius des aus Quito, der gemeiniglich Stadtpfarrer iſt.

Guayaquil hat in Vergleich ſeiner Gröſſe ſo viel Einwohner, als irgend eine andere Spaniſche Stadt in Amerika: und ihre Zahl wird durch den beſtändgen Zufluß der Fremden ſehr vermehrt. Man rechnet ſie auf 20,000. Diejenigen, die die Waffen tragen könnrn, ſind in Compagnien, ihrem Stande und ihrer Leibesbeſchaffenheit gemäß, eingetheilt, und ſtehen unter dem Befehle der Officiere die ſie ſelbſt erwählen: der Corregidor hat das Hauptcommando.

Ob gleich die Hize hier der in Panama oder Carthagena gleich iſt: ſo haben doch alle Einwohner, nur die ausgenommen, die aus gemiſchtem Blut entſproſſen ſind; eine friſche Farbe, und werden für das ſchönſte Volk nicht blos in der Provinz Quito ſondern in ganz Peru gehalten. Es iſt merkwürdig, daß die Eingebohrnen bey dem heiſſen Clima doch nicht verbrannt ausſehen, und daß, obgleich die Spanier von Natur nicht ſo gut ausſehen, wie die nördlichern Nationen, doch ihre hier von ſpaniſchen Weibern erzeugte Kinder ſehr ſchön ſind: eine ganz neue und ſonſt nirgends bemerkte Erſcheinung. Zu dieſen Vorzügen kommt noch hinzu, daß die Einwohner ſich auch durch ihre Artigkeit und Höflichkeit ſehr auszeichnen.

Aus Noth hat man in dieſer Stadt verſchiedene Arten Brod eingeführt, die den Mangel des Weizenbrods erſezen. Das gewöhnlichſte iſt, unreife Plantanen in Schnitte geſchnitten, die man röſtet, und als Brod aufbewahret. Dieſe ziehen ſelbſt die Europäer dem Weizenbrode weit vor, weil lezteres hier ſehr ſchlecht zubereitet wird; jenes aber gewiß nicht übel ſchmecket.

In der trocknen Jahrszeit iſt in Guayaquil großer Mangel an gutem Waſſer, das man nicht näher als wenigſtens 4 oder 5 Seemeilen oberhalb des Fluſſes haben kann. Bey der Zubereitung der Speiſen braucht man gemeiniglich ſtatt der Butter, Rinderfett; dies riecht und ſchmeckt aber wie Talg, und macht ihre Speiſen den Fremden höchſt eckelhaft. Nicht viel beſſer iſt, daß ſie alle ihre Speiſen mit Guinea-Pfeffer ſehr ſtark würzen: dies halten ſie für die vortreflichſte Zuthat in der Welt, um ihren Speiſen einen hohen Gout zu geben: und ſie bedienen ſich deſſen in ſolcher Menge, daß einem davon der Gaumen brennt.

Die Einwohner in Guayaquil zeigen viele Pracht bey ihren Gaſtmaalen. Der erſte Aufſaz beſteht aus verſchiedenen Arten ſüſſer Früchte, der zweete aus piquanten Ragouts; und ſo wechſeln ſie mit ſüſſen, und ſehr gewürzten Speiſen ab. Bey ſolchen Gelegenheiten trinken ſie gewöhnlich Branntewein, Cordialwaſſer und Wein: von allen dieſen trinken ſie während dem Eſſen durch einander, die Europäer aber bleiben gewöhnlich beym Wein. Unter den Vornehmeren iſt auch der Punſch Mode: ſie trinken nemlich gewöhnlich ein Glas um 11 Uhr, und eins des Abends; dies löſcht nicht allein den Durſt, ſondern verbeſſert auch das Waſſer, das, auſſerdem daß es von der Hize einen unangenehmen Geſchmack bekommt, auch eine unmäßige Ausdünſtung erregt. Daher iſt dieſe Gewohnheit ſo allgemein, daß ſelbſt die Damen dieſe Punſchzeit pünktlich beobachten.

Den Handel von Guayaquil kann man in zwey Theile abtheilen: der eine begreift die Producte und Manufacturwaaren aus dieſem Gebiete ſelbſt, und der andere die bloß durchgehenden; denn dieſer Haven iſt der Ort, wo die Güter aus den Provinzen Peru und Terra-Firma für die Gebirge ausgeſchifft werden, und wohin man dagegen die Producte von den Gebirgen für dieſe Provinzen bringt, und ſie von hier nach ihren beſtimmten Gegenden abführt.

Chocolate, eins der Hauptproducte, wird vorzüglich nach Panama, Neuſpanien und Peru ausgeführt. Bauholz, das zweyte wichtige Product, bringt man hauptſächlich nach Callao. Beyde Artickel ſind für Guayaquil ſehr einträglich, weil man ſie in ungeheurer Menge ausführt: aber auch der Salzhandel kommt ihnen völlig bey, obgleich die vornehmſten Märkte, auf die das Salz verſandt wird, bloß die innländiſchen Städte in der Provinz Quito ſind. Hiezu kann man noch Baumwolle, Reis, Fiſche, ſowohl geſalzene als gedörrte, Hornvieh, Mauleſel, Füllen, Taback, Wachs, Guinea-Pfeffer, und Ceibo-Wolle rechnen, welche leztere man von einem ſehr hohen büſchigten Baume erhält.

Die Güter, die gegen die oberwähnten Producte, von Peru hier eingeführt werden, ſind Wein, Branntewein, Oel, und gedörrte Früchte. Von Quito erhält man Boy, Mehl, Speck, Schinken, Käſe, und andre Dinge; von Panama, europäiſche in den Meſſen eingekaufte Waaren; von Mexico, einheimiſches Eiſen, das doch weit ſchlechter, als das Europäiſche iſt, Naphtha, Theer und Tauwerk.

Fünfter Abſchnitt.

Von den Sitten und Gebräuchen der Indier in der Audienz Quito.

§. 1.

Der Character der Indier in der Provinz Quito iſt äuſſerſt merkwürdig. Sie ſcheinen gar das Volk nicht mehr zu ſeyn, das man hier bey der erſten Entdeckung des Landes fand. Sie beſizen gegenwärtig eine Ruhe des Geiſtes, die ſie ſich weder durch Glücks- noch Unglücksfälle im geringſten unterbrechen laſſen. In ihrem ſchlechten Anzuge ſind ſie ſo zufrieden, als ein Prinz, der mit den reichſten Zeugen bekleidet iſt. Eben ſo gering ſchäzen ſie die Reichthümer, und Anſehen und Stand in ihrer Art iſt ſo wenig ein Gegenſtand ihres Ehrgeizes, daß es dem Indier völlig einerley zu ſeyn ſcheint, ob er Alcalde wird, oder eines gemeinen Nachrichters Dienſt thun muß. So etwas vergrößert ihre wechſelſeitige Achtung gegen einander nicht, und vermindert ſie eben ſo wenig. Eben dieſe Mäſſigkeit herrſcht auch bey ihren Mahlzeiten: bey ihren ſchlechten Speiſen ſind ſie eben ſo vergnügt als andere bey prächtig beſezten Tafeln. Nichts kann ſie aus ihrer Trägheit wecken; oft lehnen ſie ſehr unbeträchtliche Dienſtleiſtungen von ſich ab, wenn man ihnen gleich große Belohnun-

gen dafür anbeut. Furcht ſpornt ſie nicht, Reſpect bewegt ſie nicht, und Strafen zwingen ſie nicht. Gegen alle Verſuche, ſie aus ihrer natürlichen Unfühlbarkeit zu reiſſen, in der ſie auf die weiſeſten der Sterblichen mit Verachtung herab zu ſehen ſcheinen, ſind ſie abgehärtet.

Sie ſind meiſt auſſerordentlich faul. Beym Weben der Teppiche, Vorhänge, Matrazen und dergleichen, wiſſen ſie keine beſſere Methode, den Einſchlag zu machen, als daß ſie mit der größten Geduld jeden Faden jedesmal einzeln einweben: alſo gehen 2 oder 3. Jahre hin, ehe ein Stück fertig wird. Ihre Faulheit geht ſo weit, daß faſt nichts ſie zur Arbeit bringen kann. Was nothwendig gethan werden muß, das iſt den indiſchen Weibern überlaſſen, die weit geſchäftiger ſind: dieſe ſpinnen und machen die Halbhemder und Unterhoſen, die einzige Kleidung ihrer Männer; ſie kochen die Speiſen, mahlen die Gerſte, und brauen das Bier Chica: indeß ſitzen die Männer, mit gebogenen Knien, welches die gewöhnliche Stellung der Indier iſt, und ſehen ihren geſchäftigen Weibern zu. Das einzige häusliche Geſchäfte, das ſie thun, iſt, daß ſie das kleine Stückchen Land pflügen, das ihre Weiber nachher beſäen. Wenn ſie einmal in der gedachten Poſitur ſitzen: ſo kann ſie keine Prämie wieder auf die Beine bringen: ſo daß wenn ein Reiſender von ſeinem Wege ab, und etwa in eine ihrer Hütten kommt, ſie ihm durch ihre Weiber ſagen laſſen, ſie wären nicht zu Hauſe.

Sollte der Fremde abſteigen, und in die Hütte kommen: ſo bleibt der Indier immer ſtille ſizen; denn da er kein Licht hat, als was durch ein Loch in der Thüre hineinfällt, ſo bemerkt man ihn nicht leicht. Und ſollte endlich der Fremde ihn entdeken; ſo bewegen ihn weder Bitten noch Belohnungen, nur einen Schritt mit ihm zu gehen.

Daß ſie die Arbeiten thun, die ihnen ihre Herren aufgeben, und wofür ſie bezahlt werden, iſt dadurch nicht ausgerichtet, daß man ihnen ihr Tagewerk beſtimmt: ſondern ihr Herr darf kein Auge von ihnen verwenden. Denn ſo bald dieſer den Rücken gewandt, ſo laſſen ſie die Arbeit liegen. Sie ſind bloß bey Luſtbarkeiten, Gaſtmälern, und vorzüglich beym Tanzen lebhaft: bey allen dieſen aber muß immer Chicha herum gehen, und ſie hören nicht eher auf zu trinken, als bis ſie von Sinnen und Bewegung ſind. Ihr Hang zur Unmäſſigkeit iſt ſo groß, daß ſelbſt der Cacique und Alcalde bey keinem einzigen Gaſtmaale fehlt, und gleich den übrigen ſo lange trinkt, bis er der Chicha unterliegt.

Merkwürdig iſt, daß die Indierinnen, verheyrathete ſowohl als unverheyrathete, eben ſo auch die jungen Mannsperſonen, ehe ſie heyrathen, ſich nie dieſem Laſter ergeben: weil es bey ihnen der Grundſaz iſt, daß Trunkenheit bloß ein Vorrecht der Hausväter iſt, die, wenn ſie ſelbſt nicht im Stande ſind, für ſich zu ſorgen, andere haben, die ſie wahrnen können.

Wenn ſie eine Feyerlichkeit begehen, ſo ladet derjenige, der das Gaſtmaal giebt, alle Verwandte ein, und beſorgt für jeden einen Krug Chicha, der zwo Gallonen hält. Im Hofe des Hauſes, wenn es in einer großen Stadt iſt, oder vor der Hütte, wenn es auf einem Dorfe iſt, wird ein Tiſch hingeſezt, und mit einem Teppich bedeckt, den man bloß an ſolchen feſtlichen Tägen gebraucht: auf dieſem werden ſchlechte Speiſen aufgetragen. Die Weiber machen ihren Männern die Chicha in Kalabaſſen, bis ihre Lebensgeiſter rege werden: dann ſpielt einer auf der Pfeiſe und Trommel, und die andern tanzen. Einige der beſten Stimmen unter den indiſchen Weibern ſingen dazu Geſänge in ihrer Sprache; und die, ſo nicht mit tanzen, ſezen ſich in der gewöhnlichen Stelle hin, bis die Reihe an ſie kommt. Wenn ſie von aller Ausſchweifung müde ſind: ſo legen ſie ſich alle zuſammen nieder, ohne darauf zu ſehen, ob ſie bey eines andern Weibe, oder bey ihrer eigenen Schweſter oder Tochter, liegen. Dieſe Feſtlichkeiten dauren zuweilen 3 oder 4 Tage, bis der Prieſter dazwiſchen kommt, alle Chicha wegſchüttet, und die Indier auseinander jagt, damit ſie nicht friſche Chicha bringen laſſen.

Ihre Trauer begehen ſie eben ſo feyerlich mit Saufen. Man füllt das Haus mit Chicha-Krügen, zum Troſt der Leidtragenden und anderer, die Beſuche ablegen. Leztere gehen aus auf die Straſſen, und nöthigen alle von ihrer Nation,

die von ohngefehr vorbeygehn, herein, um dem Verſtorbenen zu Ehren eins zu trinken. Dieſe Feyerlichkeit dauert vier oder fünf, zuweilen noch mehr Tage: denn einmal ſtarkes Getränke macht ihr gröſstes Vergnügen aus.

So ſehr ſie aber auch der Unmäſſigkeit ergeben ſind, ſo ſind ſie doch von dem Laſter des Spiels rein. Sie ſcheinen keine Neigung dafür zu haben, und haben auch nicht mehr als eine Art von Spiel, das aber ungemein alt iſt. Dies nennen ſie Paſa oder Einhundert, weil derjenige gewinnt, der zuerſt dieſe Zahl erhält. Sie haben dabey zwey Inſtrumente: eines iſt ein hölzerner, ausgebreiteter mit 10 Löchern an jeder Seite, und Pflöcken, das Spiel aufzuſezen; das andere iſt ein knöcherner Würfel, der 7 Flächen hat, wovon eine beſonders gezeichnet iſt, und Guayro heiſst. Die fünf andern werden nach ihren Zahlen gezählt, und die lezte Seite iſt eine Niete. Dieſen Würfel wirft man herum, und gewinnt ſo viel, als Augen auf der oben liegenden Fläche ſtehn; die Guayro aber gilt für 10, und eben ſo viel verliert die Niete. Das Spiel iſt den Indiern eigen, ſie ſpielen es aber wenig, auſſer bey ihren Nachtſchwärmereyen.

Die Wohnungen dieſer Indier beſtehn, wie alle indiſchen Wohnungen, die wir ſchon beſchrieben haben, bloſs aus einer kleinen Hütte, in deren Mitte der Feuerheerd iſt. Hier leben ſie in Geſellſchaft mit ihren Thieren, die ſie halten, durch einander. Sie halten vorzüglich viel auf Hunde,

und haben immer 3 bis 4 bey ſich, nächſtdem 1 bis 2 Schweine, und etwas weniges Federvieh. Dieſe und einiges irrdenes Geräthe, als Töpfe und Krüge, nebſt der Baumwolle, die die Weiber ſpinnen, machen ihr ganzes Inventarium aus: doch zwo bis drey Schaafshäute nicht zu vergeſſen, die ſie als Bethen gebrauchen. Die Indierinnen ziehen zwar Federvieh und andere Hausthiere in ihren Hütten auf: aber ſie eſſen ſie nie, weil ſie ſo viel Liebe für ſelbige haben, daß ſie ſie nie mit ihren Händen umbringen, noch ſie verkaufen können. Wenn ein Fremder gezwungen iſt, eine Nacht in ſolchen Hütten zuzubringen, und ſo viel Geld für ein Federvieh bietet, als er immer will: ſo wird er es nie von ihnen erhalten, bis er es endlich ſelbſt tödtet. Aber dann erhebt die Hausfrau ein Geſchrey, zerfließt in Thränen, und ringt die Hände; bis ſie endlich ſieht, daß weiter nichts hilft; dann trocknet ſie ſich die Augen aus, und nimmt ruhig hin, was ihr der Reiſende anbietet.

Viele nehmen ihre ganze Familie mit ſich auf ihre Reiſen. Die Hütten werden unterdeſſen zugemacht, und ein Seil, oder lederner Riemen vertritt die Stelle des Schloſſes, weil ſie eben keinen wichtigen Hausrath zu verlieren haben. Wenn ihre Reiſe mehrere Tage währt: ſo bringen ſie ihre Thiere in die Hütte eines Nachbars oder Verwandten, ſonſt aber laſſen ſie ihre Hunde zu Hauſe, die es mit ſolcher Sorgfalt bewachen, daß ſie

auf einen jeden, ihre Herren ausgenommen, los fallen, der ſich der Hütte nähert. Es iſt merkwürdig, daß Hunde, die von Spaniern und Meſtizen auferzogen ſind, einen ſolchen Haß wider die Indier haben, daß ſie jeden, der ſich einem Hauſe, wo er nicht ſehr bekannt iſt, nähert, anfallen, und ihn, wenn ſie nicht abgeruffen werden, in Stükken zerreiſſen: ſie kennen ſie auch ſchon in einer gewiſſen Entfernung am Geruch. Eben ſo wühtend ſind dagegen die Hunde der Indier gegen die Spanier und Meſtizen, von denen ſie gleichfalls in einer gewiſſen Entfernung die Witterung haben.

§. 3. Die Indier in der Audienz Quito heyrathen anders, als alle andere Völker des Erdbodens: denn ſie nehmen nie ein Weib, das nicht ſchon andere erkannt hätten, weil ſie dies als ein ſicheres Zeichen anſehn, daß ſie etwas reizendes an ſich haben müſſe. So bald ein junger Kerl um ſeine Geliebte bey ihrem Vater angeſprochen, und ſie von ihm erhalten hat: ſo leben ſie von dem Augenblick an, wie Mann und Frau zuſammen, und helfen dem Schwiegervater den Acker bauen. Nach Verlauf von drey oder vier Monaten, oder öfter, eines Jahrs, verläßt er ſeine Braut ohne Umſtände, und zankt vielleicht mit ſeinem Schwiegervater, daß er ihn betrügen wolle, indem er ihm ſeine Tochter aufdringe, die kein andrer gewürdigt hätte, ſie zur Schlafgeſellin zu erkieſen. Paſſirt aber das Verlangte: ſo heyrathen ſie ſich, wenn ſie drey oder vier Monate ſo mit einander umge-

gangen ſind, welches ſie amanarse oder ſich anein-ander gewöhnen, nennen. Dieſe Sitte iſt noch jezt ſehr im Schwange, ob ſich gleich die ganze Cle-riſey alle Mühe, ſie abzubringen, gegeben hat. Auf allen Fall abſolviren ſie jedesmal die Neuver-ehlichten erſt von der Sünde, ehe ſie ſie ehelich einſegnen.

Ihre Unerſchrockenheit zeigt ſich bey vielen Ge-legenheiten; vorzüglich bey der Geſchwindigkeit und Entſchloſſenheit, mit der ſie einen Ochſen im vollen Lauf aufhalten, und in ihrer Geſchicklich-keit und Muthe bey der Bärenjagd; denn immer wird ein Indier, bloß mit einem Pferde und ei-ner Schlinge, ſich dieſes Thiers, troz aller ſeiner Liſt und Wuht, bemeiſtern. Dieſe Schlinge iſt von Kühhäuten gemacht, ſo dünn, daß das Thier ſie nicht mit der Taze faſſen kann, und doch ſtark genug, daß ſie durch das Widerſtreben des Thieres nicht zerriſſen wird. Wenn ſie den Bären gewahr werden: ſo gehn ſie ihm gerade zu auf den Leib: worauf ſich dieſer aufrichtet, um das Pferd anzu-fallen. So bald ſich aber der Indier bis auf eine gewiſſe Entfernung genähert hat, wirſt er dem Bären die Schlinge über den Hals, windet das andere Ende zwey oder dreymal um den Sattel, und giebt mit Bewundrungswürdiger Geſchwindig-keit dem Pferde die Spern, nun kann der Bär mit dem Pferde nicht gleichen Schritt halten, und wird alſo, indem er ſich frey zu machen ſucht, er-droſſelt. So ein Stückchen wird als eine Bewun-

derungs-

derungswürdige Probe von Geſchicklichkeit und Muth angeſehen; und man practicirt es vorzüglich in der Provinz Alauſi, nahe an den öſtlichen Cordilleras, wo dieſe Thiere ſehr häufig ſind.

Daß die Indier-Seelen ſo rohe ſind, muß man größtentheils dem Mangel an Cultur zuſchreiben. Denn bey denen, die nur einigermaſſen dieſes Glück gehabt haben, bemerkt man eben ſo gute Verſtandskräfte, als bey andern Leuten: uud wenn ſie nicht ganz die Feinheit der geſitteten Völker erreichen, ſo denken ſie doch richtig. Alle die Indier, die zu Handwerkern und dem Gewerbe in großen und kleineren Städten aufgezogen worden, ſind weit feiner und gefühlvoller, als die, ſo ihr Leben auf den Dörfern hingebracht haben; doch auch unter dieſen zeichnen ſich viele durch Genie und Fähigkeiten aus.

Sechſter Abſchnitt.

Von den Cordilleras des Andes.

Die merkwürdigſten derſelben, wegen ihrer Höhe und feuerſpeienden Berge. Ihr Clima. Thiere, die man auf den Andes findet: Beſchreibung des Condors. Brücken über die Flüſſe in den Andes, und Landſtraſſen über die Gebirge.

§. 1.

Wir kommen jezt zu den merkwürdigſten Gebirgen und Wüſten in den Cordilleras of the Andes,

die nahe bey den bisher beſchriebenen Ländern ſind. Wir haben bemerkt, daß alles, was zu den Gerichtsbezirken von Quito gehört, zwiſchen den zwo Cordilleras der Anden liege, und daß die Luft mehr oder weniger kalt, und der Boden unfruchtbar ſey, je nachdem die Höhe dieſer Gebirge verſchieden iſt. Dieſe unfruchtbaren Gegenden nennt man Wüſten: denn ob gleich die Cordilleras alle dürr ſind, ſo ſind es doch einige weit mehr als andere, und der ewige Schnee und Froſt macht, daß auf einigen nicht ein Kräutchen wächst, und dieſe folglich für Menſchen und Thiere gänzlich unbewohnbar ſind.

Einige dieſer Gebirge, die ausſehen, als wären ſie auf andere aufgethürmt, ſind erſtaunend hoch, reichen weit über die Wolken, und ſind mitten in der heiſſen Zone mit ewigem Schnee bedeckt. Nach barometriſchen Verſuchen, die auf dem Gebirge Cotopaxi angeſtellt worden, ſcheint deſſen Gipfel 6252 Ellen über die Oberfläche der See erhaben zu ſeyn: dies wäre etwas über drey geographiſche Meilen; ſo hoch iſt kein Berg in der bekannten Welt bey weitem nicht.

Der Cotopaxi ward ein feuerſpeiender Berg zu der Zeit, wie die Spanier zuerſt hier ins Land kamen. Ein neuer Ausbruch erfolgte im Jahr 1743, vor welchem ein beſtändiges Geraſſel in dem Inneren des Berges einige Tage vorhergieng: dann entſtand eine Oefnung auf dem Gipfel des Bergs, und noch 3 andere in der Mitte des Abhangs, die damals unter ungeheuren Maſſen Schnee brann-

ten. Der feurige Auswurf vermiſchte ſich mit einer beträchtlichen Menge Schnee und Eis, das Mitten in der Flamme zerſchmolz und ſtürzte mit ſolcher Heftigkeit herunter, daß in einem Augenblick die Ebene von Tallo bis Latacunga überſchwemmt, und die Häuſer der armen Einwohner niedergeſtürzt wurden, wobey auch viele Leute das Leben verloren. Der Fluß Latacunga ward das Bette dieſer ſchrecklichen Flut, bis er zu ſchmal für den ungeheuren Strom wurde, der dann ins nahe gelegene Land austrat, alle Häuſer auf die er traf, niederriß, und das Land nahe bey der Stadt gleichen Namens zu einem großen See machte. Die Theile der Stadt, die innerhalb der Gränzen des Strohms lagen, wurden hiebey völ- bey völlig zerſtört; doch die Einwohner retteten ſich noch, indem ſie ſich auf einen höher liegenden Grund hinter der Stadt flüchteten. Drey Tage hindurch warf der Vulkan halbverbrannte Steinkohlen aus, und zerſchmolzener Schnee und Eis ſtürzte an ſeinen Seiten herunter. Das Feuer dauerte noch einige Tage länger, und ward von fürchterlichem Geheule des Windes begleitet, der durch die Oefnungen des Vulkans rauſchte. Endlich ward alles ſtill; und weder Rauch noch Feuer war weiter zu ſehn. Aber im May 1744 machten ſich die Flammen einen Weg durch verſchiedene andere Stellen, zur Seite des Gebirges, ſo daß die Flammen, in hellen Nächten von dem durchſichtigen Eis zurück geworfen, eine ſehr große und

herrliche Illumination machten. Allein den 13 des folgenden November Monats ward eine ſolche Menge Feuer und brennender Materie ausgeworfen, daß plözlich eine der erſtern ähnliche Ueberſchwemmung erfolgte, und die Einwohner der Stadt Latacunga ſich eine Zeitlang ganz für verlohren hielten.

Der ſüdlichſte Berg der Cordilleras iſt der Mecas, oder Sangay, der eine unmäſſige Höhe hat, und gröſtentheils mit Schnee bedeckt iſt; dennoch bricht aus ſeiner Spize ein anhaltendes Feuer mit heftigem Krachen heraus, das man 40 Seemeilen weit noch deutlich hört. Das nahe bey dieſem Vulkan liegende Land iſt völlig unfruchtbar, und mit Aſche die er ausgeworfen hat, bedeckt. Aus dieſem Berge entſpringt der Fluß Sangay, der mit dem Vpano vereinigt den Payra bildet, einen großen Fluß, der ſich in den Maronon ergießt.

§. 2. Damit man ſich einen Begriff von dem Clima auf dem Gipfel dieſer Gebirge machen könne; wollen wir einige Nachricht von dem Clima geben, das ſich auf dem Pichincha zeigte, wie Don Georg Junan und Don Antonio de Ulloa beordert waren, auf demſelben Beobachtungen zur Beſtimmung der Figur der Erde anzuſtellen. Man wird daraus leicht auf die übrigen ſchlieſſen können, da die ſtrenge Luſt mit der Höhe der Gebirge im Verhältniß ſteht.

So berüchtigt auch der Pichincha wegen ſeiner großen Höhe iſt; ſo iſt er doch 1278 Ellen nie-

driger, als die ſenkrechte Höhe des Cotopaxi beträgt. Vormals war er ein Vulkan; allein jetzt iſt die Oefnung an einer Seite mit Sand und calcinirter Materie zugedeckt, ſo daß er jezt weder Feuer noch Rauch auswirft. Unſer gelehrter Verfaſſer fand die Kälte auf den Spizen der Gebirge ausnehmend ſtrenge, und den Wind heftig; und ſie ſelbſt waren oft in einem ſo dicken Nebel oder mit andern Worten, in eine ſolche Wolke eingehüllt, daß ſie 6 bis 8 Schritte weit kaum etwas mehr erkennen konnten. Die Luft ward hell, wenn ſich die Wolken mehr nach der Erde herabſenkten; dieſe umgaben den Berg, auf allen Seiten weit umher, und ſtellten ſo die See vor, in der der Fels, wie eine Inſel im Mittelpunkte, ſtand. Wenn ſich dies zutrug; ſo hörten ſie ein ſchreckliches Getöſe von den Ungewittern, die jezt auf Quito und die nahen Länder fielen: ſie ſahen die Blize aus den Wolken brechen, und hörten den Donner unter ihren Füſſen rollen. Wenn die unten liegenden Gegenden in Donner- und Regenwolken eingehüllt waren, genoſſen ſie das angenehmſte, heiterſte Wetter; der Wind hatte ſich gelegt, die Luft ſich aufgeklärt, und die belebenden Sonnenſtrahlen mäſſigten die ſtrenge Kälte. So bald aber dicke Wolken aufſtiegen, ſo machten ſie das Athemholen beſchwerlich; dann fielen beſtändig Schloſſen und Schnee, und der Wind zeigte ſich wieder in der größten Heftigkeit, ſo daß ſie unmöglich die Furcht fahren laſſen konnten,

mit ihrer Hütte in den Abgrund, an deſſen Seite ſie errichtet war, vom Winde hinabgewehet, oder unter derſelben durch das ſich täglich mehr anhäufende Eis und Schnee begraben zu werden. Dieſe Furcht ward durch das Herunterſtürzen großer Felſenſtücken noch mehr vergrößert. Ob ſie gleich auch die kleinſten Rize in ihrer Hütte verſtopft hatten; ſo war doch der Wind ſo ſchneidend, daß er durchdrang: und obgleich die Hütte klein, und voll Menſchen war, und beſtändig die vielen Lampen brannten; ſo war doch die Kälte ſo groß, daß ein jeder von ihnen eine Kohlpfanne haben, und einige alle Morgen den in der Nacht gefallenen Schnee wegkehren mußten. In einem ſo rauhen Clima ſchwollen ihnen die Füſſe, und wurden ſo empfindlich daß das Gehen ihnen die heftigſten Schmerzen verurſachte: ihre Hände wurden mit Froſtbeulen beſezt, und ihre Lippen waren ſo geſchwollen und zerſprungen, daß von der geringſten Bewegung beym Sprechen, Blut hervordrang.

Auf dieſer ganzen Reihe von Gebirgen, ſo weit ich gekommen bin, ſagt Herr Bouguer, der die nemlichen Reiſen mit dem obgedachten Herrn machte, iſt unten eine beſtändige Grenze über die der Schnee nie ſchmilzt; dieſe Grenze mitten in der heiſſen Zone fand ich 2434 Klafter über die Fläche der Südſee erhaben. Es fällt wirklich auch viel weiter herunter Schnee, aber dieſer ſchmelzt auch gleich denſelben Tag, da hingegen weiter oben der ſeit 1000 Jahren geſammelte Winter ſich erhält.

§. 3. Ehe wir dieſen Artikel beſchlieſſen, müſſen wir einer ganz auſſerordentlichen Erſcheinung gedenken, die nach dem Zeugniß des eben gedachten Schriftſtellers ſich faſt alle Tage auf der Spize dieſer Berge zeigt, und vielleicht nie bemerkt worden iſt, ob ſie gleich ohne Zweifel ſo alt wie die Welt ſelbſt iſt. Das erſtemal bemerkten ſie unſere Verfaſſer, wie ſie auf der Spize des Pambamorea, eines Berges, der nicht ſo hoch als der Pichincha iſt, waren. Eine Wolke die ſie beym Anbruch des Tages umgab, zerſtreute ſich; dann ſahen ſie die Sonne recht herrlich aufgehn, die Wolke zog an der andern Seite, der Sonne gegen über, hin, wo ſie ſehr dünne zu ſeyn, ſchien: und wie ſie etwa 20 Ellen von dem Orte, wo ſie ſtanden war, ſah ſich jeder in derſelben wie in einem Spiegel. Und was noch ſonderbarer war, jeder ſah eine Glorie um ſein Haupt, wie die Heiligen gemalt werden: jeder Kopf ſchien der Mittelpunct dreyer concentriſchen Bogen von ſehr lebhaften Farben zu ſeyn; und jeder Bogen hatte die nemlichen Abwechſelungen wie beym Regenbogen: die rothe Farbe war nach auſſen, die lezte oder äuſſerſte Farbe des einen, berührte die erſtere des folgenden Bogens, und in einiger Entfernung von ihnen allen, war noch ein vierter ganz weiſſer Bogen. Dieſe ſtanden ſenkrecht mit dem Horizont; und ſo wie ſich ein Menſch bewegte, ſo bewegte ſich auch das Phänomen. Das allerſonderbarſte aber war, daß obgleich 6 oder 7 Perſonen da waren, jeder doch nur

ſeinen eignen Schatten ſehen konnte, weil die Wolken eine unebne Oberfläche hatten. Der Durchmeſſer der Bögen veränderte ſich allmälig, wie die Sonne am Horizont höher herauf ſtieg, und dann verſchwand auch die Erſcheinung ſelbſt, unmerklich, nachdem ſie lange gedauert hatte. Ulloa giebt eine genaue Beſchreibung von dieſer Erſcheinung, und M. Bouguer ſagt, nachdem er ſie gleichfalls beſchrieben hat: das war für jeden Zuſchauer eine Art von Vergötterung, und ich muß es frey geſtehen, jeder empfand ein heimliches Vergnügen, ſich mit allen dieſen Cronen geziert zu ſehn, ohne die Cronen ſeines Nachbars zu erblicken. Ich muß noch anmerken, daß dieſe Erſcheinung nicht bemerkt wird, auſſer wenn die Waſſertheilgen in den Wolken gefroren ſind.

In denjenigen Theilen der Berge, die nicht ſo hoch ſind, daß ſie dem äuſſern Froſt ausgeſezt wären, wächst eine Art Schilfgras (rush) und einige andere Pflanzen, auch einige wenige Bäume von einer oder zwo Arten: ſie ſind aber zu wenig fruchtbar, als daß ſie einer Cultur würdig wären.

Obgleich die Luft in dieſen Wüſten viel zu rauh iſt, als daß hier alle Thiere leben könnten: ſo halten ſich dem ohngeachtet viele Thiere daſelbſt auf; die ſich von dem hier wachſenden Graſe nähren. Einige hat man ſogar auf den höchſten Gebirgen angetroffen, wo doch die Kälte für Menſchen unerträglich iſt. Unter dem Schilfe halten ſich auch

Caninchen in groſſer Menge, und einige Füchſe auf.

Rebhüner ſind die einzigen Vögel, die man in dieſen rauhen Gegenden kennt: ſie ſind etwas von den europäiſchen verſchieden, und haben einige Aehnlichkeit mit den Wachteln. Auſſer dieſen, finden ſich hier Condors und hummers.

Der Condor iſt der größte Vogel in dieſen Gegenden, ſowohl an Farbe als übrigen Geſtalt dem bereits beſchriebnen Gallinazo ähnlich. Er ſteigt zuweilen von den höchſten Gebirgen ſo hoch, daß er bald dem Geſichte verſchwindet. Weil man ihn ſelten in niedrigen Gegenden ſieht, ſo ſcheint es, daß eine feinere Luft ihm zuträglicher ſey; doch leben auch einige, wenn ſie jung gefangen, und zahm gemacht werden, in den Dörfern und Pflanzungen fort. Sie freſſen auſſerordentlich gerne Fleiſch, und man ſieht oft, daß ſie auf die Lämmer, die auf den Heiden an der Seite der Gebirge weiden, ſtoſſen, und ſie mit ſich wegführen. Unſer Verfaſſer verſichert dies ſelbſt bemerkt zu haben; denn als er auf einem Hügel, der nahe bey dem lag, auf dem er ſtand, eine Heerde Schaafe in groſſer Unordnung ſah, bemerkte er einen dort aufſliegenden Condor, der ein Lamm in den Klauen hielt. Wenn er eine gewiſſe Höhe erreicht hat, ſo läßt er es fallen, nimmt es dann wieder auf, und läßt es zum zweytenmal fallen, dann aber entfernt er ſich, aus Furcht vor den Indiern, die auf das Geſchrey der Hirten und das Bellen der Hunde nach

dem Orte hin laufen. In einigen Wüſten iſt dieſer Vogel häufiger; und weil er von den Viehheerden lebt, ſo geben ſich die Indier alle Mühe, ihn zu fangen. Eine Art davon iſt dieſe. Sie tödten eine alte Kuh oder ein anderes Thier, und reiben das Fleiſch mit dem Safte einiger ſehr wirkſamer Kräuter ein, die ſie dann wegwerfen, weil ſonſt die Vögel das Fleiſch nicht anrühren würden: und um demſelben auch allen Geruch zu benehmen, ſo vergraben ſie das Fleiſch, bis es faul wird, und werſen es dann erſt für die Vögel hin. Die Condors werden bald durch den Geruch dieſes Raubes herbeygelockt, und verzehren es eilig: aber nun wirken die Kräuter, und die Vögel fallen ganz ohne Sinne und Bewegung hin; in dieſem Zuſtande werden ſie von den Indiern umgebracht. Sie fangen ſie auch mit Sprenkeln, die ſie bey etwas Fleiſch hinlegen. Dieſe Vögel ſind aber ſo ſtark, daß ſie manchmal durch einen Schlag mit den Flügeln einen ſich ihnen nähernden Mann zu Boden ſchlagen. Ihre Flügel dienen ihnen auch zum Schilde, womit ſie die Streiche auffangen, ohne merklichen Schaden zu leiden.

§. 3. Von den mehrſten dieſer Gebirge entſpringen Flüſſe, über die, wenn ſie ſo tief ſind, daß man nicht durchwaden kann, an den Stellen, wo die meiſte Paſſage iſt, Brücken geſchlagen ſind. Es giebt zwo Arten ſolcher Brücken, noch auſſer den ſteinernen, deren doch ſehr wenige ſind. Die mehrſten ſind von Holz, und die übrigen von der oben

beſchriebenen Bejucos-Pflanze, die zu allerley Stricken gebraucht wird. Für die erſtere Art ſuchen ſie eine Stelle aus, wo der Fluß ſehr ſchmal iſt und zu beyden Seiten hohe Felſen hat. Dieſe beſteht blos aus 4 Bäumen, die man über die Tiefe legt, die dann einen Pfad bilden, der eben hinreichend iſt, daß ein Mann zu Pferde darüber reiten kann. Und an dieſe Brücke hat man ſich ſchon ſo gewöhnt, daß die Leute ohne die mindeſte Furcht darüber gehn. Die Brücken von Bejucos werden blos da gemacht, wo man wegen der Breite des Fluſſes keine Balken überlegen kann. Man flicht alſo viele Bejucos durch einander, um ein hinreichend langes Seil zu erhalten: 6 ſolcher Seile zieht man von einer Seite des Fluſſes zur andern, 2 beträchtlich höher als die andern 4, die dann die Seiten-Lehnung machen. Zwiſchen leztere werden dicke Stöcke von Bejucos eingezäunt, und das ganze ſieht wie ein Fiſchernez oder ein Indiſche Hängematte aus, die von einer Seite des Fluſſes zur andern ausgeſpannt iſt. Weil die Löcher in dieſem Nez ziemlich weit ſind, und man mit dem Fuſſe leicht durchgleiten kann: ſo wirft man Rohr auf den Boden, das die Stelle der Dielen vertritt. Man wird ſich leicht vorſtellen, ſagt unſer Schriftſteller, daß das bloſſe Gewicht dieſer Korbmaſchine ſelbſt, und noch weit mehr die Schwere eines Mannes, der darüber hingeht, dieſe Brücke gewaltig niederbeugen müſſe: und wenn man bedenkt, daß der Uebergehende, wenn er mitten auf der Brü-

cke iſt, vorzüglich wenn der Wind weht, dem ſehr ſtarken Schwanken der Brücke von einer Seite zur andern ausgeſezt iſt, da die Brücke zuweilen mehr als 90 Fuß lang iſt; ſo muß ſie beym erſten Anblick ſehr abſchrecken. Und doch laufen die Jndier ſelbſt mit der Ladung und den Pack-Satteln der Mauleſeln beladen, darüber hin, und lachen, wenn ſie die Europäer ſo furchtſam über ſie hin wanken ſehen. Die mehrſten dieſer Brücken ſind nur für die Menſchen: die Mauleſel ſchwimmen hinüber, man nimmt ihnen die Ladung ab, und treibt ſie eine halbe Seemeile oberhalb der Brücke ins Waſſer, damit ſie nahe bey derſelben auf der andern Seite wieder ans Land kommen; denn ſo weit treibt ſie der reiſſende Strom weg.

Ueber einige Flüſſe kommt man nicht vermittelſt der gewöhnlichen Bejuco-Brücken, ſondern mit einer tarabita, einem einzelnen Seile, das aus bejucos oder Riemen von Ochſenhäuten gemacht iſt; und aus vielen Strängen beſteht, ſo daß es 7 bis 8 Zoll dick wird. Dies Seil wird von einem Ufer des Fluſſes bis zum andern hingezogen, und an beyden, an ſtarken Pfählen befeſtigt. An einer Seite befeſtigt man es an ein Rad, damit man es ſo viel als nöthig iſt, anſpannen oder nachlaſſen kann. An dieſer Tarabita hängt eine Art einer ledernen Hängmatte, die ſo ſtark iſt, daß ſie einen Mann tragen kann, und die mit einer Rolle an jeder Seite aufgehangen iſt. Ein Seil iſt gleichfalls an jeder Seite des Ufers feſt gemacht, um damit

die Hängmatte auf die beſtimmte Seite herüber zu ziehn; dies geht ganz geſchwinde durch einen Stoß, den man ihr giebt. Sie dient nicht allein, Menſchen und Laſten hinüber zu bringen, ſondern auch ſelbſt Thiere, wenn ſie nicht überſchwimmen können, wo der Strohm ſehr reiſſend iſt, oder ſolcher beſtändig ungeheure groſſe Steine mit ſich führt.

Um Mauleſel über den Fluß zu bringen, werden zwey Tarabitas erfodert, eine auf jeder Seite des Fluſſes; und die Seile müſſen dicker und ſchlaffer ſeyn. An dieſem Seile iſt nur eine Rolle von Holz, und an dieſe wird das Thier angehängt, und mit Riemen um den Leib und den Hals unterſtüzt. Wenn dies geſchehn iſt: ſo ſtößt man das Thier ab, und bald langt es alsdann auf der andern Seite an. Die Thiere, die an dieſe Ueberfahrt gewöhnt ſind, machen nicht die mindeſte Bewegung, ſondern kommen ſchon von ſelbſt, um ſich die Riemen um den Leib machen zu laſſen; weit beſchwerlicher aber iſt es, ſie zum erſtenmal dahin zu bringen, daß ſie es leiden; und wenn ſie dann merken, daß ſie aufgehangen ſind, ſo ſtoſſen und ſchlagen ſie beſtändig während der kurzen Ueberfahrt.

Die Wege über einige dieſer Gebirge ſind, nicht weniger ſonderbar. An manchen Stellen ſind ſie ſo ſchmal, daß die Mauleſel kaum Platz genug haben, ihre Füſſe niederzuſezen; und an andern iſt eine ununterbrochne Reihe von jähen Tiefen. Ueber-

dem ſind die Wege voll Höhlen, die faſt drey Viertel Elle tief ſind, worinn die Mauleſel ihre Vorder- und Hinterfüſſe ſezen, ſo daß ſie manchmal ihren Leib und die Füſſe des Reuters auf der Erde ſchleppen. Dieſe Hölen dienen wirklich als Fußſtapfen, ohne welche man dieſe jähen Höhen, großentheils unmöglich bereiſen könnte. Wenn aber der Mauleſel zufälliger Weiſe die Füſſe zwiſchen zwo ſolcher Hölen ſezt, oder ſie nicht recht ſezt: ſo fällt der Reuter ab, und wann das juſt an der Seite eines Abgrundes iſt, ſo iſt er ohne Rettung verlohren.

Noch gefährlicher aber ſcheint die Herabreiſe zu ſeyn. An einer Seite ſind häufig jähe Anhöhen, und an der andern ſchreckliche Abgründe; und da ſie gewöhnlich der Richtung der Gebirge folgen, ſo beſteht der Weg, anſtatt daß er eben ſeyn ſollte, aus ſteilen Anhöhen und Tiefen. Die Mauleſel merken es leicht, wie viel Vorſicht ſie bey dieſer Reiſe anwenden müſſen: denn wenn ſie auf die Spize einer Anhöhe kommen, ſtehn ſie ſtill, ſezen ihre Vorderfüſſe dicht an einander, und ziehn die Hinderfüſſe etwas nach, als wenn ſie ſich niederlaſſen wollten. Wenn ſie in dieſer Stellung ihren Weg überſehn haben: ſo glitſchen ſie überaus ſanft herunter. Dann muß der Reuter feſt im Sattel ſeyn; denn die geringſte Bewegung bringt den Mauleſel aus dem Gleichgewicht, und dann ſind beyde ohne Rettung hin. Die Geſchiklichkeit des Mauleſels hiebey iſt wunderbar: denn bey dieſer ſchnel-

len Bewegung, wo er alle Gewalt über ſich verlohren zu haben ſcheint, folgt er ganz genau den verſchiedenen Krümmungen des Weges, grade als wenn er den Weg, den er machen wollte, vorher genau überdacht, und alle Maasregeln zu ſeiner Sicherheit genommen hätte. Doch benimmt ſelbſt eine lange Uebung, dieſe Wege zu bereiſen, dem Mauleſel nicht alle Furcht, wenn er auf der Anhöhe bey einem ſolchen Abgrunde anlangt: er betrachtet nicht nur genau ſeinen Weg, ſondern zittert und ſchnarcht bey dieſer Gefahr. Wenn der Reuter ihn unvorſichtig anſpornt, ſo bleibt er unbeweglich ſtehn; und es iſt wirklich wunderbar zu ſehn, wie ſie, nachdem die erſten Bewegungen der Furcht vorüber ſind, die Vorderfüſſe ausſtrecken, damit ſie ſich im Gleichgewicht erhalten und nicht fallen, und dann mit dem Körper die feine Biegung machen, die erfoderlich iſt, um den vielen Krümmungen des Weges zu folgen; und wie ſie endlich, wenn der gefährliche Galop zu Ende iſt, ſich ſelbſt ſo geſchikt aufhalten können.

Siebenter Abſchnitt.

Von der Audienz Lima.

Ihre Lage, Gröſſe und Clima, beſonders um die Hauptſtadt herum, wo Regen, Schnee, Hagel, Donner und Bliz unbekannt, Erdbeben aber, davon einige beſchrieben werden, deſto häufiger ſind. Boden und Producte. Beſchreibung der Stadt Lima. Puz, Sitten, Gebräuche und Handel der Einwohner.

§. 1.

Die nächſte Abtheilung von Peru iſt die Audienz Lima, die gegen N. von Quito, gegen O. von der Cordillera der Anden, gegen S. von der Audienz Los Charcas, und gegen W. vom Stillen Meere begränzt wird. Ihre Länge von N. nach S. beträgt etwa 770 Meilen, aber ihre Breite iſt nicht überall gleich.

Nichts kann verſchiedener ſeyn, als das Clima und der Boden dieſes Landes: denn an einigen Orten iſt es gewaltig heiß, an andern unerträglich kalt, und in der Stadt Lima, wo es nie regnet, temperirt. Die Jahrszeiten ſind im Bezirke weniger Meilen von einander verſchieden; und in einigen Gegenden der Audienz erfährt man alle Veränderungen der Witterung in einer Zeit von 24 Stunden. Das ſonderbarſte iſt, daß an den Seeküſten kein Regen fällt, und keine Flüſſe ſtröhmen, ob es gleich

gleich hier an beyder Statt dicke Nebel und dunkle Wolken giebt, die ſich aber nie in Regengüſſe zuſammen ziehen. Ueber dieſes Phänomen haben ſich viele Naturforſcher die Köpfe zerbrochen.

Der Frühling kömmt mit Ablauf des Jahres, nemlich gegen das Ende des Novembers oder zu Anfange des Decembers. Dann ſinken die Dünſte die den Winter über die Atmoſphäre anfüllen; die Sonne zeigt ſich zur groſſen Freude der Einwohner wieder; und das Land, das beym Mangel ihrer Strahlen ſchmachtete, fängt an, wieder aufzuleben. Hierauf folgt der Sommer, deſſen Hize wegen der ſenkrecht fallenden Sonnenſtrahlen zwar groß, aber gar nicht unerträglich iſt; denn Südwinde, die in dieſer Jahrszeit anhaltend, obgleich nicht heftig, wehen, mäſſigen die Hize, die ohne dieſe freylich gewaltig groß ſeyn würde. Ganz zu Ende des Junii oder zu Anfang des Julii fängt der Winter an, und dauert bis zum Nov. oder Dec. Alsdann fangen die Südwinde an, heftiger zu wehen, und bringen Kälte mit, die zwar der Kälte in den Ländern, wo man Eis und Schnee kennt, nicht gleicht, aber doch ſo durchdringend iſt, daß die leichte Kleidung abgelegt, und Tuch oder anders warmes Zeug getragen wird. Den Winter über iſt die Erde mit einem ſo dicken Nebel bedeckt, daß die Sonnenſtrahlen gar nicht durchdringen können; und die Winde, die unter deſſen Schirm wehen, behalten die Theilchen, die ſie in der gefrornen Zo-

ne zuſammen gezogen haben. In dieſer Jahrszeit löſen ſich die Dünſte nur in einen ſehr kleinen Thau auf, der an allen Orten die Erde gleich ſtark befeuchtet, wodurch alle Hügel, die das ganze übrige Jahr über dem Auge nichts als Felſen und Wüſten zeigten, mit Einem Grün bedeckt, und mit den ſchönſten Blumen ausgeziert werden. Dieſer Thau fällt nie ſo häufig, daß er die Wege verderbt, und den Reiſenden beſchwerlich fällt. Da er ſo dünn iſt, würde er nicht einmal den Boden durchweichen, wenn er nicht den ganzen Winter hindurch anhielte, und die Sonne ihn auszuziehen zu ohnmächtig wäre, welches denn die dürrſten Pläze dieſer Gegend fruchtbar macht.

Lima iſt von Gewittern ſo frey, wie vom Regen; ſo daß die Einwohner, welche nie auf den Gebirgen geweſen, noch in andere Gegenden gekommen ſind, Donner und Bliz gar nicht kennen, und ſich daher ſehr entſezen, wenn ſie jenen zum erſtenmale hören, oder dieſen ſehen. Merkwürdig dabey iſts, daß man das, was hier ſo ganz unbekannt iſt, 30 Seemeilen gegen O. von Lima ſo häufig antrifft: denn weiter iſt es nicht nach den Gebirgen, wo heftige Regen und Stürme mit Donner und Bliz eben ſo häufig als zu Quito ſind.

§. 2. Ob aber gleich keine Gewitter die Hauptſtadt ſchrecken, ſo iſt ſie doch etwas weit fürchterlicherm unterworfen: denn Erdbeben wüten hier ſo oft, kommen ſo plözlich, und ſtoſſen ſo heftig, daß die Einwohner in beſtändiger Furcht ſtehen,

unter den Ruinen ihrer eignen Häuſer begraben zu werden. Allein ſo plözlich auch dieſe Erſchütterungen kommen, ſo haben ſie doch ihre Vorboten; wovon einer der vornehmſten ein polterndes Getöſe in den Eingeweiden der Erde iſt, das man eine Minute vor den Stöſſen hört, und das alle anliegende unterirdiſche Theile zu durchlaufen ſcheint. Dann folgt ein unangenehmes Geheul der Hunde, die die annähernde Gefahr zu wittern ſcheinen. Die Laſtthiere, ſo die Straſſen paſſiren, ſtehen auf einmal ſtill, und ſperren aus einem natürlichen Inſtincte die Beine aus einander, um deſto ſicherer fürs Fallen zu ſeyn. Bey dieſen Wunderzeichen laufen die erſchrockenen Einwohner ſo eilig aus ihren Häuſern auf die Straſſen, daß wenn ſich ſolches bey Nacht zuträgt, ſie ganz nackt zum Vorſchein kommen, indem Furcht und dringende Gefahr auf einmal allen Gedanken des Wohlſtandes verbannt. Die Straſſen zeigen daher ſo ſeltſame und ſonderbare Figuren, daß man lachen würde, wenn es möglich wäre, in einem ſo fürchterlichen Augenblick zu lachen. Dieſen plözlichen Zuſammenlauf begleitet das Geſchrey der aus dem Schlafe geweckten Kinder und die Klagen der Weiber, die durch ihr Anrufen der Heiligen, das dem Gebete Sterbender gleicht, die allgemeine Furcht und Verwirrung vermehren. Auch die Männer ſind zu ſehr bewegt, als daß ſie nicht ihrem Schrecken den Lauf laſſen ſollten; ſo daß die ganze Stadt eine

fürchterliche Scene von Entſezen und Beſtürzung darbietet.

Die Erdbeben, die die Hauptſtadt empfunden hat, ſind ſehr zahlreich. Das erſte ſeit der Niederlaſſung der Spanier war im J. 1582, aber der Schaden war nicht ſo groß, als bey einigen von den folgenden. Denn 6 Jahre nachher wurde Lima durch ein ſo fürchterliches Erdbeben heimgeſuchet, daß man noch jezt alle Jahr ein Feſt zu deſſen Gedächtniß feyert. Ein anderes, das viel Häuſer übern Haufen warf, wüthete im J. 1609. Den 27 Nov. 1630 richtete ein Erdbeben in der Stadt ſo gewaltigen Schaden an, daß jährlich an dieſem Tage ein Dankfeſt, daß ſie nicht ganz verwüſtet worden, gefeyert wird. Nach 24 Jahren zerſtörte es den 3 Nov. die prächtigſten Gebäude der Stadt und viele andere Häuſer, doch kamen von den geflüchteten Einwohnern wenig um. Eine andere ſchreckliche Erderſchütterung trug ſich 1678 zu; aber die fürchterlichſte war den 28 October 1687. Um 4 Uhr des Morgens fieng ſie mit Zerſtörung vieler der ſchönſten öffentlichen Gebäude und Häuſer an, worinn eine Menge Einwohner umkamen; doch dies war faſt nur der Vorbote von dem, was folgte. Denn 2 Stunden nachher kam der Stoß mit ſo heftiger Erſchütterung wieder, daß alles in Ruinen verwandelt ward, und die Einwohner ſich glücklich zu ſchäzen anfiengen, daß ſie blos Zuſchauer des allgemeinen Verderbens und gänzlichen Verluſts ihres Vermögens waren. Während die-

ſer zweyten Erſchütterung trat die See ziemlich weit zurück, kehrte dann mit Gebirgen von Wellen wieder um, und bedeckte ganz Callao, das 5 Meilen von Lima liegt, nebſt dem umliegenden Lande und allen unglücklichen Einwohnern. Von der Zeit an fühlte Lima vor dem Erdbeben von 1746 noch 6 Erſchütterungen. Dies leztere fieng den 28 Oct. des Nachts um halb eilf Uhr an, und der Stoß war um dieſe Zeit ſo heftig, daß in wenig mehr als 3 Minuten, der größte Theil, wo nicht alle Gebäude der Stadt, darnieder lagen. Die Einwohner, welche ſich nicht zeitig genug auf die Straſſen und leeren Pläze der Stadt, als die einzigen Sicherheitsörter, geflüchtet hatten, wurden unter den Ruinen begraben. Endlich hörten die ſchrecklichen Wirkungen dieſes erſten Stoſſes auf, aber die Ruhe war von kurzer Dauer; denn die Erſchütterungen folgten ſchnell auf einander. Auch das Fort zu Callao zerfiel in Ruinen; aber unbeträchtlich war das, was es an ſeinen Gebäuden litt, gegen die fürchterliche Cataſtrophe, die darauf folgte. Denn die See, die, wie ſie bey ſolchen Gelegenheiten zu thun pflegt, weit zurück trat, kam bald mit Wellen, wie Berge, wieder; ſie ſchäumte von der Gewalt, womit ſie getrieben wurde, und plözlich überſchwemmte ſie Callao und das benachbarte Land. Ganz geſchah dies jedoch nicht durch das erſte Aufſchwellen der Wellen; denn die See kehrte noch einmal weiter zurück, und alsdenn mit einem viel gröſſern Ungeſtüm wieder um,

bedeckte die Mauren und übrigen Gebäude des Orts, und zerſtörte das, was vorher noch ſtehen geblieben war, durch ihre gräßlichen Wellengebirge völlig. Von 23 Schiffen und Fahrzeugen, groſſen und kleinen, die damals im Hafen waren, verſanken 19, und die übrigen 4, worunter eine Fregatte, Namens St. Fermin war, wurden durch die Gewalt der Wellen eine beträchtliche Weite ins Land hinein geführt. Auch auf andere Gegenden der Küſte erſtreckte ſich dieſe gräuliche Ueberſchwemmung, und verſchiedene Städte hatten gleiches Schickſal mit Lima. Nach der Zahl der Körper, die man unter den Ruinen dieſer Stadt fand, kamen darinn, innerhalb zwey Tagen vom Anfang des Erdbebens an, 1300 Leute um; auſſer den Verſtümmelten und Verwundeten, von denen viele nur noch kurze Zeit unter großen Schmerzen lebten.

§. 3. Natürlicher Weiſe könnte man erwarten, daß ein Land, worinn es ſelten oder nie regnet, ganz öde ſeyn müſſe: aber wirklich iſt das Land um Lima ſehr fruchtbar, und bringt alle Arten von Getreyde, und eine überaus große Mannichfaltigkeit von Früchten hervor. Denn Induſtrie und Kunſt verſchaffen hier die Näſſe, die die Wolken verſagen. Die alten Yncas von Peru lieſſen kleine Kanäle graben, um das Waſſer aus dem Fluſſe nach allen Theilen des Landes zu leiten, und große Felder zum Getreydebau tüchtig zu machen. Da die Spanier dieſe nüzlichen Werke

ſchon fertig antrafen, ſo unterhielten ſie ſolche mit vieler Sorgfalt: und durch dieſe werden geräumige Gerſtenfelder, große Wieſen, Plantagen, Wein- und andere Gärten, die alle einen ungemeinen Ueberfluß liefern, gewäſſert. Lima iſt von Quito, wo die Erdfrüchte zu keiner beſtimmten Zeit reifen, unterſchieden; denn dort werden zu einer Zeit die Früchte eingeerndtet, und die Bäume ihrer Blätter beraubt. Auch die Blüthen kommen zu einer gewiſſen Zeit zum Vorſcheine, ſo daß dies Land den Ländern unter der temperirten Zone gleicht.

Die Felder in der Nähe von Lima ſind hauptſächlich mit Klee beſäet, worauf eine erſtaunliche Menge Maulthiere und Pferde weiden. Der übrige Theil des Landes beſteht aus Plantagen, worunter beſonders die Zuckerpflanzen vortreflichen Zucker liefern. Die Oliven-Plantagen gleichen dicken Wäldern, denn die Bäume ſind nicht allein ſehr hoch, groß und buſchigt, ſondern ſie werden auch nie beſchnitten, wodurch die Aeſte ſich ſo in einander verwickeln, daß kein Licht durch ihre Zweige dringen kann. Aus der ungemeinen Menge der ſchönſten Oliven, die ſie hervorbringen, wird entweder Oel geſchlagen, oder ſie werden eingemacht. Zu dem leztern ſchicken ſie ſich wegen ihrer Schönheit, Größe und angenehmen Geſchmacks, beſonders gut, und auch ihr Oel iſt dem Spaniſchen weit vorzuziehen. Alle Felder und Pflanzungen werden durch Negers, die man zu dem Ende kauft, bebauet.

Um die Stadt Lima herum iſt das Land mit Gärten bedeckt, worinn auſſer den amerikaniſchen Kräutern und Früchten, auch alle, die man in Spanien kennt, wachſen, und einen ungemeinen Grad von Vollkommenheit erhalten. Noch einen andern beſondern Vorzug hat die Stadt, indem das ganze Jahr, wegen der vielen und friſchen Früchte, ein Sommer zu ſeyn ſcheinet. In dem Diſtricte Valles hingegen, und auf den Bergen, wechſeln die Jahrszeiten mit einander ab; und wenn die Fruchtzeit in Valles vorbey iſt, ſo fängt ſie in der bergichten Gegend an. Da nun dieſe nicht über 25 bis 30 Seemeilen von Lima entfernt iſt; ſo bringt man ſie dahin, und auf die Art wird die Stadt beſtändig mit Früchten verſorgt: einige wenige, als Trauben, Waſſer- und andere Melonen ausgenommen, die ein heiſſes Clima erfordern, und in den Bergen nicht zur Vollkommenheit kommen. Trauben giebt es zu Lima von verſchiedener Art; und beſonders iſt die Sorte, die die Italiäniſche genannt wird, ſehr groß und delicat. Die Reben laufen auf der Oberfläche der Erde, die entweder ſteinigt oder ſandigt iſt, fort; und wenn man ſie zur gehörigen Zeit beſchnitten und gewäſſert hat, ſo gedeihen ſie ohne weitere Wirkung vorzüglich gut.

Auſſer den Feldern, Baum- und andern Gärten, womit das Land durch eine angenehme Abwechſelung geziert iſt, giebt es noch andere Gegenden, wo die Natur von ſelbſt den Einwohnern

ſchöne Ausſichten und einen Ueberfluß an vortref-lichen Weiden für ihr Vieh darbietet. Dahin ge-hören beſonders die Hügel von St. Chriſtoph und Amancaes, deren ewiges Grün, das im Frühling mit ſchönen Blumen geſprenkelt iſt, die benach-barten Einwohner einzuladen ſcheint, die Schön-heiten, die es ihrem Auge in der Entfernung zeigt, näher zu genieſſen. Die benachbarten Gegenden der Stadt geben auf 8 bis 10 Seemeilen weit, eine gleiche Unterhaltung; und daher begeben ſich viele Familien dahin, um die Luft zu verändern, und ſich ländliche Vergnügungen zu verſchaffen.

Merkwürdig iſt noch, daß der großen Wärme des Sommers ohngeachtet giftige Thiere hier un-bekannt ſind. Dies gielt auch von dem Gebiete, das Valles heißt, ob es hier gleich einige Häfen giebt, als Tumbez und Piura, wo die Hize bey-nahe ſo groß iſt, als zu Guayaquil. Dies kann alſo von nichts, als der natürlichen Trockenheit des Clima herrühren.

Lima, oder los Reyes, d. i. die Stadt der Könige, (wie ſie vor dem ſchrecklichen Unglück im Jahr 1746 ausſah,) liegt in dem geräumigen und angenehmen Thale Rimac im 12° 2′ 31″ ſüdlicher Breite, und im 76° weſtlicher Länge: in einer der vortheilhafteſten Ge-genden, die man ſich vorſtellen kann. Denn da ſie im Mittelpunkte des geräumigen Thals liegt, ſo comman-dirt ſie das Ganze ohne Schwierigkeit. Der Fluß Ri-mac beſpült die Mauren der Stadt, und läßt ſich, ſo lange er nicht durch die Ströhme von den Bergen her-ab anſchwillt, leicht durchwaden. Da er aber zu an-dern Zeiten tief und reiſſend iſt, ſo hatte er eine ſchöne

und geräumige Brücke, an deren einem Ende ein ſchönes Thor war, das den Eingang in die Stadt ausmachte, und nach dem großen Markte führte. Dieſer war; ſehr groß und ſchön ausgeſchmückt, und hatte in der Mitte einen Springbrunnnen, worinn die metallene Statue der Fama ſtand, aus deren Trompete, ſo wie auch aus dem Rachen der 8 Löwen, die ſie umgaben, Waſſer ſprang. Die Oſtſeite dieſes Plazes enthielt die Cathedralkirche und den erzbiſchöflichen Palaſt, deren Fronte von Quaderſteinen, und mit Säulen und Pfeilern ausgeſchmückt, war. An der Nordſeite war des Unterkönigs Palaſt, und in demſelben die verſchiedenen Gerichtshöfe, die Finanzkammern und das Staats-Gefängniß. Auf der Weſtſeite, der Cathedralkirche gegen über, war das Rathhaus und Stadtgefängniß. Die Südſeite war mit Privathäuſern beſezt, die gleich den übrigen in der Stadt nur ein Stockwerk hatten: weil aber die Fronten von Stein waren, ſo halfen ihre Einförmigkeit, Gallerien und Zierlichkeit ſehr zur Verſchönerung des Plazes.

Die Stadt hatte die Form eines Dreyecks. Längs den Ufern des Fluſſes war ſie etwa 2 Meilen lang, und die größte Breite von N. nach S., von der Brücke bis an den entgegen ſtehenden Winkel, betrug 1080 Faden. Eine Mauer von Ziegelſteinen, die von 34 Baſtionen flankirt wurde, umgab ſie. Sie hatte 7 Thore, und drey heimliche Thüren, aber weder Platformen noch Schießſcharten.

An der andern Seite des Fluſſes war eine Vorſtadt, Namens St. Lazaro, deren breite Straſſen alle parallel von N. nach S., und von O. nach W. liefen, und Vierecke von Häuſern 150 Yards breit, bildeten. Sie waren gepflaſtert, und längs ihnen liefen Kanäle, die etwas oberhalb der Stadt aus dem Fluſſe geleitet waren, und weil ſie überwölbt waren, viel zu ihrer Reinlichkeit beytrugen. Die Häuſer waren bequem, und ſie-

len gut in die Augen, ob man ſie gleich nur niedrig gebauet hatte, damit ſie ein Erdbeben aushalten könnten. Die vornehmſten Theile beſtanden aus Holz, das in die Queerbalken des Daches gefüget war; und die Wände waren inn- und auswendig mit wildem Rohr oder mit rother Waſſerweide (Ozier) gefüttert. Dieſe leztern waren mit Leimen überzogen und weiß angeſtrichen, die Fronten aber wie Quaderſteine gemalt. Sie hatten Kränze (Cornices) und Gallerien, die auch mit einer Steinfarbe angeſtrichen waren. Die Dächer waren flach, und nur ſo weit bedeckt, als nöthig war, Wind und Sonnenſtrahlen abzuhalten: eine geringe Bedeckung, die aber in einem Lande, wo man keinen Regen zu befürchten hatte, hinreichte. Innerhalb der Mauren waren viel Frucht- und Küchengärten, und die meiſten von den vornehmſten Häuſern hatten Luſtgärten hinter ſich.

Die Stadt hatte 5 Pfarrkirchen und 2 Kapellen, nebſt einer Pfarrkirche der Indier, die unter der Beſorgung der Jeſuiten ſtand. Die Klöſter waren ſehr zahlreich, denn man zählte hier 4 Dominicaner- 3 Franciſcaner- 3 Auguſtiner-Klöſter, 3 vom Orden der Barmherzigkeit, und 6 Jeſuiter-Collegia. Auch war hier ein Kloſter vom Orden des heiligen Benedicts, ein Kloſter Namens Nueſtra Sennora de la Buena Muerte, und ein Kloſter des St. Franciſcus de Paula; ferner 14 Nonnenklöſter, 12 Hoſpitäler, ein Waiſenhaus, und andre öffentliche Gebäude.

Alle ſowohl Kloſter- als Pfarrkirchen und Kapellen waren groß, zum Theil von Steinen, und mit Gemählden und andern Decorationen von großem Wehrt verſehen. Beſonders übertraf die Pracht der Cathedralkirche und der Kirchen der Jeſuiten, der Väter von der Barmherzigkeit, der Dominicaner, Franciſcaner und Auguſtiner alle Beſchreibung. Die Reichthümer und

die Pracht der Stadt, beſonders bey feyerlichen Tagen, erweckte Erſtaunen. Die Altäre waren vom Grund an bis an den Rand der Gemählde mit maſſivem Silber, das der Künſtler durch verſchiedene Arbeit ſchön ausgeziert hatte, bedeckt. Die Mauern der Kirche waren mit Sammet oder Tapeten von gleichem Wehrt bekleidet, und mit goldnen und ſilbernen Franzen behangen, welches alles hier beſonders theuer iſt, und an dieſen Franzen hiengen Stücke Silber in verſchiedenen Figuren. Wandte man das Auge von den Pfeilern, Mauern und Täfelwerke nach dem niedern Theil der Kirche ab, ſo wurde es nicht weniger durch glänzende Gegenſtände geblendet. Hierunter waren 6 bis 7 Fuß hohe Leuchter von maſſivem Silber, die in zwey Reihen längs dem Schiffe der Kirche geſezt waren; ſilberne Tafeln von erhabener Arbeit, und im Zwiſchenraume Fußgeſtelle, worauf Statuen von Engeln ſtanden. Solche unermeßliche Reichthümer hatte man auf das Gebäude der Kirche ſelbſt verwandt; aber was unmittelbar zum Gottesdienſt gebraucht wurde, als die geheiligten Gefäſſe, Kelche, Monſtranzen u. ſ. w. war noch weit prächtiger: denn die verſchiedenen Kirchen wetteiferten miteinander, und jede bemühte ſich, das koſtbarſte zu bekommen. Bey denſelben war das Gold mit Diamanten, Perlen, Rubinen und Saphiren bedeckt, ſo daß ſie die Augen der Anſchauer blendeten. Die Gold- und Silberſtoffe, Franzen und Spizen ꝛc. zu Kleidungen und andern Zierrathen mußten immer die reichſten und koſtbarſten von denen ſeyn, die die Regiſterſchiffe dahin brachten; und alles, was man zum Ausſchmücken der Kirchen brauchte, war das prächtigſte in ſeiner Art, das man nur möglicher Weiſe erhalten konnte.

Die vornehmſten Klöſter waren ſehr groß, und hatten viel bequeme Zimmer. Viel Kirchen hatten oben ein gewölbtes Dach, die Vordertheile und Hauptthü-

ren gaben einen majeſtätiſchen Anblick, und die Säulen nebſt ihrem Schnizwerke, die Statuen und Kränze waren von Holz ſchön geſchnizt, und von Steinen nicht zu unterſcheiden. Die Kirchen waren mit kleinen Kuppeln geziert. Die Thürme beſtanden vom Fundament an 8 bis 10 Fuß hoch aus gemeinen, und von da an bis zum Dache aus Ziegelſteinen. Das übrige war von Holz mit Steinfarbe angeſtrichen, und endigte ſich mit einer Statue des Heiligen, dem die Kirche gewidmet war, an welchem ſehr wohlklingende Glocken hiengen.

So prächtig ſah die Stadt Lima vor dem lezten fürchterlichen Erdbeben aus, das alle Gebäude dem Erdboden gleich machte. Wie weit ſie ſich von dieſem ſchrecklichen Unglück erholet habe, können wir nicht melden, weil die Schriftſteller, die die beſte Nachricht von dieſem Lande geliefert haben, um die Zeit ihrer Zerſtöhrung ſchrieben, und uns keine ſpätere Feder ihren gegenwärtigen Zuſtand verzeichnet hat.

Die Univerſität mit ihrem großen Vierecke, das von einem ſchönen offenen Plaz umgeben wurde, fiel prächtig in die Augen. Hier wurde der Geiſt der Leute in denjenigen Arten göttlicher und menſchlicher Kenntniſſe, die in Altſpanien in Ruf ſtehen, unterrichtet. Die ariſtoteliſche und alte ſcholaſtiſche Philoſophie behauptet ſich noch immer, ſo daß die Einwohner, wenn ſich bey ihnen ein auſſerordentliches Genie hervorthat, den gütigen Naturgaben weit mehr ſchuldig ſind, als der Cultur und Erziehung; und ihr geringer Fortgang in nüzlichen Wiſſenſchaften ſcheint mehr dem Mangel eines ſchicklichen Unterrichts, als der Talente, zuzuſchreiben zu ſeyn.

Der Unterkönig von Lima reſidirt gewöhnlich in dieſer Stadt. Seine Regierung dauert 3 Jahre. Er genießt allen Pomp und die übrigen Vorzüge eines Königs, und iſt in allen Dingen unumſchränkt, ſie mögen Kriegs-

bürgerliche und peinliche Sachen, oder die Einkünfte, betreffen. Unter ihm ſtehen die Beamten und Tribunale, die die verſchiedenen Theile der Regierung ausüben, und er beſezt alle ledigen Stellen. Zur Sicherheit hat er eine Leibgarde von 160 Mann zu Pferde, die unter dem Commando eines Capitains und Lieutenants ſtehen, und alle eine blaue mit Silber reich beſezte Uniform tragen. Ein Haufen von 50 Hellebardirern hat in den Zimmern, die zum königlichen Audienzſaal führen, ſeinen Dienſt, und trägt Weſten von Carmeſinrothen Sammet mit breiten goldenen Treſſen. Noch auſſer dieſem iſt innerhalb dem Pallaſt eine andere Garde, die aus einem Detachement der Garniſon von Callao beſteht. Alle dieſe werden gelegentlich dazu gebraucht, die Befehle des Unterkönigs auszuüben, und die Decrete der Tribunale, nachdem ſie ſeine Genehmigung erhalten haben, durch Zwang in Erfüllung zu ſezen. Der Unterkönig wohnt nicht allein den Gerichtshöfen und den Conſeils, die die Finanzen und den Krieg betreffen, bey, ſondern er giebt auch täglich dem Volke von allem Range Audienz. Zu dieſem Ende hat der Pallaſt drey ſehr große und geräumige Säle, in deren erſterm er die Deputationen von den Indiern und den verſchiedenen Stämmen empfängt; in dem zweyten giebt er den Spaniern Audienz; und in dem dritten empfängt er alle Damen, die eine beſondere Audienz verlangen.

Der Vicekönig hat ein jährliches Gehalt von 7167 Pfund Sterling, auſſer ſeinen geſezmäßigen Accidentien, die dieſe Summe dreymal überſteigen. Innerhalb ſeiner Jurisdiction ſoll er 120000 Mann zu Pferde und zu Fuß aufſtellen, aber, wie man eingeſteht, nur den fünften Theil davon bewafnen können. Die Garniſon von Lima beſteht aus Landmiliz, wovon 14 Compagnien ganz ſpaniſche Infanterie, 7 Compagnien von der Handlungs-Geſellſchaft, 8 Compagnien Indier, und 6 Com-

pagnien Mulatten ſind; nebſt 10 Schwadronen ſpaniſcher Reuter: die zuſammen ein Corps von 40000 robuſten, aber ſchlecht diſciplinirten Leuten ausmachen.

Die Staatsverwaltung wird mit der größten Regelmäßigkeit geführet; und unterdeſſen, daß alles mit der gewiſſenhafteſten Gerechtigkeit behandelt zu werden ſcheint, hängt alles von der Willkühr des Hofes ab. Cabinetsſachen werden von einem Staatsſecretair und einem Aſſiſtenten beſorgt, und dies Amt ertheilt Befehle zu Päſſen, die jeder Corregidor innerhalb ſeiner Jurisdiction ausſtellen muß. Mit Genehmigung des Unterkönigs beſezt der Secretair alle juriſtiſche Stellen auf eine Zeit von zwey Jahren.

Sachen, die die Billigkeit betreffen, werden in dem Hofe, der Audienzia heißt, vorgenommen; und von deſſen Schlüſſen findet keine Appellation an das indiſche Conſeil anders ſtatt, als in Fällen einer vollkommenen notoriſchen Ungerechtigkeit. Dies Tribunal, der höchſte Gerichtshof zu Lima, beſteht aus 8 Auditors und einem Fiſcal für Civilſachen. Es wird in dem unterköniglichen Pallaſt in drey verſchiedenen Sälen gehalten; in dem einen berahtſchlagt man ſich, in den beyden andern werden die Sachen entweder öffentlich oder heimlich unterſucht.

Das nächſtfolgende iſt die Rechnungs-Cammer, die aus einem Commiſſair, 5 Oberzahlmeiſtern, und zwey Gelehrten (Doctors,) nebſt den Unterbedienten jeder Claſſe, beſteht. Hier geben die Corregidors, denen die öffentlichen Einkünfte anvertraut ſind, ihre Rechnungen ab; hier wird auch die Vertheilung und Verwaltung der königlichen Einkünfte regulirt.

In dem Pallaſte iſt auch der königliche Schaz, unter der Direction eines Zahlmeiſters und Agenten, die über alle königliche Einkünfte innerhalb der Jurisdiction der Audienz von Lima die Aufſicht haben.

Der Magiſtrat beſteht aus Regidoren oder Aldermännern, Alfrarez Real oder Sheriffen, und zwey Alcalden oder königlichen Richtern; welches alles Adeliche vom erſten Range ſind. Dieſe haben die Aufſicht über die Polizey und die gewöhnliche Juſtizverwaltung; dahingegen ſich die Gerichtsbarkeit der Corregidoren hier blos über die Indier erſtreckt.

Eine der nüzlichſten Einrichtungen, wenn ſie geſezmäßig verwaltet wird, iſt die Erbſchafts-Kammer, die ſich des Nachlaſſes aller ohne Teſtament Verſtorbenen annimmt, und auch diejenigen bewachet, denen anderer Leute Vermögen anvertraut iſt. Sie beſteht aus einem Richter, 1 Rath und 1 Zahlmeiſter.

Hierauf folgt das Handlungs- und Commercien-Gericht, das aus 1 Präſidenten und 2 Conſuln beſteht, die alles, was zum Handel gehört, dirigiren, alle Handlungsſtreitigkeiten entſcheiden, und ſonſt die Einrichtung haben, wie die Conſulados zu Cadiz und Bilboa.

Das Inquiſitions-Tribunal beſteht aus zwey Inquiſitoren und einem Fiſcal, die, ſo wie die Unterbedienten, vom General-Inquiſitor ernannt, und im Fall einer Vacanz vom oberſten Inquiſitions-Conſeil eingeſezt werden. Dies Gericht thut nichts, als daß es Schrecken einjagt, und ſich allgemeinen Abſcheu erwirbt.

Die Einwohner von Lima beſtehn aus Spaniern, Negern, Indiern, Meſtizen, und andern Stämmen, die aus einer Vermiſchung aller drey entſpringen. Die ſpaniſchen Familien ſind ſehr zahlreich: denn nach dem geringſten Anſchlage enthält Lima 16 bis 18000 Weiſſe. Und unter dieſen ſoll ein Drittel oder ein Viertel vom vornehmſten Adel von Peru, und darunter allein 45 Grafen und Marquis, ſeyn. Auch Ritter von allerhand Kriegsorden ſind ſehr viele hier. Auſſer dieſen halten ſich hier 24 Edelleute von großem Vermögen aber ohne

Titel auf, von denen einer ſeine Abkunft von den alten Yncas von Peru herleitet, deſſen Familie die Könige von Spanien verſchiedene unterſcheidende Ehren und Vorrechte verwilliget haben.

Die, welche die größte Figur machen, haben eine Menge Sklaven und andere Domeſticken, und halten Kutſchen; andere begnügen ſich mit Chaiſen, die ſo gemein ſind, daß keine Familie von irgend einigem Vermögen ohne dergleichen iſt. Nirgends ſind ſie auch nöthiger: denn die unzähligen Heerden von Maulthieren, die ſtets durch Lima paſſiren, bedecken die Straſſen mit ihrem Miſt, den Wind und Sonne bald dürren, da er dann einen eckelhaften Staub erregt, der den Fußgängern kaum erträglich iſt. Dieſe Chaiſen, die ein Maulthier ziehet, und ein Treiber leitet, haben nur zwey Räder und zwey Size gegen einander über; ſo daß auf allen Fall 4 Perſonen darinn ſizen können. Sie ſind ſehr leicht und flüchtig; dennoch wegen der Vergoldungen und anderer Zierrathen kommen ſie oft auf 800 bis 1000 Kronen zu ſtehen. Ihre Zahl ſoll ſich auf 5 bis 6000 belaufen.

Handlung wird zu Lima ſo wenig für eine Erniedrigung gehalten, daß vielmehr die größten Familien durch ſie eben groß geworden ſind; und die Armen werden hier verachtet, wenn ſie aus Faulheit oder Nachläſſigkeit nicht, um ihre Umſtände zu verbeſſern, zu ihr ihre Zuflucht nehmen. Denn eine königliche Proclamation hat alle Vorurtheile der Spanier gegen den Handel durch die weiſe Erklärung, daß Handlung in Indien weder vom Adel noch von dem Kriegsorden ausſchlieſſen ſolle, völlig gehoben.

Negers, Mulatten, und deren Abkömmlinge, machen den größten Theil der Einwohner aus, und von dieſen ſind die meiſten Handwerker; doch geben ſich auch viele Europäer hier damit ab. Denn Gewinnſt iſt hier

die allgemeine Leidenſchaft, und die Einwohner ſuchen ihn durch alle Arten von Gewerbe, wovon keins hier, wie in Quito, deswegen verachtet wird, weil es ein Mulatte treibt.

Indier und Meſtizen ſind die dritte und lezte Klaſſe der Einwohner; doch iſt ihre Anzahl gegen die Größe der Stadt und Menge der 2ten Klaſſe nur geringe. Sie treiben hauptſächlich Ackerbau, machen irdene Waaren, und bringen alle Arten von Lebensmitteln zu Markte; die häuslichen Dienſte hingegen werden vornemlich durch Negers und Mulatten beſorgt.

Die Kleidung der Mannsperſonen unterſcheidet ſich im Ganzen wenig von der, die in Spanien getragen wird, auch iſt hier kein merklicher Unterſchied unter den verſchiedenen Klaſſen, denn jeder darf tragen, was er bezahlen kann: daher iſt es nichts ungewöhnliches, einen Mulatten, oder überhaupt einen Handwerksmann, in reichem Zeuge zu ſehen. Alles liebt ſchöne Kleider, und da Eitelkeit und Pracht durch nichts im Zaum gehalten wird, ſo ſchweift alles in dieſem Punkte ſchrecklich aus. Aber noch weit ärger als die Mannsperſonen machen es die Frauensleute: dieſe treiben die Verſchwendung in der Auswahl ihrer Spizen bis zum Erſtaunen weit; und dies gilt nicht nur vom Frauenzimmer von Range, ſondern dies hat ſich durch alle Stände ausgebreitet, nur die niedrigſte Klaſſe der Negern ausgenommen. Dieſe Spizen müſſen nothwendig in Flandern gemacht worden ſeyn, denn keine Frau von Stande läßt ſich ſo weit herab, andere Arten nur anzuſehen.

Der Anpuz der Damen beſteht in Schuhen, Strümpfen, einem Hemde, einem Unterrock von feinem Barchet, einem ofnem Rock und einem Camiſol, das im Sommer von Linnen, und im Winter von ſchönem Zeuge iſt. Einige fügen noch einen Mantel hinzu, um das erſtere los hängen zu laſſen. Vom unterſten Rock,

der nicht weiter als bis an die Waden gehet, hängt ein Saum von ſehr feinen Spizen herab, durch die man die Enden der Strumpfbänder erblickt, die mit Gold oder Silber geſtickt, und oft mit Perlen beſezt ſind. Der obere Rock beſteht aus Sammet oder anderm reichen Zeuge, iſt rund herum friſirt, und durchaus mit Franzen, Spizen oder Stickereyen ausgeſchmückt. Werden die Hemderermel, die 1 und ein halb Yard lang und 2 weit ſind, zum Zierrath getragen; ſo ſind ſie mit Spizen ſo beſezt, daß ſie das Ganze ſehr verſchönern. Die Ermel des Camiſols, das über dem Hemde getragen wird, ſiud unmäßig lang und zirkelrund, und beſtehen aus Reihen von Spizen, oder aus Streifen von Kammertuch, zwiſchen deren jeder Spizen angebracht ſind. Der Leib des Camiſols iſt mit Bändern, die hinten an der Schnürbruſt ſizen, an der Schulter befeſtigt, und die runden Ermel, die an die Schultern aufgeſteckt ſind, ſtellen nebſt denen vom Hemde gleichſam 4 Flügel vor. Iſt das Camiſol vorn nicht zugeknöpft oder zugehäckelt, ſo wird es an den Schultern feſt gemacht. Im Sommer tragen ſie eine Art Schleyer vom feinſten mit Spizen reich beſezten Kämmertuch oder anderer feinen Leinewand; aber im Winter iſt der Schleyer, den ſie im Hauſe tragen, von Boy, und wenn ſie in vollem Puz ausgehn, wie ihre Ermel ausgeſchmückt. Ueber dem Unterock haben ſie von dem nemlichen Zeuge, wie die Ermel am Camiſol, eine Schürze, die bis ans Ende deſſelben herabhängt. Ein einziges Brauthemd koſtet allein oft 1000 Kronen, und zuweilen noch mehr.

Die Frauenzimmer bilden ſich gewaltig viel auf ihre Füßgen ein: denn ein kleiner Fuß wird für eine ihrer vornehmſten Schönheiten gehalten: daher werden ſie von ihrer Kindheit an gewohnt, enge Schuhe zu tragen, damit ihre Füſſe, die oft nur fünf und einen halben bis

ſechs Zoll lang ſind, nicht über die gehörige Gröſſe hinaus wachſen. Ihre Schuhe haben wenig oder gar keine Sohle, indem Ein Stück ſowohl dazu, als zum Oberleder dient, beym Zehen und Abſaz ſind ſolche gleich breit und rund, ſo daß ſie ein längliches Achteck bilden. Da aber der Fuß dieſer Figur nicht nachgiebt, ſo bringt er ſie bald in eine natürlichere Geſtalt. Auf dieſen Schuhen ſizen immer diamantene Schnallen, oder nach dem Vermögen der Perſon, die ſie trägt, ſonſt etwas Brillantes. Doch werden dieſe Schnallen weniger des Nuzens wegen, als zum Staat getragen; denn die Schuh ſind ſo gemacht, daß ſie nie von ſelbſt losgehen, und man kann ſie ausziehn, ohne ſie loszuſchnallen. Sie tragen auch gern weiſſe ſeidene Strümpfe, die ziemlich dünne ſind, um die Form des Beines, wovon man das meiſte ſehn kann, deſto beſſer zu zeigen.

Noch einen viel höhern Begriff von ihrer Pracht wird man kriegen, wenn man ihren Schmuck kennen lernt, den ſie bey ihren Beſuchen und bey öffentlichen Gelegenheiten tragen. Ihr Haar, das von Natur ſchwarz iſt, und bis über den Gürtel würde herab reichen können, legen ſie auf eine ſehr reizende Art. Hinten binden ſie es in 6 gedrehte Locken auf, durch die eine etwas gekrümmte goldene Nadel, mit einem Buſche von Diamanten an jedem Ende, gehet; und hieran hängen die Locken ſo, daß ſie juſt die Schulter berühren. An der Stirn und dem obern Theil des Kopfs tragen ſie diamantene Aigretten, das Haar hängt in kleinen Löckgen vom Vorkopf bis an die Mitte des Ohrs herab, und 2 groſſe Schönpfläſtergen von ſchwarzem Sammet ſizen an jedem Schlafe. Die Ohrringe ſind Brillanten mit einem Buſche ſchwarzer mit Perlen bedeckter Seide vermiſcht. Und um den Hals tragen ſie auſſer ihren Halsbändern auch Roſenkränze, woran Perlen, einzeln oder buſchweiſe, bis zur Gröſſe einer Lambertsnuß, ſtatt der Knöpfe ſizen.

Auſſer ihren diamantenen Ringen, Halsbåndern, Gürteln und Armbåndern, die alle ſowohl ihres Waſſers, als ihrer Gröſſe wegen ſehr koſtbar ſind, tragen viele Damen einen runden mit Diamanten reich beſezten Edelgeſtein, der vom Gürtel herab hångt, und pråchtiger, als ihr ganzer übriger Schmuck iſt. Den ganzen Anzug einer ſolchen Dame, die ſtatt Linnen mit Spizen bedeckt iſt, und vom Kopf bis auf die Füſſe von Juwelen blizt, ſchåzt man nicht geringer, als auf 30 bis 40000 Kronen. Zum Erſtaunen iſt es hiebey, daß ſie ſich ſo wenig daraus zu machen ſcheinen, indem ſie ſolche bey allen Gelegenheiten auf die nachlåßigſte Art tragen; denn dadurch ſezen ſie ſich in neue Koſten daß ſie die alten Juwelen ausbeſſern laſſen, oder neue kaufen müſſen, welches oft bey den Perlen, die ſehr leicht beſchådigt werden, nöthig iſt.

Das Frauenzimmer zu Lima iſt überhaupt von mittler Statur, ſchön, artig, und hat etwas eigenes Glånzendes und Würdiges in ſeinen Augen. Ihre körperlichen Reize ſollen noch durch die Reize ihrer Seele erhöht werden; denn ſie haben einen hellen und durchdringenden Verſtand und etwas ſo freyes und doch dabey gemåßigtes in ihrem Betragen, das, indem es zur Liebe einlådt, zugleich Ehrfurcht gebietet. Im Umgange ſind ſie unausſprechlich reizend; ihre Begriffe ſind richtig, und ihre Manieren unnachahmlich angenehm. Aber dem Parfumiren ſind ſie ſo ungemein ergeben, daß ſie ſtets Ambra bey ſich führen, und nicht zufrieden mit dem natürlichen ſchönen Geruch der Blumen, den ſie ſonſt auch ſehr lieben, ſelbſt auf ihre Blumenſtråuſſe etwas wohlriechendes ſtreuen. Die ſchönſten Blumen ſtecken ſie in ihr Haar, und andere, die ſie ihres Geruchs wegen ſehr ſchåzen, an ihre Ermel. Man kann ſich alſo leicht vorſtellen, daß die Ausflüſſe von dieſen Damen ziemlich weit in die Ferne riechen.

Sowohl in der Art der Kleidung, als auch in deren Reichthum, ſucht die niedre Claſſe der Frauensperſonen, und ſelbſt die Negerinnen, es nach ihrem Vermögen ihren Obern nachzuthun. Ihre Leinwand ſtärken ſie immer ſehr, um die koſtbaren Muſter ihrer Spizen vorzuzeigen; auch thun ſie ſich die Pein an, daß ſie ihre Füſſe in kleine Schuh einzwingen, um eben ſolche Füßchen wie ihre Damen zu haben. Ihre nächſte Sorge, die weit mehr zu loben iſt, geht auf die Reinlichkeit, die man in ihren ungemein netten Häuſern antrifft.

Von Natur ſind ſie munter, geiſtreich, und ſcherzhaft ohne Leichtſinn; daher man ſelbſt von den geringſten mit angenehmen Geſängen unterhalten wird, denn alle haben eine gute Stimme. Bällen ſind ſie ſehr ergeben, und auf denſelben zeichnen ſie ſich durch ihre reizenden und leichten Bewegungen aus.

Die Sitten und Neigungen des Adels ſind ihrem Range und Vermögen gemäß; ſie ſind auſſerordentlich höflich gegen Fremde, die durch ihre Rechtſchaffenheit, Höflichkeit, Ehrlichkeit und Pracht entzückt werden. Die Eingebohrnen von geringerm Range beſizen zwar etwas zu viel Stolz, Gelehrigkeit aber mangelt ihnen nicht. Gegen einen hochmüthig ertheilten Befehl bezeigen ſie ſo gleich ihren Widerwillen: aber wenn er gelinde und freundlich gegeben wird, ſo ſind ſie eben ſo f´ẓſam als unterwürfig. Eine leutſelige Begegnung bezaubert ſie, und wenig Beyſpiele von Güte machen einen dauerhaften Eindruck auf ihr Gemüth. Die Mulatten hingegen, die weniger geſittet ſind, ſind hochmüthig, unruhig, und zänkiſch.

Die gemeinſten Krankheiten in Lima ſind bösartige, Wechſel- und Flußfieber, Pleureſien, Verſtopfungen und Convulſionen. Dieſe leztern werden in zwo Arten, in

die gemeinen oder Partial- und in die bösartigen Convulſionen, eingetheilt. Beyde finden ſich ein, wenn die Natur in der Criſis einer heftigen Krankheit arbeitet. Die, welche mit den erſtern behaftet ſind, kommen manchmal davon, wiewohl die meiſten den 3 oder 4 Tag nicht überleben: die aber das Unglück haben, von den leztern befallen zu werden, ſterben in 2 bis 3 Tagen. Beyde begleiten unerträgliche Schmerzen, ſo daß der ſeufzende Patient nicht einmal ohne unbegreifliche Marter von einer Seite auf die andere gewandt werden kann. Der Hals iſt ſo ſehr zuſammen gezogen, daß man nichts in den Magen bringen kann; und die Kinnladen ſind zuweilen ſo feſt verſchloſſen, daß ſie unmöglich zu öffnen ſind. So liegt der elende Kranke ohne Bewegung, und wird an jedem Theile ſeines Körpers gefoltert. Das bösartige oder bogenförmige (arched) Zucken iſt ſchon beym erſten Anfall erſtaunt heftig, ſo daß es vom Gehirn herabwärts ein Zuſammenziehn der Nerven des Rückgrads verurſacht, das auch bey allen Muskeln über den ganzen Körper immer mehr zunimmt, bis ſolcher wie ein Bogen zurückgezogen, und alle Glieder verrückt werden.

Die Frauenperſonen zu Lima ſind einem Krebs in der Bärmutter unterworfen, der äuſſerſt ſchmerzhaft, ſehr anſteckend, und faſt unheilbar iſt. Schleichende und hektiſche Fieber ſind auch hier ſehr gemein; und die veneriſche Krankheit iſt hier ſo gewöhnlich, als in irgend einer andern Gegend des Spaniſchen Amerika: denn wenige ſind ganz davon frey.

Lima iſt die allgemeine Niederlage von allem möglichen Handel, der Mittelpunct der Producte und Manufacturen anderer Provinzen; und zugleich derer, die mit den Galionen aus Europa kommen, ſie iſt auch der Stapel des ganzen Königreichs. Aller Reichthum der ſüdlichen Provinzen fließt in dieſe Hauptſtadt, und wird

darauf in die Schiffe geladen, die mit den Galionen von Callao nach Panama fahren. An der Spize dieſes Handels iſt das bereits beſchriebene Tribunal del Conſulado, das Commiſſarien ernennt, die durch ganz Peru in den übrigen von ihm abhängigen Städten reſidiren. Kommen Waaren zu Lima an, ſo verſenden die Kaufleute an ihre Correſpondenten die beſtellten Güter, und legen das übrige in Waaren-Häuſern auf, um darüber für ihre eigne Rechnung mit den Handelsleuten, die ſich dann zu Lima einfinden, zu diſponiren. Die Bezahlung für das, was ins innere Land verkauft iſt, wird in Silberſtangen und in einer Art Amalgama von Queckſilber und Silberſtaub, das in der Münze zu Lima geprägt wird, hieher geſchickt. Was in der Zwiſchenzeit, da die Flotillas nicht da ſind, nach Lima remittirt wird, beſteht in Landes-Manufacturen, wovon groſſe Quantitäten aus der Provinz Quito kommen: denn deren Verbrauch iſt ſehr groß, weil ſie von den niedern Claſſen des Volks, die keine Europäiſchen Zeuge kaufen können, getragen werden. Lima hat auch einen beſondern Handel mit den Königreichen ſowohl von Nord- als Süd-Amerika. Die beträchtlichſte Waare, die aus dem erſtern importirt wird, iſt Schnupftaback, der von Havanna nach Mexico, und von da nach Lima geht, wo ihn die daſigen Kaufleute durch die ganze Provinz Peru vertheilen. Die, welche mit dieſer Waare handeln, geben ſich mit keinem andern Handelszweig ab; nur wohlriechende Dinge, Porcellan, Ambra, und Muskus ausgenommen. Aus Neuſpanien bekömmt Lima Teer, Naphta, Indigo und Eiſen; von Terra Firma Blätter-Taback, der groſſen Theils ſo gebraucht wird, daß Herren, Damen und Pöbel eine kleine Rolle, Limpian genannt, in den Mund nehmen; ferner Perlen, und einige wenige andere Artikel. Das Zimmerholz, das man zum Bau der Häuſer, Schiffe und Boote braucht, wird, ſo wie Chocolate,

von Guayaquil gebracht. Die Küſten von Naſca und Piſco ſchicken Roſinen, Oliven, Wein, Branntewein und Oel; und das Königreich Chili Mehl, Weizen getrocknete Früchte, Wein, Speck, Leder, Tauwerck und etwas Gold. Von Coquimbo kömmt Kupfer und Zinn, und von den Bergen von Caxamarca und Chacapoyas eine Art Segeltuch von Baumwolle. Die ſüdlichen Provinzen importiren beſonders feine Vicuna-Wolle zu Hüten und Zeugen; und endlich wird aus Paraguay das Kraut gleiches Namens, das in erſtaunender Menge conſumirt wird, eingeführt.

Auf die Art iſt Lima der General-Handelsort, wohin aus allen Gegenden Leute kommen, und das Gewerbe geht in einem fort. Die Einwohner ſollen auch einen natürlichen Hang zur Handlung haben, und die Stadt kann als eine Academie angeſehen werden, wohin ſehr viel ziehen, um ſich in den verſchiedenen Handelskünſten vollkommen zu machen. Sie dringen in die Abſichten des Verkäufers ein, und ziehen den Käufer ſehr ſchlau in ihre eigenen. Ueberdem haben ſie eine eigene Gabe, andre zu überreden, ſie ſelbſt aber laſſen ſich nie überreden. Sie ſtellen ſich, als ob ſie das verachteten, was ſie zu kaufen am begierigſten ſind, und thun auf die Art oft einen ſehr vortheilhaften Kauf, den bey ihnen ein anderer vergeblich ſucht. Aber dieſer niedrigen Kunſtgriffe im Kaufen und Verkaufen, wodurch ſie ſich beſonders auszeichnen, ohngeachtet, iſt doch niemand pünctlicher in Erfüllung ihrer Contracte, als ſie.

Achter Abſchnitt.

Von den übrigen vornehmſten Städten der Audienz Lima, namentlich Callao, Truxillo, Guamanga, Cuſco, und Arequipa.

§. 1.

Callao, der Hafen von Lima, von welcher Stadt er 5 Meilen weit entfernt iſt, liegt längs der Seeküſte auf einer niedrigen, flachen Landſpize. Die Spanier haben in der ganzen Südſee keinen Hafen, der dieſem an Schönheit, Sicherheit und Bequemlichkeit gleich käme; denn die gröſten Schiffe liegen ganz ſicher auf der Rhede, indem das Waſſer auſſerordentlich tief iſt, und der Hafen durch die Inſel St. Lorenz, die auch die groſſen von SW. herrollenden Wellen bricht, gegen die Winde geſchüzt wird. Von der Seeſeite her macht die Stadt eine erträgliche Figur, weil ſie verſchiedene öffentliche Gebäude hat. Auſſer den Kirchen ſind 5 Klöſter hier. Doch ſoll ſie, nach einigen Schriftſtellern, nur 4 bis 500 Einwohner enthalten. Die Regierung hat groſſe Geldſummen aufgewandt, um dieſem wichtigen Hafen alle Vortheile der Feſtigkeit, von denen man glaubte, daß die Kunſt ſie ihm geben könnte, zu verſchaffen. Daher wird Callao in Spanien faſt für unüberwindlich gehalten, obgleich in der That die Garniſon ſowohl als die Feſtungswerke ſehr unbeträchtlich ſind. Die leztern beſtanden aus einer Umzäunung auf der Landſeite, die von 10 Baſtionen flankirt wurde, und verſchiedenen Bruſtwehren (redans) und platten Baſtayen an der Seeküſte, auſſer 4 ſtarken Batterien, um den Hafen und die Rhede zu commandiren. Da aber dieſe durch das

lezte groſſe Erdbeben gewiſſermaſſen demolirt ſind, ſo ſind ſie nachher nie durchaus wieder hergeſtellt worden; indem das dazu beſtimmte Geld von dem Gouvernement zu andern Zwecken, die dem Unterkönige von Peru angenehmer waren, verwandt worden iſt. Man ſagt auch, daß dem Könige von Spanien jährlich groſſe Summen für die Garniſon, Feſtungswerke, und Kriegsſchiffe, die in dem Hafen liegen ſollen, berechnet werden: aber ſo ehrlich ſind die königl. Officianten hier, daß die Soldaten kaum zu Aufführung der Wachen hinreichen. Die Mauern liegen an vielen Orten in Ruinen, und die Schiffe könnten in vielen Monathen nicht ausgerüſtet werden.

Wie wichtig dieſer Hafen ſey, kann man aus dem ſchlieſſen, was vorhin vom Handel von Lima, der vornehmlich durch dieſen Canal geführt wird, geſagt worden iſt. Zwey Flottas ſegeln jährlich von hier aus: die eine nach dem Bezirke Arika, und die andere nach Panama Die erſte geht gegen das Ende des Februars ab, und kömmt, nachdem ſie das von Potoſi geſandte Silber eingenommen, im März zurück. Zu Anfang des Mayes ſegelt die andre Flotte mit allen Schätzen von Potoſi, den Reichthümern von Chili, die die Flotte von Valparaiſo gebracht hat, und den Königlichen Einkünften und Kaufmannsgütern, die aus den entlegenſten Theilen von Peru, und los Charcas gebracht worden, nach Panama. Auſſer dieſen Flotten gehen jährlich 2 Schiffe von Acapulco mit Gold und Silber beladen von hier, und die Waaren, die ſie zurückbringen, werden in den Magazinen aufbewahrt, und nächſtdem in die ſüdlichern Provinzen von Amerika vertheilt.

Dieſe Städte, Callao und Lima, ſind die vornehmſten Oerter im Erzbiſthume dieſes Namens. Die Audienz Lima aber enthält noch 4 Biſthümer:

nemlich Truxillo, Guamanga, Cuſco, und Arequipa.

§. 2. Die Diöces von Truxillo liegt Nordwärts von der erzbiſchöflichen Diöces Lima, und iſt gleich allen übrigen in verſchiedene Gerichtsbarkeiten getheilt.

Die Stadt Truxillo liegt im 8° 6′ 3″ S. Breite, und hat eine angenehme Lage, obgleich auf einem ſandigten Boden. Sie iſt mit einer Mauer von Ziegelſteinen umgeben, und ihr Umfang berechtigt ſie, unter die Städte von der 3 Ordnung gerechnet zu werden. Sie liegt etwa eine halbe Seemeile von der See; und 6 Meilen gegen N. von ihr iſt der Hafen Quanchaco, der der Kanal ihres Seehandels iſt. Die Häuſer, die gröſtentheils aus Ziegelſteinen gebaut ſind, fallen ſehr gut in die Augen: denn ſie ſind mit anſehnlichen Gallerien und Erkern geziert, wegen der häufigen Erdbeben aber ſehr niedrig, ſo daß ſehr wenige ein Stockwerk haben. Sie iſt die Reſidenz eines Biſchofs, der ein Capitel hat, das aus 1 Dechant, 1 Erzdiaconus, 1 Cantor, 4 Domherren, und 2 Präbendarien beſteht. Hier iſt auch eine Finanz-Kammer, Mönchsklöſter von verſchiedenen Orden, ein Jeſuiter-Collegium, ein Hoſpital der Frau von Bethlehem, und 2 Nonnenklöſter.

Die Einwohner beſtehen aus Spaniern, Indiern, und allen andern Stämmen. Unter den erſtern ſind verſchiedene reiche und ausgezeichnete Familien, die alle überhaupt höflich, freundlich und in ihrer Aufführung ordentlich ſind. Die Frauensperſonen folgen in ihrem Anzug und Gebräuchen denen von Lima ſehr. Hier werden eine groſſe Menge Chaiſen gehalten: denn da der ſandige Boden das Gehen ſehr beſchwerlich macht, ſo giebt es wenig Familien von einigem Anſehen, die nicht dergleichen hätten.

Das Thal, worinn Truxillo liegt, iſt überaus fruchtbar, und hat einen Ueberfluß an Zuckerrohr, Maiz, Früchten und Küchenkräutern, nebſt Wein- und Oelgärten. Die den Bergen zunächſt gelegenen Gegenden bringen Weizen, Gerſte und anders Getreyde hervor; daher die Einwohner nicht allein an allen Arten von Lebensmitteln einen Ueberfluß haben, ſondern auch eine beträchtliche Menge ausführen, vornehmlich Zucker und Weizen nach Panama. Die Benuzung dieſer Fruchtbarkeit hat viel zur Verſchönerung des Landes beygetragen. Die Stadt iſt mit verſchiedenen Luſtwäldern und angenehmen Alleen umgeben; auch die Gärten ſind ſehr gut angebaut, und geben einen luſtigen Anblick.

§. 3. Guamanga, die Hauptſtadt der 2ten Diöces in der Audienz Lima, liegt am Abhange einiger nicht ſonderlich hohen Berge, die ſich gegen Süden erſtrecken, und eine geräumige Ebene, die der Stadt in O. liegt, und durch einen kleinen Strohm gewäſſert wird, einſchlieſſen. Sie hat wenigſtens 20 adeliche Familien, die im Mittelpunct der Stadt in ziemlich hohen geräumigen Häuſern wohnen, die zum Theil von Steinen gebaut, und mit groſſen Baum- und Küchengärten verſehen ſind. Die Cathedralkirch iſt ſehr prächtig, und ihr Capitel beſteht aus 1 Dechant 1 Erzdiaconus, 1 Cantor, 2 Domherren, und 1 Beichtvater; ſie hat auch ein Seminarium zum Dienſt der Kirche, Namens St. Chriſtoph. Dann ſind 2 Pfarrkirchen, eine für die Spanier, die andere für die Indier, und 4 Kapellen. Die Stadt hat auch eine Univerſität mit Profeſſoren der Philoſophie, Gottesgelahrtheit, und der Rechte, und genießt gleiche Vorzüge mit der von Lima, weil beydes königl. Stiftungen ſind. Innerhalb den Mauern der Stadt ſind Klöſter von St. Dominicus, St. Franciscus, der Väter der Barmherzigkeit, von St. Auguſtin, St. Juan de Dios, ein Jeſuitercollegium, und ein Hoſ-

pital Namens St. Franciſcus de Paula. Die Nonnenklöſter ſind vom Orden St. Clara, und Carmeliterinnen, und eine geiſtliche Schweſterſchaft.

Die groſſen Indiſchen Vorſtädte, rund um die Stadt herum, worinn die Häuſer zwar niedrig, aber größtentheils von Stein ſind, tragen viel zu ihrem gröſſern Umfange bey.

In dieſer Diöces iſt eine reiche Queckſilbergrube, wovon die Einwohner einer benachbarten Stadt ihren ganzen Unterhalt haben, weil wegen der Kälte daſelbſt gar nichts von Getreyde und Früchten wachſen kann, daher ſie alles von ihren Nachbarn kaufen müſſen. Die Queckſilbergruben, die hier bearbeitet werden, verſehen alle Silberbergwerke in Peru mit dieſem nöthigen Minerale; und der ungeheuern Menge ungeachtet, die man ſchon daraus gezogen hat, ſpürt man doch noch keine Abnahme.

§. 4. Cuſco iſt die älteſte Stadt in Peru; denn ſie iſt ſo alt, wie das Reich der Yncas, und von dieſen wurde ſie zur Hauptſtadt des Reichs gegründet. Sie hat eine ſehr unebene Lage an den Seiten der Berge, weil in ihrer Nachbarſchaft keine bequemere iſt. An einem Berge, der an die nördliche Seite der Stadt ſtößt, ſieht man die Ruinen eines berühmten Forts, das die Yncas erbauet haben, und woraus man ſieht, daß ihre Abſicht war, den ganzen Berg mit einer ungeheuern Mauer von der Art einzuſchlieſſen, damit ein Feind unmöglich hinaufſteigen könnte, und aller Zugang zur Stadt verſperret würde. Dieſe Mauer war ſehr feſt gebaut und beſtand ganz aus Quaderſteinen, wovon einige ungeheur groß waren.

Cuſco iſt beynahe Lima gleich. Die N. und W. Sei-

te wird von dem Berge mit der Feſtung umgeben, und an der S. Seite gränzt ſie an eine Ebene, worinn einige ſchöne Spaziergänge ſind. Die meiſten Häuſer ſind von Stein und mit Ziegeln von einem lebhaften Roth bedeckt, welches den Häuſern ein ſchönes Ausſehen giebt. Die Zimmer ſind ſehr geräumig, und, da die Einwohner, wegen ihres guten Geſchmaks im Rufe ſtehen, auch ſchön ausgeziert. An allen Thüren iſt die gegrabene Arbeit vergoldet, und die andern Zierrathen und Meubeln ſind ſehr glänzend.

Die Cathedralkirche iſt zwar kleiner, als die zu Lima, übrigens aber gleicht ſie ihr ſehr, ſie iſt ganz von Steinen und ſoll in der Baukunſt ſo gar die in der Hauptſtadt übertreffen. Auch ſind hier 8 andre Pfarrkirchen, und ein Dominicanerkloſter, deſſen Hauptwände ſonſt die Mauern des Sonnentempels waren, und deſſen hoher Altar an dem nemlichen Orte ſteht, wo ſonſt das goldne Bild dieſer eingebildeten Gottheit ſtand. Das hieſige Franciſcanerkloſter iſt das Haupt dieſes Ordens in der Provinz. Das Auguſtinerkloſter, und der Väter der Barmherzigkeit ihres, ſind ebenfalls die vornehmſten ihrer Orden. Auch die Jeſuiten haben hier ein Collegium. Das Kloſter St. Juan de Dios und der Bethlehemiten ihres, die beyde ſehr groß ſind, enthalten Krankenhoſpitäler, davon das leztere beſonders den Indiern gewidmet iſt, die ſehr ſorgfältig und zärtlich darinn bedienet werden.

Die Regierung der Stadt beſteht aus einem Corregidor an der Spize des Magiſtrats, der aus dem vornehmſten Adel iſt, und aus welchem jährlich 2 ordentliche Alcalden erwählt werden.

Drey Collegia giebt es hier. In dem Erſten, Namens St. Anton, iſt ein Seminarium zum Dienſt der Cathedralkirche, worinn Latein, die Wiſſenſchaften und Theologie gelehrt wird. Das Zweyte iſt unter der Auf-

ſicht der Jeſuiten, die junge Leute vom Stande unterrichten. Das Dritte, Namens St. Franciſcus de Borja, das auch den Jeſuiten gehört, iſt zur Erziehung junger indiſcher Prinzen gegründet. Die beyden erſtern ertheilen alle Würden, nur die Doctorwürde ausgenommen, und ſind zu Univerſitäten erhoben worden. Hier iſt auch ein Inquiſitionsgericht, und ein anders für die Creuzbulle.

In dieſem Biſthum ſind einige überaus reiche Gold- und Silberbergwerke.

§. 5. Die vierte Diöces in der Audienz Lima iſt Arequipa, worinn die Stadt gleiches Namens, eine der größten in Peru iſt. Sie liegt ſehr angenehm in einer Ebene. Die Häuſer ſind von Stein gut gebaut, überhaupt hoch, bequem, von auſſen ſchön ausgeziert, und inwendig niedlich meublirt. Die gemäſſigte Luft iſt überaus angenehm, indem die Kälte nie zu heftig und die Hize nie beſchwerlich wird: ſo daß die Felder ſtets mit einem Grün bekleidet, und wie in einem ewigen Frühling mit Blumen geſchmückt ſind. Die Einwohner ſind von vielen in dieſem Theile von Amerika gewöhnlichen Krankheiten befreyt, welches man groſſen Theils ihrer Sorgfalt, die Straſſen reinlich zu halten, zuſchreibt; und dies geſchieht mittelſt einiger Canäle, die bis an einen nahe bey der Stadt flieſſenden Fluß gehen, der allen Unflath wegſchwemmt. Dieſe Vortheile werden aber durch die häufigen und ſchreklichen Erdbeben ſehr gemäſſigt; denn durch dieſe Convulſionen der Natur iſt ſie viermal in Steinhaufen verwandelt worden. Doch iſt die Stadt ſehr volkreich, und hat unter ihren Einwohnern viel adeliche Familien. Viele davon haben ſich, wegen der guten Luft, des fruchtbaren Bodens, und der Bequemlichkeit des Handels im Hafen Arante, der 20 Seemeilen von hier liegt, hier niedergelaſſen. Nebſt dem Biſchof beſteht das Capitel aus

1 De-

1 Dechant, 1 Erzdiaconus, 1 Cantor, 1 Rector, 1 Schazmeiſter, 3 Domherren, und 2 Präbendarien; auſſer der Sacriſtey, die von 2 Prieſtern für die Spanier bedient wird, ſo wie die Pfarrkirche Santa Martha den Indiſchen Einwohnern gewidmet iſt. Die Franciſcaner haben hier 2 Klöſter, die Dominicaner, Auguſtiner, und Väter der Barmherzigkeit aber nur 1; auſſerdem giebt es hier ein Jeſuitercollegium, ein Kloſter und Hoſpital von St. Juan de Dios, 3 Nonnenklöſter und ein Seminarium zum Dienſt der Cathedralkirche. Das Civil- Polizey- und Kriegsgouvernement führt der Corregidor, der den Regidoren, aus denen jährlich 2 ordentliche Alcalden gewählt werden, vorgeſezt iſt. Die hieſige Finanzcammer ſteht unter der Direction eines Schaz- und Zahlmeiſters. Es ſind hier auch Commiſſarien der Inquiſition und Kreuzbulle.

In dieſem Biſthume ſind verſchiedene Gold- und Silberbergwerke, und in einigen Gegenden groſſe Weingärten, die eine Menge Wein und Brantewein verſchaffen. Unter den andern Producten iſt hier auch Guineapfeffer, womit der Gerichtsbezirk von Arika in dieſer Diöces einen ſehr vortheilhaften Handel treibt; denn ſeine Pflanzungen bringen alljährlich nicht weniger als 60000 Thaler ein. Die Schoten dieſes Pfeffers ſind ohngefähr Ein Viertel Yard lang, und werden, wenn ſie abgenommen ſind, an der Sonne getrocknet, und in Säcke von Schilf gepackt, wovon jeder eine Arobe oder Ein Viertel Centner enthält; und ſo werden ſie nach allen Gegenden verführt. Andere Gegenden dieſer Gerichtsbarkeit ſind durch die gewaltige Menge groſſer und vortreflicher Oliven be-

rühmt, die die ſchönſten Europäiſchen weit übertreffen, und wovon einige ſo dicke wie ein Hühnerey ſind.

Neunter Abſchnitt.

Von der Audienz Los Charcas, oder la Plata.

Ihre Lage, Gröſſe und Clima. Von dem berühmten Berge Potoſi, und den Silberklumpen, die in der Provinz Karangas gefunden werden. Beſchreibung der Stadt Plata.

§. 1.

Die Audienz Charcas, die lezte Abtheilung von Peru, iſt ſo groß wie die von Lima, aber nicht ſo gut bewohnt; denn in vielen Gegenden ſind groſſe Wüſten und undurchdringliche Wälder, und in andern unterbrechen die ungeheuer hohen Cordilleras die groſſen Ebenen: daher werden nur diejenigen Theile bewohnt, die von dieſen Unbequemlichkeiten frey ſind. Gegen N. gränzt ſie an die Diöces Cuſco, gegen S. reicht ſie bis an Buenos-Ayres, gegen O. bis an Braſilien, und gegen W. bis an die Südſee, vornehmlich bey Atacama; der übrige Theil der Provinz gränzt an das Königreich Chili.

Das Clima dieſes Landes iſt verſchieden: an der Küſte iſt es gewaltig heiß, und die innern Thei-

le deſſelben ſind an einigen Orten auſſerordentlich kalt. Doch iſt der Boden in den angebauten Gegenden überhaupt fruchtbar, beſonders in den Thälern zwiſchen den Bergen, wo das Land durch verſchiedene Flüſſe gewäſſert iſt. Seine Producte, die es vornehmlich berühmt machen, ſind Gold und Silber.

Dieſe Audienz wird in das Erzbisthum Plata, und in 5 Bisthümer, getheilt. Wir wollen mit jenem anfangen.

§. 2. Der berühmte Berg Potoſi iſt durch die ganze handelnde Welt wegen der unermeßlichen Menge Silber, die er geliefert hat, bekannt. Die Entdeckung dieſes ungeheuren Schazes geſchah durch einen Zufall im J. 1545. Ein Indier, den einige Hualpa, andere Gualca nennen, kam, als er einige wilde Ziegen auf dieſem Berge verfolgte, an eine ſehr ſteile Stelle, wo er ſich an ein Geſträuch hielt, um deſto geſchwinder klettern zu können. Da aber der Strauch die Laſt nicht ertragen konnte, ſo riß er mit den Wurzeln los, und entblößte eine Maſſe feinen Silbers; und zu gleicher Zeit fand der Indier einige Stücke von eben dieſem Metall zwiſchen der Erde, die an den Wurzeln hieng. Dieſer Indier, der in Porco lebte, eilte mit dieſen Erſtlingen ſeiner Entdeckung nach Haus, wuſch das Silber, verbrauchte es, und kehrte, wenn ſein Vorrath bald erſchöpft war, nach der unerſchöpflichen Quelle zurück. Zulezt wurde ein vertrauter Freund von ihm, Namens Guanca, der

die glückliche Veränderung ſeiner Umſtände bemerkte, begierig, die Urſach davon zu wiſſen, und wiederholte ſeine Fragen ſo ernſtlich, daß ihm Hualpa das Geheimniß entdeckte. Eine Zeitlang giengen ſie gemeinſchaftlich nach dem Berge, um friſchen Vorrath von Silber zu holen, bis endlich Guanca, welchem Hualpa ſeine Art, das Metall zu reinigen, nicht entdecken wollte, das ganze Geheimniß ſeinem Herrn Villarroel, einem Spanier, der auch in Porco wohnte, verrieth. Dieſer verfügte ſich auf ſolche Nachricht im April 1545 nach dem glücklichen Bruche im Berge, und die Mine wurde ſogleich mit unſäglichem Vortheile bearbeitet.

Die erſte Mine bekam den Namen der Entdecker, weil ſie den Weg zur Entdeckung anderer in dem Inneren dieſes Bergs eingeſchloſſener Quellen von Reichthümern bahnte; denn wenig Tage nachhe: wurde eine andre eben ſo reiche entdeckt, und die Zinnmine genannt. Dann fand man die dritte, und zeichnete ſie durch den Namen Rica, oder die Reiche, aus, weil ſie alle übrigen übertraf; und dieſer folgte die Vierte Mendieta. Dies ſind die vornehmſten Minen von Potoſi; auſſer ihnen giebts aber noch mehrere, die den Berg an allen Seiten durchkreuzen.

Auf die Nachricht von dieſen wichtigen Entdeckungen zogen die Leute von allen Seiten, beſonders von der Stadt Plata, die ohngefähr 75 Mei-

len vom Berge abliegt, nach Potoſi, ſo daß die Stadt [illegible]

Potoſi gegenwärtig beynahe 6 Meilen im Umfange hat, und von vielen adelichen Familien beſonders ſolchen, die bey den Minen intereſſirt ſind, bewohnt wird. Obgleich wegen der überaus kalten Bergluſt das benachbarte Land ſehr unfruchtbar iſt, und weder Getreyde, noch andere Früchte und Kräuter hervorbringt: ſo wird doch die Stadt ſo reichlich verſorgt, daß ſie an allem einen Ueberfluß hat, und der Handel mit Lebensmitteln nächſt Lima an keinem Orte gröſſer iſt, als hier. Einige Provinzen ſchicken ihr beſtes Getreyde und Früchte, andere ihr Vieh, noch andere ihre Manufacturen dahin; und die, welche mit Europäiſchen Gütern handeln, reiſen nach Potoſi, als auf einen Markt, wo immer eine groſſe Nachfrage und nie ein Mangel an Silber zum Austauſchen iſt. Ein Spaniſcher Schriftſteller berichtet aus einer ſehr glaubwürdigen Quelle, daß ſich, nach den öffentlichen Rechnungen, alles gewonnene Silber, vor dem J. 1638, auf 395,619,000 Thaler (Piaſter) belaufen habe: welches in 93 Jahren, als ſo lange es entdeckt geweſen war, 4,255,043 Thaler jährlich macht. Hieraus kann man ſich einen Begriff von dem groſſen Handel machen, der ſeit vielen Jahren nach dieſer Stadt getrieben iſt, und der wahrſcheinlich, da ihn das Silber aus dieſem Berge ganz nährt, noch geraume Zeit dauern wird. Denn wenn man gleich einige Abnahme bemerkt hat, ſo iſt es doch noch immer ſehr anſehnlich.

Nicht weit von Potoſi ſind die heiſſen mediciniſchen Bäder, Don Diego genannt, wohin einige der Geſundheit, andere des Vergnügens wegen, reiſen.

§. 3. Auch die ſehr kalte Provinz Carangas hat eine Menge Silberminen, die ſtets im Gange ſind. Darunter iſt eine, Namens Turco, wegen

einer Art Erzes merkwürdig, das die Bergleute Machacado nennen, wo die Fäſerchen des Silbers in den Steinen, worinn ſie liegen, ein bewundernswürdiges Gewebe bilden. Minen von dieſer Art ſind gewöhnlich die reichſten. Auſſer dieſen ſind noch andere in dieſer Gerichtsbarkeit; denn in den dürren ſandigen Wieſen, die ſich nach der Südſee zu erſtrecken, gräbt man Klumpen Silber aus dem Sande, die mit keinem andern Erze oder Steine vermiſcht ſind, auſſer was an einigen Theilen des Metalles anhängt. Man nennt dieſe Silberklumpen Papas, weil ſie eben ſo, wie dieſe Wurzel ausgegraben werden. Sie ſind nicht von gleicher Art mit denen, die man in den Minen findet, denn ſie haben alle Zeichen von geſchmolznem Silber. In dieſen macht das Silber eine Maſſe aus, und die Oberfläche iſt mit ſchwarzen Erdtheilchen bedekt, die alle Zeichen der Calcination haben, von denen aber wenig oder gar keine mit dem Silber vermiſcht ſind. Die Gröſſe und Figur dieſer Klumpen iſt ſehr verſchieden; einige wiegen 2 Mark oder 16 Unzen, und einige über 100 Mark. Sie werden in verſchiedenen Theilen des nemlichen Bodens gefunden, obgleich ſelten nahe beyſammen.

§. 4. Die Stadt Plata hat ihren Namen von den in ihrer Nachbarſchaft befindlichen Silberminen. Sie ſteht in einer kleinen Ebene, die von Anhöhen umgeben, und dadurch gegen den Wind geſchüzt wird. Die Luft iſt in der trocknen Jahrszeit ſehr gemäſſigt und gelinde, und das ganze Jahr hindurch iſt hier kein beträchtlicher Unterſchied darinn. Nur im Winter, oder

vielmehr in der Regenzeit, die im Sept. anfängt, und bis in den März dauert, ſind Stürme mit Donner und Bliz ſehr häufig, und die Regen lang anhaltend; aber die ganze übrige Jahrszeit hindurch iſt die Atmoſphäre hell und rein.

Die Häuſer, ſowol die an den groſſen Markt ſtoſſen, als die nicht weit davon ſtehen, haben ein Stockwerk über dem Grundboden, und ſind mit Ziegeln bedeckt. Sie ſind groß und bequem, und haben anmuthige Gärten, die mit Europäiſchen Früchten bepflanzt ſind: aber Waſſer iſt ſo rar, daß es kaum zu ihren Lebensnothwendigkeiten hinreicht; und das wenige, was ſie haben, holen ſie aus einigen öffentlichen Brunnen, die in verſchiedenen Theilen der Stadt zerſtreut ſind. Die Einwohner ſind Spanier und Indier, und ſollen ſich auf etwa 4000 belaufen.

Die Domkirche iſt groß, in 3 Flügel getheilt, und mit Gemählden und Vergoldungen ſchön ausgeziert. Ihr Capitel beſteht aus einem Dechant, Erzdiaconus, Cantor, Schazmeiſter, und Rector, 5 Domherren, 4 ordentlichen und eben ſo viel kleineren Präbendarien. Der Erzbiſchof und ſein Kanzler machen das Kirchentribunal aus. Die Cathedralpfarre wird von 2 Prieſtern, einem für die Spanier, dem andern für die Indier bedient. Am Ende der Stadt iſt die St. Sebaſtianskirche, die bloß den in ihrem Bezirke wohnenden Indiern, die auf 3000 geſchäzt werden, gewidmet iſt. Die Klöſter, die die Auguſtiner, Dominicaner, Franciſcaner und Väter der Barmherzigkeit haben, und auch das Collegium der Jeſuiten, ſind groſſe Gebäude mit prächtigen Kirchen. Hier iſt auch ein Conventualhoſpital von St. Juan de Dios, das der König unterhält, nebſt 2 Nonnenklöſtern, eins vom Orden St. Clara, und das andre von St. Monica. La Plata hat auch eine Univerſität, die dem heiligen Franciſcus Xavier gewidmet iſt,

und wovon die Stellen bald mit Weltgeiſtlichen, bald mit Layen beſezt werden; aber der Rector iſt allezeit ein Jeſuit. Noch 2 andre Collegia, wo Vorleſungen gehalten werden, ſind hier, eines Namens St. Juan, das bis vor kurzem unter der Aufſicht der Jeſuiten ſtand, und das andre, Namens St. Chriſtoph, das ein Seminarium iſt, und vom Erzbiſchoffe beſezt wird.

Das vornehmſte Tribunal in Plata iſt die Audienz ſelbſt, deren Präſident den Titel eines Gouverneurs und Generalcapitains der Provinz führt, jedoch mit Ausnahme der Gouvernements von Santa Cruz de la Sierra, Tucuman, Paraguay, und Buenos-Ayres, welche unabhängig, und in Kriegsſachen völlig für ſich ſind. Bey der Audienz iſt ein Fiſcal, ein Protectorfiſcal für die Indier und 2 überzählige Auditeurs. Der Magiſtrat, oder die Bürgerſchaft beſteht, wie in allen übrigen Städten dieſes Landes, aus Regidoren, die Leute vom erſten Range ſind, und einen Corregidor an ihrer Spize haben. Aus ihnen werden jährlich 2 ordentliche Alcalden zur Unterhaltung guter Orduung und Polizey erwählet. Hier iſt auch ein Tribunal für die Kreuzbulle mit einem Commiſſair, Subdelegaten, und andern Bedienten; ein Inquiſitionshof, der dem zu Lima untergeordnet iſt; und ein Amt, das für die Nachlaſſenſchaft der ohne Teſtament Verſtorbenen Sorge tragen muß. Zwey Seemeilen von Plata fließt der Fluß Cachimayo, an deſſen Ufern die Einwohner verſchiedene angenehme Landgüter haben; und etwa 6 Seemeilen weit, auf dem Wege nach Potoſi, iſt der Fluß Philcomajo, über den man mittelſt einer groſſen ſteinernen Brücke geht. Einige Monathe über verſieht dieſer Fluß die Stadt Plata mit einer Menge köſtlicher Fiſche, worunter einer, Namens Dorado, iſt, der gewöhnlich 20 bis 25 Pf. wiegt. Die andern Lebensmittel, als Brod, Fleiſch und Früchte, werden von den benachbarten Provinzen dahin gebracht.

Zehnter Abſchnitt.

Von der Dióces la Paz in der Audienz Plata.

Ihr Clima und Producte. Beſchreibung der Thiere Lama, Guanaco, und Vicuna. Von dem See Titicaca, und der Stadt la Paz.

§. 1.

Die erſte von den 5 Diócesen, aus denen die Audienz Plata beſteht, iſt la Paz, die in 6 Gerichtsbarkeiten eingetheilt iſt. Ein großer Theil davon iſt einer kalten Luft ausgeſezt, daher harte Fröſte, Schnee und Hagel nichts ungewöhnliches ſind: aber die Stadt la Paz iſt durch eine glückliche Lage dafür geſichert. Auch andere Gegenden ſind gegen die ſchneidende Luft der Anden ſo gut gedeckt, daß ſie alle Vegetabilien eines heiſſen Clima, als Zuckerrohr, Cacao, und dergleichen hervorbringen. Die großen Wälder in den bergichten Theilen ſind mit koſtbarem Zimmerholz, aber auch mit Tigern, Leoparden und Bären, angefüllt. Etwas weniges Rothwildpret giebt es auch hier, und eine Menge zahmes Vieh von europäiſcher Zucht, die nebſt den Lamas, Guanacos, und Vicunas, auf den Heiden graſen.

Der Lama gleicht in vielen Stücken dem Kameel, z. E. in der Geſtalt des Kopfes, Halſes, und einiger andern Theile; allein er hat keinen

Höcker auf dem Rücken, iſt viel kleiner, hat geſpaltene Füſſe, und eine verſchiedene Farbe: denn die meiſten ſind zwar braun, aber einige haben doch eine weiſſe, ſchwarze und noch andere Farbe. Sein Schritt gleicht dem von einem Kameel, und ſeine Höhe der von einem ein- bis zweyjährigen Eſel. Spanier und Indier brauchen ſie zu Laſtthieren, und ſie ſchicken ſich gut dazu, wenn nur die Laſt unter 100 Pfund iſt. Sonſt pflegten die Indier ihr Fleiſch zu eſſen, wie ſie auch noch thun, wenn die Thiere keine Arbeit mehr verrichten können; und wie ſie ſagen, ſo iſt zwiſchen ihm und dem Hammelfleiſche kein Unterſcheid, auſſer daß es etwas ſüßlicher ſchmeckt. Es iſt ein ſehr gelehriges Thier, und leicht zu halten. Seine ganze Vertheidigung beſteht darinn, daß es eine zähe Materie aus den Naſenlöchern ſprizt, die einem jeden, auf den ſie fällt, die Kräze zuziehen ſoll; daher die Indier, die dies feſt glauben, ſich ſorgfältig hüten, es zu erzürnen.

Der Guanaco und die Vicuna ſind wenig vom Lama unterſchieden. Erſtrer iſt größer, und hat eine lange, grobe Wolle: leztere iſt kleiner, als der Lama, hat kürzere und feinere Wolle, und iſt über den ganzen Körper braun, den Bauch ausgenommen, der weißlich iſt. Dieſe Thiere ſind in den Bergwerken von großem Nuzen, denn ſie tragen das Erz in ſolchen rauhen Wegen, die kein andres würde paſſiren können.

§. 2. Auf der Cordillera nahe bey der Stadt iſt ein Berg von beträchtlicher Höhe, Namens Illimani, der unſtreitig ungeheure Schäze enthält. Denn als vor einiger Zeit eine Spize durch einen Wetterſtrahl davon abgeſchlagen wurde, und auf einen benachbarten Berg fiel, ſo fand man in den einzelen Stücken eine ſo große Menge Gold, daß einige Zeit die Unze von dieſem Metall zu la Paz für 8 Stück von Achten verkauft wurde. Da aber ſeine Spize mit ewigem Eis und Schnee bedeckt iſt, ſo hat man keine Mine in dieſem Berge geöfnet.

In dieſer Diöces iſt der See Titicaca, der etwas länglich rund iſt, und etwa 80 Seemeilen im Umfange, und an einigen Orten 70 bis 80 Faden tiefes Waſſer hat. Zehn bis 12 große Flüſſe, auſſer einer Menge kleinerer, ergieſſen ſich in denſelben. Sein Waſſer iſt zwar weder bitter noch ſalzigt, aber trübe, und ſchmeckt ſo eckelhaft, das man es nicht trinken kann. In demſelben liegen verſchiedene Inſeln: darunter iſt eine von beträchtlicher Größe, worauf die alten Yncas der Sonne einen prächtigen Tempel erbauet hatten, deſſen Mauern mit Gold, oder Silberblechen bedeckt waren. Aber man glaubt, daß die Indier, als ſie die Raubbegierde der Spanier bey der Eroberung ihres Landes ſahen, dieſe unermeßliche Schäze in den See geworfen haben, damit ſie nicht die Spanier kriegten.

§. 3. Die Stadt la Paz iſt von mittlerer Größe, und liegt zwiſchen den Felſen der Cordillera. Der Grund, worauf ſie ſteht, iſt daher nicht allein uneben; ſondern ſie iſt auch mit Bergen umgeben, die ihr keine andere Ausſicht laſſen, als die nach dieſen Bergen und nach dem Fluſſe hin. Iſt der Fluß durch den Regen, oder durch den von den Bergen herabgeſchmolzenen Schnee angeſchwollen; ſo reißt er große Stücke von den Felſen mit einigen Goldkörnern fort, die man nachher findet, wenn ſich die Flut geſezt hat. Man kann daraus auf die Schäze ſchlieſſen, die in den Eingeweiden dieſer Berge ſtecken müſſen. Eine merkwürdige Probe davon erſchien im Jahr 1730, da ein Indier, als er ſeine Füſſe in dem Fluſſe wuſch, einen ſo großen Klumpen Gold fand, daß der Marquis von Caſtel Fuerte 12000 Stück von Achten dafür gab, und es dem Könige von Spanien zum Geſchenk ſchickte.

Das Kapitel der Cathedralkirche beſteht aus einem Dechant, Erzdiakonus und Cantor, 4 Domherren und 2 Präbendarien. Hier ſind auch 4 Pfarrkirchen, Klöſter der Auguſtiner, Dominicaner, Franciſcaner und Väter der Barmherzigkeit, ein Jeſuiter-Collegium, ein Convent und Hoſpital von St. Juan de Dios, ein Nonnenkloſter vom Orden der Empfängniß, und ein anders von Santa-Tereſa. Die Stadt ſteht unter einem Corregidor, unter dem wieder Regidoren und ordentliche Alcalden, wie in andern Städten ſtehen.

Eilfter Abſchnitt.

Von den Bisthümern Santa = Cruz de la Sierra, und Tucumann, in der Provinz los Charcas, ihrem Clima, Boden, Produkten und Einwohnern.

§. 1.

Das Bisthum Santa = Cruz de la Sierra iſt ein Gouvernement und eine General = Capitainſchaft. Seine Gerichtsbarkeit iſt zwar von großem Umfange, aber viel Spanier halten ſich nicht darinn auf; und ſeine wenigen Städte ſind meiſt Miſſionen, die unter dem Namen der Miſſionen von Paraguay begriffen werden.

Der Winter iſt hier ſtrenge; im May fängt er an, und endigt ſich im Auguſt. So lange er dauert, weht der Südwind 7 Wochen lang, und Regengüſſe überſchwemmen einen großen Theil des Landes; aber der Sommer iſt gewaltig heis.

Der Boden hat von verſchiedenen Sorten Früchte einen Ueberfluß. Es wächst hier eine Art Palmbäume, aus deren Stamm man etwas Mehlartiges bekömmt, das eine gute Speiſe abgiebt. Trauben, Feigen und Muſcusmelonen kommen hier auch gut fort.

Santa = Cruz, die Hauptſtadt dieſes Gouvernements, liegt 80 bis 90 Seemeilen gegen O. von Plata; aber ſie iſt weder groß, noch wohl gebaut, auch hat ſie ſonſt nichts was ſich zum Namen einer Stadt ſchickte. Die Häuſer ſind von Steinen und mit Palmblättern gedeckt.

Sie hat eine Kirche, die die Kathedralkirche iſt, ihr Kapitel beſteht blos aus dem Biſchoffe, einem Dechant und Erzdiaconus, ſonſt hat ſie weder Domherren, noch Präbendarien, oder andre Bediente.

Die Miſſionen, die in den von dieſem Biſthume abhängigen Gegenden den Jeſuiten zuſtehen, heiſſen Indios Chiquitos, oder die kleinen Indier; dieſen Namen haben ihnen die Spanier wegen ihrer auſſerordentlich kleinen Hausthüren gegeben. Ihr Land liegt zwiſchen Santa-Cruz de la Sierra und dem See Xarayes, aus dem der Fluß Paraguay entſpringt, der durch die Vereinigung mit andern Flüſſen größer, und dann der berühmte Strohm Plata wird. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fiengen die Jeſuiten an, unter dieſer Nation zu predigen, und das mit ſolchem Fortgange, daß ſie im Jahr 1732 ſieben Städte, jede von mehr als 600 Familien, errichtet hatten, und damals noch mehrere anlegten, um die vielen Indier, die ſie zur römiſchen Kirche gebracht hatten, unter ihre Geſeze zu verſammlen.

Die Indios Chiquitos ſind hurtig und wohl gemacht. Ihren Muht haben die Portugieſen oft erfahren, die in ihr Land einzufallen pflegten, um die Einwohner als Sklaven wegzuführen; aber ihre Tapferkeit hat dieſe gelehrt, ſich in ihren eigenen Gränzen zu halten. Die Waffen dieſer Indier ſind vergiftete Pfeile, Musketen und Säbel. Der Sprache nach ſind ſie zwar von den übrigen Nationen in Paraguay verſchieden, ihre Gebräuche

aber ſind faſt die nemlichen. Nicht weit von ihnen wohnt eine andere indiſche Nation, die zeither die Miſſionarien gar nicht hat anhören wollen, daher auch wenig Proſeliten bey ihr gemacht ſind.

§. 2. Das Bisthum oder Gouvernement Tucuman liegt im Mittelpunct dieſes Theils von Amerika, und fängt ſüdwärts von dem Fluſſe Plata bey den Städten von Chicas an, welche Städte die Indier zu den Bergwerken in Potoſi ſtellen: gegen O. gränzt es an Paraguay und Buenos=Ayres: gegen W. geht es bis ans Königreich Chili, und gegen S. an die Magellaniſchen Ebenen. Die Gebiete dieſes Gouvernements ſind von ſo großem Umfange, daß ſie ſich über 200 Seemeilen von N. nach S., und in einigen Gegenden nicht viel unter 100 ſolchen Meilen von O. nach W. erſtrecken; aber alle Städte ſind klein, und ohne Ordnung und Symmetrie gebaut. Wegen Mangels am Waſſer, oder wegen der großen und undurchdringlichen Wälder, iſt der vornehmſte Theil des Landes unbewohnbar. Auch hält die Wuht der freyen Indier, die alle Gelegenheit ergreifen, die Spanier zu vertilgen, dieſe von weiterer Ausbreitung ihrer Pflanzſtätte ab.

Die Theile des Landes, welche durch Flüſſe gewäſſert werden, ſind ſo fruchtbar, daß ſie Getreyde und Früchte genug zum Unterhalt der Einwohner hervorbringen. In den Wäldern findet man einen Ueberfluß an wildem Honig und Wachs, und in den heiſſen Gegenden Zucker und Baumwolle. Lez=

tere wird im Lande verarbeitet, und macht nebſt den wollenen Zeugen, die auch von den Einwohnern verfertigt werden, einen vortheilhaften Handlungszweig aus. Der vornehmſte Artickel aber beſteht in Maulthieren, die auf den geilen Weiden der daſigen Thäler gezogen, und in unglaublich großen Heerden nach Peru geſchickt werden; denn ſie ſind dafür berühmt, daß ſie an Stärke und Gelehrigkeit alle andern übertreffen.

Zwölfter Abſchnitt.

Von Paraguay.

Seine Lage, Clima und Producte. Miſſionen der Jeſuiten, und Anordnungen, Einrichtung und Regierung in den Städten und Dörfern unter ihrer Aufſicht.

§. 1.

Paraguay, das vierte Bisthum der Audienz Charcas, gränzt gegen O. an Braſilien, gegen N. an Santa=Cruz de la Sierra, gegen W. an Tucuman, und gegen S. an Buenos=Ayres.

Die Luft iſt im Ganzen feucht und gemäſſigt, obgleich an einigen Orten eher kalt. Die temperirten Gegenden haben alle Arten von Lebensmitteln im Ueberfluß. Baumwolle giebts in großer Menge; und in den Miſſionen der Jeſuiten machen die Arbeitſamen

beitſamen ſehr geſchickt Zeuge daraus, die ausgeführt werden. Auch iſt hier ſehr viel Taback, das einträgliche Kraut Paragay, mannichfaltige Früchte, und reiche Weiden, wo große Heerden Vieh gezogen werden.

Die einzige Colonien in dieſem Gouvernement ſind: die Stadt Aſſumption, Villa-Rica, und einige andere Städte, deren Einwohner eine Miſchung von Spaniern, Meſtizen, und einigen Indiern ſind; aber den größten Theil machen die verſchiedenen Stämme aus. Da

Aſſumption ſelbſt nur klein und unregelmäßig iſt; ſo kann man nicht erwarten, daß Villa-Rica und die andern Städte und Flecken beſſer ſeyn ſollten. Zwar wechſeln die Häuſer in der Hauptſtadt mit Gärten und Plantagen ab, aber ohne alle Symmetrie. Dem ungeachtet iſt ſie die Reſidenz des Gouverneurs der Provinz, unter deſſen Jurisdiction ſonſt ein Theil der Städte, die die Miſſion von Paraguay ausmachten, ſtand; aber vor wenig Jahren wurden ſie davon getrennt, und zum Gouvernement von Buenos-Ayres geſchlagen. Zu Aſſumption iſt eine Cathedralkirche, deren Kapitel außer dem Biſchoffe aus einem Dechant, einen Erzdiaconus, einen Schazmeiſter und zwey Domherren beſteht. Die Pfarren der Stadt Villa-Rica, und der übrigen Städte, die unter dieſem Gouvernement ſtehn, werden von Franciſcanern bedient; in den Miſſions-Städten aber ſind ſie blos unter der Beſorgung der Jeſuiten. Und da dieſe die größte Zahl in der Provinz ausmachen, ſo wollen wir davon beſondrrs handeln, und dabey den Nachrichten des gelehrten und ſcharſſinnigen Antonio de Ulloa und Muratori folgen.

§. 2. Die Miſſionen von Paraguay begreifen auſſer denen, die in der Provinz dieſes Namens ſind, noch eine Menge in Santa-Cruz de la Sierra, Tucuman und Buenos-Ayres in ſich.

Bald nach Anlegung der Stadt Aſſumption kamen einige Jeſuiten nach Paraguay, und bekehrten etwa 50 indiſche Familien zur römiſchen Kirche. Durch die Erzählung von dem Frieden und der Ruhe, die ſie unter der Aufſicht der Väter genöſſen, bewegten dieſe bald viele andre, ihrem Beyſpiele zu folgen. Lange hatten ſie einen Abſcheu bezeugt, ſich den Spaniern und Portugieſen durch Gewalt der Waffen zu unterwerfen: aber, durch Ueberredung gewonnen, bekehrten ſie ſich bald willig zu den Glaubenslehren, die ihnen die Jeſuiten vortrugen. Um ihr Herz zu bilden, und ihre Zuneigung zu gewinnen, lernten leztre ihre Sprache und richteten ſich nach ihren Sitten; und da ſie auf die Art eine völlige Macht über die Indier bekamen, gründeten ſie die feſteſte und gründlichſte Gewalt, eine Herrſchaft über die Seelen.

Sie fiengen damit an, daß ſie ſie in Städte ſammleten, und in Geſellſchaften brachten, die durch ein ganz auſſerordentliches Syſtem von bürgerlicher Polizey regulirt wurde. Sie machten ſich anheiſchig, ſie gegen die Inſolenz der ſpaniſchen Soldaten und die Tyranney der Gouverneurs zu ſchüzen; und ſie hielten auch wirklich ihr Wort in Anſehung der Portugieſen, gegen die ſie, vermöge einer Erlaubniß des ſpaniſchen Hofes, die

Eingebohrnen bewafnen durften. Denn die Portugieſen, die blos damit umgiengen, unter Verlezung der heiligſten Geſeze ihre Colonien zu verbeſſern, hörten auch ſelbſt nach der Bekehrung dieſes Volks nicht auf, Einfälle vorzunehmen, um die jungen Einwohner als Sklaven nach ihren Pflanzſtädten zu ſchleppen. Um daher die Bekehrten zu erhalten, wurde es höchſt nothwendig, etwa 12000 Seelen von allerley Alter nach Paraguay zu verſezen, und eine gleiche Anzahl wurde von andern Orten dahin gebracht. Die Jeſuiten fiengen an, die Paraguaner zu diſcipliniren, lehrten ſie den Gebrauch des Feuergewehrs, und ſezten ſie bald in den Stand, ſich mit ihren Feinden zu ſchlagen, und ſie aus dem Felde zu treiben, ſo bald ſie ſich blicken lieſſen. Die Milde des chriſtlichen Jochs, und die Befreyung von Auflagen und Zeichen der Sclaverey, machte, daß ſie den Vätern überaus ſehr anhiengen; und jezt ſind den Jeſuiten über 340,000 Familien unterthan, die in einem Gehorſam und einer nahe an Anbetung gränzenden Ehrfurcht leben, die aber ohne die geringſte Gewalt ohne Zwang erlangt worden iſt.

§. 3. Die Paraguaniſchen Miſſionen ſind an allen Seiten von abgöttiſchen Nationen umgeben, davon einige in vollkommner Eintracht mit ihnen leben, andre aber oft Einfälle ins Land thun. Bey dieſen leztern wenden die Väter beſonders allen ihren Eifer an, um ſie zu ihrer Religion und Zucht zu ziehen; und wenn ſie eine Anzahl von ih-

nen zur Annahme ihrer Grundſäze bewegt haben, ſo führen ſie ſolche nach den chriſtlichen Städten, wo ſie nach gehörigem Unterrichte zur Taufe gelaſſen werden.

An den Ufern der Flüſſe Paraguay und Panama ſind etwa 60 Pfarren, die nicht über 30 Meilen von einander liegen. In jeder hält ſich ein Jeſuit auf, der in allen bürgerlichen- Kriegs- und Kirchenſachen der Oberſte iſt. Man kann ihn als einen kleinen Fürſten anſehen, der nicht blos mit dem Anſehn eines Souverains, ſondern mit dem Einfluß und Rufe eines Orakels regieret. Doch wird, mit Genehmigung des Prieſters, das wichtige Amt eines Gouverneurs stets mit einem von den Indiern gewählten Manne beſezt. Die Alcalden werden jährlich von den Regidoren ernannt, und ſammt ihnen erhält der Gouverneur gute Ordnung und Ruhe unter den Einwohnern. Damit aber dieſe Beamten, die ſelten Leute von ganz beſondrer Fähigkeit ſind, ihre Gewalt nicht misbrauchen, und entweder aus Eigennuz oder aus Leidenſchaft ihre Rache gegen die andern Indier zu weit treiben; ſo dürfen ſie nicht eher ſtrafen, als bis ſie dem Prieſter vorläufig davon Nachricht gegeben haben, damit er das Verbrechen mit der Sentenz vergleichen möge. Findet der Prieſter die Perſon wirklich ſchuldig; ſo übergiebt er ſie zur Beſtrafung, die gewöhnlich in Gefängniß auf etliche Tage beſteht, wozu noch zuweilen das Faſten kömmt. Iſt aber das Verbrechen ſehr groß, ſo

wird der Delinquent gegeiſſelt: dies ſoll die größte unter ihnen übliche Beſtrafung ſeyn. Vor Vollſtreckung des Urtheils unterredet ſich der Prieſter mit dem Delinquenten, und ſtellt ihm mit der größten Gelindigkeit die Natur und Schändlichkeit des Verbrechens vor. Durch dieſes Mittel wird er denn dahin gebracht, daß er die Gerechtigkeit des Urtheils anerkennt, und es eher für eine väterliche Züchtigung, als für eine harte Strafe anſieht. Wirklich ſollen ſie eine ſo hohe Meynung von den Jeſuiten haben, daß ſie weit eher ſich ſelbſt beſchuldigen als es nur für möglich halten würden, daß der Prieſter unrecht thun könne.

Jede Stadt hat ihr eignes Zeughaus, worinn alles Feuergewehr, Säbel und andre Waffen aufgehoben werden, deren ſich die Miliz bedient, wenn ſie zu Felde zieht, um die Einfälle der Portugieſen, oder der freyen Indier, die an ihren Gränzen wohnen, abzutreiben. Und damit ſie ſolche deſto geſchickter führen lernen, ſo werden ſie darinn alle Sonn- und Feſttagabends auf dem Marktplätzen der Stadt exercirt. Alle Leute, die die Waffen führen können, ſind in jeder Stadt in Compagnien abgetheilt, und jede hat ihre eigene Officiers, die dieſen Vorzug durch ihre militariſche Fähigkeiten erwerben müſſen. Ihre Uniform iſt, nach ihrem Range, reich mit Gold oder Silber beſezt, und mit einer Deviſe ihrer Städte geſtickt. Hierinn erſcheinen ſie alle Feſttage, wenn ſie exerciren. Der Gouverneur, die Alcalden und Regidoren ha-

ben auch ihre prächtigen Ceremonienkleider, die ſie bey feyerlichen Gelegenheiten tragen.

In jeder Stadt iſt eine Schule, wo Leſen, Schreiben, Tanzen und Muſik gelehrt wird. Was auch ſonſt die Eingebohrnen vornehmen, darinn pflegen ſie es gemeiniglich ſehr weit zu bringen; denn die Neigung und das Genie eines jeden wird vorher ſorgfältig zu Rathe gezogen, ehe er zu irgend einem Theile der Wiſſenſchaften beſtimmt wird. In einem von den Höfen des Hauſes, das dem Prieſter jeder Stadt gehört, ſind Werkhäuſer für Maler, Kupferſtecher, Vergolder, Silberſchmidte, Schlöſſer, Zimmerleute, Weber, Uhrmacher und andere mechaniſche Künſte und Gewerke, wo die Indier, unter der Direction des Coadjutors, des Prieſters, zum Beſten der ganzen Stadt arbeiten; auch werden hier Knaben in den Künſten und Handwerken, wozu ſie die meiſte Neigung haben, unterwieſen.

In jeder Stadt iſt ein Haus, wohin Frauensperſonen von üblem Rufe gebracht werden. In demſelben halten ſich auch Eheweiber, die keine Familie haben, während der Abweſenheit ihrer Männer auf. Zum Unterhalt dieſes Hauſes, ingleichen der Waiſen, und derer, die Alters oder andrer Umſtände wegen ihr Brod nicht mehr verdienen können, werden zwey Tage in der Wochen ausgeſezt, worinn die Einwohner eines jeden Dorfs ein Stück Land, das labor de la Comunidad, oder das Gemeinde-Land, genannt wird, beſäen und

bebauen müſſen. Der Ueberſchuß, was davon kömmt, wird dazu angewandt, Geräthe und Zierrathen für die Kirchen zu kaufen, und Waiſen, Alte und Arme zu kleiden. Nach dieſen Menſchenfreundlichen Plan wird allem Elend abgeholfen, und die Einwohner werden mit allen Lebensnothwendigkeiten verſehen.

Damit es den Indiern nie an Materialien zur Arbeit fehle; ſo muß der Prieſter ſtets einen Vorrath von verſchiedenen Geräthſchaften, Zeugen und andern Waaren in Bereitſchaft halten; ſo daß alle, denen etwas mangelt, ſich an ihn wenden, und zum Austauſchen Wachs, das hier in großer Menge iſt, und andere Sachen bringen. Die eingetauſchten Waaren ſchickt der Prieſter an den Superior der Miſſion, und dafür wird ein friſcher Vorraht von andern Waaren angeſchaft. Auch die Pflanzungen der Indier beſucht der Prieſter ſehr oft in Perſon, um den Hang zur Trägheit, der den Eingebohrnen natürlich iſt, zu verhindern. Er geht auch in die Schlachthäuſer, wo täglich Vieh (wovon große Heerden zum öffentlichen Gebrauch gehalten werden,) geſchlachtet wird; das Fleiſch wird vom Prieſter durch Looſe, nach der Anzahl der Perſonen in jeder Familie ausgetheilt. Endlich beſucht er auch die Kranken, um zu ſehen, ob ſie gehörig gepflegt, und mit allem, was zu ihrer Wiederherſtellung nöthig iſt, verſehen werden.

§. 4. Die bürgerliche Regierung dieſer Städte ſcheint zur Beförderung der Glückſeligkeit bewun-

dernswürdig ausgeſonnen zu ſeyn: und die geiſtliche iſt nicht weniger auſſerordentlich. Die Prieſter unterrichten die Indier in ihrem Diſtrict, und treiben ſie an, des Sonntags pünctlich in die Kirche zu gehen. Die Kinder gehn alle Morgen vor Tages Anbruch in die Kirche, wo ſie, nach dem Unterſchied des Geſchlechts, gegen einander über ſizen. Hier ſagen ſie, eins ums andre, den Morgenſegen und Cathechiſmum her, bis die Sonne aufgehet: dann wird Meſſe geleſen, und dieſer müſſen alle Einwohner, wenn ſie keine hinreichende Urſache des Auſſenbleibens angeben können, beywohnen. Nach der Meſſe gehn alle an die Arveit; und Abends verſammeln ſich abermals die Kinder zur Catechiſation, und die Alten zum Gebet. Die Copulationen geſchehen, zu deſto größerer Feyerlichkeit, des Sonntags; es wird dabey hohe Meſſe geſungen, uad an das neue Paar eine Ermahnung von der Kanzel gehalten. Hierauf wird eine Liſte abgeleſen, um zu ſehen, wer nicht da iſt; und auf alle Uebertretungen, die in der Pfarre begangen ſind, werden Bußen geſezt. Dieſe Regelmäßigkeit ſoll eine erſtaunende Wirkung auf das Gemüth und die Sitten der Indier haben; als welche in ihren Religionspflichten pünctlich, in ihrem Handel treu, gegen Nothleidende liebreich, und überhaupt demüthig, gehorſam und fleißiger ſind, als man mit Recht von einer Nation, die von Natur faul und träge iſt, erwarten konute.

§. 3=3. Die Pfarrkirchen in Paraguay ſind geräumig, reich, nett und prächtig ausſtaffirt: Beegoldung und Malerey zieht das Auge an ſich, und bewegt von allen Seiten die Einbildungskraft. Alle Geräthe, die beym Gottesdienſte gebraucht werden, ſind golden oder ſilbern, und viele von ihnen von vortreflich erhabener Arbeit und mit koſtbaren Steinen beſezt. Prächtige Gallerien ſind an der einen Seite des Altars für die bürgerliche Obrigkeit, und an der andern für die Officiere errichtet; und das gemeine Volk hat ſeine Size in großer Ordnung unten in der Kirche rund herum. Jede Kirche hat ihr Orcheſter, das aus einer Menge Vocal= und Inſtrumental=Muſikanten beſteht, und der Gottesdienſt wird mit allem Pomp der Cathedralkirchen gefeyert. Das nemliche geſchiehet bey öffentlichen Umgängen, beſonders an Fronleichnamstage, dem die Gouverneure, die Alcalden und Regidoren in ihrer Ceremonien=Kleidung, und die Miliz in ihrer Uniform beywohnen, die übrigen vom Volke aber tragen Fackeln. Bey dieſen Proceſſionen wird auch getanzt: und die Tänzer tragen beſondere ſehr reiche Kleider, die ſich zu dem, was ſie vorſtellen, ſchicken. Kurz, alles wird mit dem größten Pomp und Gepränge ausgerichtet; und alles, was die Religion angeht, iſt ſo eingerichtet, daß es die Sinnen beſchäftigt, und die Einbildung der Schwachen und Abergläubigen einnimmt.

Das Haus, oder beſſer der Pallaſt des Prieſters, der in ſeinem Gerichtsbezirke als ein geiſtlicher Prinz angeſehen werden kann, iſt groß, geräumig, und in Geſtalt einer Kirche gebaut, um ſeine Unterthanen mit heiliger Furcht und Ehrerbietung zu erfülleu. Nach den verſchiedenen Aemtern, die der Prieſter, als bürgerlicher und geiſtlicher Herr hat, hat auch der Pallaſt mehrere Abtheilungen. Alle Morgen nach dem Gebete hört er die Klagen derer, die Audienz verlangen, an, und hilft ihren Beſchwerden ab. Um Mittag hört er Beichte und ertheilt Abſolution, worinn er auſſerordentlich ſtrenge und genau iſt. Nachmittags geht er aus, viſitirt die öffentlichen und Privatgeſchäfte, und führt die Aufſicht über die Arbeit ſeiner Pfarrkinder. Der Abend endlich wird mit Catechiſiren und Unterredung über ſittliche und Religionsmaterien zugebracht.

Die Häuſer der Jndier ſind ſo ſymmetriſch und bequem gebaut, und ſo gut ausmeublirt, daß ſie die Häuſer der Spanier in vielen Städten dieſes Theils von Amerika übertreffen. Doch haben die meiſten nur Erdwände: einige wenige ſind von ungebrannten Backſteinen, und andre von gemeinen Steinen aufgeführt; alle aber ſind mit Ziegeln gedeckt. Jn jedem Privathauſe ſoll Schießpulver gemacht werden, damit es im Nothfalle oder zu Feuerwerken an Feſttägen und jährlichen Ergözlichkeiten nie an einer gehörigen Menge fehle.

§. 6. So ſtellen das Betragen der Jeſuiten in Paraguay Muratori und der gelehrte Antonio de Ulloa vor, die gewiß in dieſer Materie die beſten Schriftſteller ſind. Zwar iſt ihr Character von einigen mit vieler Strenge behandelt worden, und vielleicht kann man ſie mit Recht des Ehrgeizes beſchuldigen: allein vielleicht iſt auch dieſe Leidenſchaft nie auf edlere und nüzlichere Zwecke gerichtet worden, als zum Unterrichte der Unwiſſenden, zur Beförderung der Induſtrie, und zur Einflöſſung der Liebe zur Ordnung, Mäſſigung, Frugalität und allen andern Tugenden, die die Seele menſchlich machen können.

Die Miſſions-Väter wollen keinem Einwohner von Peru, er mag Spanier Meſtize oder auch Indier ſeyn, erlauben, in die Miſſion von Paraguay zu kommen. Dies ſagen ihre Freunde, geſchieht nicht, um das, was ſie vornehmen, vor den Augen der Welt zu verbergen, ſondern um zu verhindern, daß ihre Indier nicht durch das Beyſpiel andrer verderbt werden mögen. Jezt ſollen ſie nichts von Aufruhr, Stolz, Bosheit, Neid, und andern der Geſellſchaft ſo fatalen Leidenſchaften wiſſen: ließ man nun Fremde bey ihnen zu, ſo würde deren böſes Beyſpiel ſie bald das lehren, was ſie jezt ſo glücklich nicht wiſſen. Doch hat die Wachſamkeit und Eiferſucht der Väter in dieſem Puncte zu vielen ungünſtigen Nachreden Anlaß gegeben.

Noch iſt zu bemerken, daß auſſer dem Provincial-Gouvernements hier noch ein höchſtes Gericht

iſt, das aus einer jährlichen Zuſammenkunft aller Väter beſteht. Hier werden die nöthigen Maasregeln genommen, die gemeinen Miſſions-Angelegenheiten zu berichtigen, neue Geſeze zu machen, alte zu verbeſſern oder abzuſchaffen, und alles den jedesmaligen Umſtänden gemäs einzurichten.

§. 7. Der Handel von Paraguay beſteht in Baumwollen-Zeugen, die im Lande gemacht werden; in Taback, der meiſt hier gezogen wird; und in dem Kraute Paraguay, das allein einen blühenden Handel machen könnte. Dieſe Güter werden zum Verkauf nach den Städten Santa-Fe und Buenos-Ayres geſchickt, wo die Väter ihre Factoren haben, die die ihnen zugeſandte Waaren verkaufen, und das Geld an ſolche europäiſche Güter anlegen, die in den Städten in Paragay fehlen, beſonders an Zierrathen der Kirche und der Prieſter, die darinu dienen. Sehr ſorgfältig aber wird von dem, was jede Stadt ſchickt, der Betrag des Tributs ihrer indiſchen Bewohner abgezogen, der dann ſogleich den Schazeinnehmern der Krone Spanien eingehändigt wird.

Drezehnter Abſchnitt.

Von Buenos-Ayres.

Deſſen Lage und Producte. Beſchreibung der Stadt Nueſtra Sennora de la Buenos-Ayres.

§. 1.

Buenos-Ayres, das Ulloa mit zur Gerichtsbarkeit Los Charcas rechnet, und das 5te Bisthum dieſer Audienz nennt, hat von der auſſerordentlichen Geſundheit der Luft ſeinen Namen bekommen. Und dieſer wurde nachher auf alles das Land ausgedehnt, das ſich an der öſtlichen und ſüdlichen Küſte dieſes Theils von Amerika ſo weit, wie Tucuman weſtwärts erſtreckt, und gegen N. an Paragay, gegen S. aber an Magellanien gränzt. Der große Fluß la Plata wäſſert dieſe Provinz. Der Unterſchied zwiſchen Winter und Sommer iſt hier ſehr ſichtbar. Im Sommer wird die unmäſſige Hize durch angenehme Lüfte, die ſtets um 8 oder 9 Uhr des Morgens zu wehen anfangen, gemäſſigt; und im Winter ſind heftige Windſtürme und Regen ſehr häufig, die von fürchterlichem Donner und Blizen, die ſelbſt dem daran gewöhnten Einwohner Schrecken und Beſtürzung einjagen, begleitet werden.

In ganz Amerika und Europa iſt kein Ort, wo das Fleiſch beſſer oder wohlfeiler wäre. Es iſt

immer fett, ſehr wohl ſchmeckend, und in ſolchem Ueberfluſſe da, daß man ſagt, es würden blos die Häute, als etwas, das einen Wehrt hat, eigentlich gekauft, das Fleiſch aber kriege man gewiſſer Maßen mit in den Kauf. Das Land gegen W. N. und S. von der Stadt Buenos=Ayres, hatte vor kurzem ſo eine Menge Rindvieh und Pferde, daß die einzigen Koſten, die ſie erfoderten, im Einfangen beſtanden. Und wenn das Thier gefangen war, ſo koſtete doch ein Pferd nur 1 Thaler: und der gewöhnliche Preis von einem Stück Vieh, das man aus einer Heerde von 2 bis 300 ausleſen durfte, war nur 4 Realen. Auch noch jezt iſt zwar kein Mangel daran; aber ſie haben ſich weiter entfernt, und ſind ſchwerer zu fangen, weil die Spanier und Portugieſen gewaltig unter ihnen aufgeräumt haben, und das blos der Häute wegen, die den anſehnlichſten Handelszweig von Buenos=Ayres ausmachen.

§. 2. Nueſtra Sennora de la Buenos=Ayres, die Hauptſtadt dieſes Gouvernements, wurde im Jahr 1535 an der Südſeite des Fluſſes Platta, nahe bey einem kleinen Fluſſe, im 34° 34′ 38″ ſüdlicher Breite, und im 60° 5′ weſtlicher Länge von London angelegt. Sie ſteht auf einer großen Ebene, die ſich von dem kleinen Fluſſe an nach und nach empor hebt, und iſt gar nicht klein; denn ſie hat wenigſtens 3000 Häuſer, die von Spaniern und verſchiedenen Stämmen bewohnt werden. Wie die meiſten an Flüſſen liegenden Städte, iſt ſie viel länger als breit; die Straſſen aber ſind gerade und gehörig breit. Der Hauptmarkt iſt ſehr groß und nahe bey dem kleinen Fluſſe; die Fronte, die nach dieſem hinſieht, iſt das

Caſtel, worin der Gouverneur beſtändig reſidirt, und
as nebſt den übrigen Forts eine Garniſon von 1000
Mann regulärer Truppen hat. Die Häuſer die ſonſt
blos von Leimen, mit Stroh bedeckt, und ſehr niedrig
waren, ſind jezt weit beſſer, und von Kalk oder Ziegelſteinen ein Stockwerk hoch über den Grundboden aufgeführt, und meiſt mit Ziegeln gedeckt. Die Cathedralkirche iſt ein geräumiges ſchönes Gebäude, und zugleich
die Pfarrkirche für den größten Theil der Einwohner;
denn die andre am entlegenſten Ende der Stadt iſt nur
für die Indier. Das Kapitel beſteht auſſer dem Biſchof
und einen Dechant und zwey Domherren. Es ſind auch
verſchiedene Klöſter hier, und im Caſtel, wo der Gouverneur wohnt, iſt eine königliche Capelle.

§. 3. Im Gouvernement von Buenos-Ayres liegen noch drey andre Städte, namentlich Santa-Fe, Las-Corientes und Monte-Video.

Santa-Fe liegt etwa 90 Seemeilen gegen NW. von Buenos-Ayres, zwiſchen den Flüſſen Plata und Salado, welcher leztere durch Tucuman fließt, und ſich mit erſterem vereiniget. Die Stadt iſt nur klein und ſchlecht gebaut, welches großentheils den häufigen den häufigen Einfällen der benachbarten freyen Indier, die die Stadt und benachbarten Dörfer einigemal geplündert haben, zuzuſchreiben iſt. Jedoch iſt ſie der Handels-Canal zwiſchen Paraguay und Buenos-Ayres.

Las-Corientes liegt am öſtlichen Ufer des Plata, zwiſchen dieſen und dem Fluß Parana, etwa 100 Seemeilen gegen N. von Santa-Fe; ſie iſt aber weit geringer als dieſe, und hat auſſer den Namen, keine weitern Zeichen einer Stadt.

Monte-Video iſt erſt vor kurzem an einer Bay, von der ſie ihren Namen hat, erbaut, und iſt, ſo wie die vorige, von geringer Erheblichkeit.

Jede dieſer Städte hat ihren beſondern Regidor, der Verweſer des Gouverneurs iſt; und ihre Einwohner, ſammt denen aus der Nachbarſchaft, machen eine Miliz aus, die ſich, ſo bald die Indier einen Einfall thun wollen, verſammeln; um ſie zurück zu treiben, worinn es ihnen auch oft geglückt hat.

Vierzehnter Abſchnitt.

Von Patagonien.

Deſſen Lage, Boden und Producte. Beſchreibung, wie man hier das wilde Vieh der Häute oder des Fetts wegen jage, oder lebendig fängt. Von den Patagoniern.

§. 1.

Die einzigen Länder, die wir noch auf dem feſten Lande von Amerika zu beſchreiben haben, ſind Patagonien und Chili; erſtres hauptſächlich an der oſt- und ſüdlichen, leztres an der weſtlichen Küſte.

Patagonien gränzt gegen N. an Chili und das Gouvernement Buenos-Ayres; gegen O. und W. an den Atlantiſchen und Stillen Ocean: und gegen welche Straſſe zu das feſte Land immer ſchmäler wird. Es erſtrekt ſich von 45 — 57° 30′ S. Breite, und vom 70 — 85° Weſtl. Länge.

Die Spanier machen zwar auf das ganze Land bis an die Magellaniſche Straſſe Anſpruch; aber der ſüdlichſte Theil iſt nicht in ihrem Beſize. Die-

ſe

ſe Gegend iſt wegen etwas ganz Sonderbaren merkwürdig, das man in keinem andern Theile der bekannten Welt wahrnimmt. Denn dem Fluß Plata gegen N. iſt das Land mit Holzungen angefüllt, und hat eine ungeheure Menge groſſer Bäume, die Bauholz liefern; gegen S. des Fluſſes aber trift man gar keine Bäume von irgend einer Art an, einige wenige Pfirſchbäume ausgenommen, die die Spanier zuerſt in der Nachbarſchaft von Buenos-Ayres gepflanzt haben. Daher findet man an der ganzen öſtlichen Küſte von Patagonien die ſich beynahe 400 Seemeilen in die Länge erſtreckt, und ſo weit ins Land hinein, als es nur entdeckt worden iſt, kein anders Holzwerk, als wenige unbedeutende Geſträuche.

Aber an Weiden hat das Land einen Ueberfluß; denn überhaupt beſteht das Land aus einem leichten, trocknen, kieſigten Boden, und bringt eine groſſe Menge langes grobes Gras hervor, das Buſchweiſe zwiſchen groſſen dürren Sandflecken zerſtreut iſt. Dies Gras nährt gewaltige Heerden von Rindvieh; denn da die Spanier zu Buenos-Ayres, bald nach ihrer Niederlaſſung, nur etwas Hornvieh von Europa hinüber brachten, ſo kam dies durch die Menge Kräuterwerk, die es fand, bis zum Erſtaunen gut fort, und hat ſich nachher ſo ſehr vermehrt, und in den verſchiedenen Gegenden von Patagonien ſo weit ausgebreitet, daß es gar nicht mehr als ein Privat-Eigenthum angeſehn wird. Und viel tauſend Stück davon wer-

den jährlich von den Jägern blos ihrer Häute und des Talks wegen erlegt.

§. 2. Da die Art, dies Vieh zu tödten, dieſem Theile der Welt eigen iſt; ſo verdient ſie eine beſondre Beſchreibung. Die Jäger ſind alle zu Pferde, (denn beyde, Spanier und Indier, ſind treffliche Reuter,) und mit einer Art Speer, deſſen Klinge am Ende kreuzweiſe befeſtigt iſt, bewaffnet. Mit dieſem Inſtrument jagen ſie auf das Thier los, und wenn ſie es von hinten erreicht haben, ſchneiden ſie ihm die Knieſcheibe ab. Das Thier fällt gleich nach dieſer Operation nieder, ohne wieder aufſtehn zu könuen, daher ſie es verlaſſen und andre verfolgen, mit denen ſie eben ſo verfahren. Zuweilen begleitet die Jäger ein andrer Haufe, um dem Thiere, ſo bald es fällt, die Haut abzuziehen; oft aber laſſen ſie es bis an den folgenden Tag ſich quälen, weil ſie glauben, daß die Angſt und Quaal, die das Vieh ausſteht, das Abziehn der Haut erleichtere. Dies barbariſche Verfahren iſt zwar von ihren Prieſtern mit lauter Stimme verdammt worden, allein bisher hat alles nichts geholfen.

Dies Vieh wird, wie ſchon geſagt worden, blöß der Häute und des Talks, zuweilen auch der Zungen wegen, erlegt; das übrige läßt man verfaulen, oder von den Vögeln und wilden Thieren verzehren. Das meiſte fällt den wilden Hunden zu, deren es in dieſem Lande eine ungeheure Menge giebt. Man hält ſie für Abkömmlinge der

Spaniſchen Hunde von Buenos-Ayres, wo ſie, durch die groſſe Menge des Aaſes und die Leichtigkeit, ſich davon zu nähren, angelockt, ihre Herren verlieſſen, und darauf unter dem Vieh wild herum liefen; denn von Europäiſcher Zucht müſſen ſie herſtammen, weil dieſe Thiere urſprünglich in Amerika nicht waren. Ob aber gleich dieſe Hunde oft tauſendweiſe herumlaufen ſollen, ſo verringern ſie doch die Menge des Viehes nicht, noch verhindern ſie deſſen Vermehrung; denn Heerden, die ſtets ſehr zahlreich beyſammen weiden, anzugreifen, wagen ſie nicht, ſondern begnügen ſich mit dem Aaſe, das die Jäger liegen laſſen.

§. 3. Zum Ackerbau und andern Zwecken iſt es oft nöthig, das Vieh lebendig zu fangen, ohne es zu verwunden; und dies geſchieht mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit. Sie werfen nemlich einen ledernen Riemen, der einige Faden lang iſt, und an dem einen Ende eine Schlinge hat, dem Thier über die Hörner, ohngefähr ſo, wie wir beym Jagen der wilden Eſel und andrer Thiere ſchon beſchrieben haben. Ein anderer Jäger, der dem Thiere folgt, wirft noch eine Schlinge um eins ſeiner Hinderfüſſe: da nun das andre Ende am Sattel des Reiters befeſtigt iſt, ſo nehmen ſo gleich die Pferde, die hierzu abgerichtet ſind, verſchiedene Wege und ſo wird das Thier gleich zu Boden gezogen. Dann ſtehn die Pferde mit nachgelaſſenem Riemen ſtille, der Jäger ſteigt ab, und bindet das Thier, ſo daß er es nachher leicht

nach einem ihm beliebigen Ort bringen kann. So werden auch Pferde, und wie man ſagt, ſelbſt Tiger, mit Schlingen gefangen.

Die Pferde, die zuerſt aus Spanien dahin gebracht ſind, und ſich auch unglaublich vermehrt haben, laufen noch viel weiter als das Hornvieh, wild herum. Viel davon ſind vortreflich, aber ihrer Menge wegen ſind ſie äuſſerſt wohlfeil, ſo daß das beſte Stück in den benachbarten Colonien, wo es doch an Gelde auch nicht fehlt, oft nur einen Thaler gilt. In allen Gegenden dieſes Landes giebt es auch viel Vicunas oder peruiſche Schaafe, die aber, weil ſie ſcheu und ſchnell ſind, nur mit Mühe getödtet werden können. An der öſtlichen Küſte findet man unzählig viel Seehunde, und eine große Mannichfaltigkeit von Seevögeln. Die merkwürdigſten darunter ſind die Penguinen: an Größe und Geſtalt gleichen ſie einer Gans, aber ſtatt der Flügel haben ſie nur etwas kurzes ſtumpfes, wie eine Floßfeder, das ihnen auſſer dem Waſſer nichts nuzt. Ihr Schnabel iſt ſchmal, und ihr Gang und Stand ganz gerade.

§. 4. Die öſtliche Küſte ſcheint ziemlich dünn bewohnt zu ſeyn; denn ſelten ſah ein Schiff, das hieher kam, mehr als 2 bis 3 Menſchen auf einmal beyſammen; aber nach Buenos-Ayres zu, iſt ſie hinreichend bevölkert. Dieſe Leute beunruhigen die Spanier ſehr, und ihren Sitten nach ſcheinen ſie mit jenen tapfern Indiern von Chili nahe verwandt zu ſeyn, die der ganzen ſpaniſchen

Macht lange Troz gebotten, ihr Land oft verwüſtet, und bis jezt ſich unabhängig erhalten haben.

Hier giebt es ein Volk, das ſeiner Größe und Statur wegen auſſerordentlich merkwürdig iſt. Der erſte, der von ihnen redet, iſt Pigafetta, ein Italiener, der Verfaſſer von Magellans Reiſe um die Welt. Aber ein Mann, der ernſtlich behaupten konnte, daß Magellan ganze Königreiche in Oſtindien bekehrt, ohne daß weder er ein Wort von ihrer Sprache, noch ſie eine Sylbe von der ſeinigen verſtanden, konnte ohnmöglich Glauben verdienen. Nachher wurden ſie noch von andern Seefahrern geſehen, und ihr Daſeyn ſezte das Schiffsvolk von des Commodore Byrons Schiffe, dem Dolphin, bey deſſen Reiſe um die Welt, auſſer allen Zweifel. Nach der davon bekannt gemachten Nachricht (die kurz, aber wahrhaftig, obgleich unvollſtändig, und nicht ſehr intereſſant iſt) ſcheint ihre mittlere Statur etwa 8 Fuß, und ihre gröſte 9 Fuß und darüber zu betragen. Die Mannsperſonen ſind wohl gebildet, breit und auſſerordentlich ſtark. Beyde Geſchlechter ſind kupferfarbig, haben langes ſchwarzes Haar, und tragen Felle, die mit einem Riemen um den Hals feſt gebunden ſind, und übrigens bey den Männern los hängen, bey den Weibern aber mit einem Gürtel um die Lenden feſt gebunden ſind. Einige von den leztern tragen auch Hals- und Armbänder. Dies Volk ſcheint ſeinen Aufenthalt mit den Jahrszeiten zu verändern, und den Sommer

hier zuzubringen, im Winter aber weiter nach Norden zu ziehen, um die Vortheile eines gelindern Clima zu genieſſen.

Zehendes Kapitel.

Von Chili, den Inſeln des Feurlandes, Juan Fernandes u. ſ. w.

Erſter Abſchnitt.

Chili.

Seine Lage, Größe, Clima und Producte. Zahl ſeiner Einwohner. Sitten und Gebräuche der freyen Indier.

§. 1.

Das Königreich Chili iſt ſehr groß, allein ſeine Gränzen ſind nicht genau beſtimmt. Einige ſchränken es innerhalb der ſpaniſchen Gerichtsbarkeit ein, andre dehnen es von 26 — 47° S. Breite aus; und noch andre ſchlieſſen gar das Feuerland und den äuſſerſten Theil von Cap Horn in ſeine Gränzen ein. Nach den beſten Nachrichten wollen wir den Namen Chili blos dem Striche Landes geben, der zwiſchen 26° — 45° ſüdlicher Breite, und zwiſchen 47° — 54° weſtlicher Länge liegt; und dann wird es gegen N. von Peru, gegen O von der Provinz

la Plata, gegen S von Patagonien, und gegen W von der Südſee oder dem ſtillen Meere, begränzt. Seine Länge beträgt hiernach 12 bis 1300 Meilen, und ſeine Breite, wenn wir die weiten Ebenen von Chicuito jenſeits der ſtolzen Reihe der Anden, die hier erſtaunt hoch ſind, mit rechnen, etwa halb ſo viel. Aber was in engerem Verſtande Chili genannt wird, liegt zwiſchen dieſer Bergkette und der Südſee, und enthält nur ein Land, deſſen Breite 90 Meilen beträgt.

Die Jahrszeiten ſind hier denen in der nördlichen Halbkugel beynahe entgegen geſezt; aber das Ausſehen des Landes iſt ſchön, und das Clima geſund. Hier fühlt man Hize und Kälte in den verſchiedenen Jahrszeiten. Gegen O wird das Land durch die Anden gedeckt, und von W her die Luft durch erfriſchende Seelüfte abgekühlt; doch ſind in einigen Gegenden die ſchneidende Winde, die im Winter von den Gebirgen wehen, gewaltig ſcharf. Im Ganzen aber iſt in dieſem Lande eins der angenehmſten Climate von Südamerika. Im Winter fällt eine leichte Decke von Schnee auf die Thäler; aber die Berge ſind davon ſo dick bedeckt, daß im Sommer daraus unzähliche Bäche entſtehn, die das Land ganz auſſerordentlich fruchtbar machen. Denn indiſches und europäiſches Korn, Wein, Früchte, und alle übrigen Nothwendigkeiten des Lebens gerathen hier im größten Ueberfluß und Vollkommenheit.

Von Getreyde wächst in Chili eine große Menge von vortreflichen Weizens. Die Weinſtöcke ſind von verſchiedener Art, und übertreffen an Menge und Geſchmack der Trauben alle in Peru. Hier wird eine Sorte Muſcateller Wein gemacht, dem alle Weine von dieſer Art in Spanien an Geſchmack weit nachſtehen müſſen. Die Früchte, die am häufigſten in Chili wachſen, ſind eben die, die in Europa bekannt ſind. Beſonders ſind die Kirſchen hier groß und wohl ſchmeckend. Von Erdbeeren giebt es hier, wie in Peru, zwey Sorten; in den Gärten der Städte nahe bey den Seeküſten werden Orangenbäume gezogen, die das ganze Jahr hindurch mit Blüthen und Früchten bedeckt ſind; und in den Ebenen wächst eine erſtaunliche Menge ſchöner Blumen wild.

Unter die merkwürdigen Kräuter, deren viele Medicinal-Kräuter ſind, und zu allerhand anderem Gebrauche dienen, gehört das Panque, das beym Ledergerben von großem Nuzen iſt.

Auſſer der reichen Mannichfaltigkeit von Producten auf der Oberfläche der Erde hat das Land einen Ueberfluß an Gold- Silber- Kupfer- Zinn- und Eiſen-Gruben, ingleichen an Steinbrüchen von Laſur-Steinen und Magneten.

§. 2. Der vornehmſte Gebrauch dieſer reichen Ländereyen beſteht darinn, daß man Ochſen, Ziegen und Schafe mäſtet: dies iſt die Hauptbeſchäftigung des größtentheils der Einwohner auf dem Lande. Alle andere Lebensmittel ſind in gleichem

Ueberfluſſe vorhanden; wälſche Hähne, Gänſe und alles übrige zahme Federvieh, wird ſehr wohlfeil verkauft. Wilde Vögel ſind auch ſehr gemein, und von gleicher Art mit denen in den Wüſten von Quito; auſſer dieſen aber giebt es noch Ringeltauben, Rebhühner, Auerhähne, und Schnepfen. Zu den Singvögeln gehört der Goldfinke, der auſſer einer kleinen Veränderung im Gefieder dem Spaniſchen gleicht. Einer von den verſchiedenen Vögeln, die dem Lande eigen ſind, iſt die Piche, die etwas größer, als ein Sperling, und braun mit ſchwarz geſprenkelt iſt, ausgenommen die ſehr ſchöne rothe Bruſt und einige rothe mit lichtgelben untermiſchte Federn in den Flügeln. Schlangen findet man zwar hin und wieder in den Feldern und Gehölzen, aber ihr Biß iſt nicht gefährlich; auch haben ſich die Landleute nicht vor Raubthieren zu fürchten. Wäre daher dies Land keinen Erdbeben unterworfen; ſo könnte man ſagen, daß die Natur alle ihre Schäze darauf verſchwendet habe, ohne ſie mit den gewöhnlichen Unbequemlichkeiten zu vermiſchen.

§. 3. Die Zahl der Einwohner in dieſem weitläuftigen Lande ſtehet mit deſſen Größe in gar keiner Verhältniß. Alle Spanier in Chili ſollen ſich nicht über 20000 belaufen, und dieſe ſind auf eine ſolche Art zerſtreut, die den freyen Indiern in allen ihren Kriegen mit ihnen die größten Vortheile verſchaft hat. Dies war der große Fehler des Valdivia, der den erſten Einfall in Chili that,

und wie er hier Gold fand, ſo viel Colonien anzulegen verſuchte, daß er dadurch den von ihm ſehr grauſam behandelten Indiern Gelegenheit gab, ihre Freyheit wieder zu erringen, und die Spanier aus den Gebirgen zu vertreiben. Die Europäer, Meſtizen, Mulatten und Negern werden zuſammen auf 150000 geſchäzt, die Indier aber ſind bey weitem zahlreicher. Die bezwungnen Indier gehören den Spaniern ganz, leben unter ihnen, und dienen ihnen auf die nemliche Art, wie die Ureinwohner von Peru und Mexico. Zur beſſern Einführung einer guten Ordnung und regelmäſſigen Polizey ſind ſie nach ihren Wohnungen in kleine Herrſchaften abgetheilt, die Commandereyen genannt werden.

§. 4. Die Chilier ſind groß, ſtark, activ und tapfer. Keine indiſche Nation hat den Spaniern ſo viel zu ſchaffen gemacht; denn ſie ſind im Gebrauch des Säbels, der Piken, Bogen und Pfeile, geſchickt, und ihre Diſciplin iſt viel regelmäſſiger und vernünftiger. Sie fechten Schwadronenweiſe, ziehen ſich zurück, wenn ſie gebrochen ſind, ſtellen ſich wieder in Ordnung und verſtärken ſich mit vieler Geſchicklichkeit, und wählen den Plaz zum Treffen, zum Angriff, oder zur Vertheidigung, mit bewundernswürdigem Scharfſinn.

In verſchiedenen Gegenden von Chili werden die Indier nicht ſo, wie die in Peru, durch Caciquen beherrſcht; ſondern das Alter giebt den einzigen Grund der Subordination unter ihnen ab,

ſo daß der Aelteſte in jeder Familie als ihr Gouverneur verehrt wird. Die, welche an den ſüdlichen Theilen des Fluſſes Biobio, und die, ſo in der Nähe des Cordilleras, wohnen, haben bisher alle Verſuche der Spanier, ſie zu unterjochen, vereitelt. Denn wenn ſie zu ſtark angegriffen werden, ſo verlaſſen ſie ihre Hütten, und ziehen ſich in die entfernteren Gegenden des Königreichs, wo ſie ſich mit andern Nationen vereinigen, und ſo mannſtark zurück kommen, daß ſie ihre alte Wohnungen mit leichter Mühe wieder einnehmen, ohne daß es die Spanier hindern können. Wenn um die Zeit nur einige wenige auf einen Krieg mit den Spaniern ſtimmen; ſo breitet ſich die Flamme den Augenblick aus, und ſie nehmen ihre Maaßregeln ſo geheimnißvoll, daß die erſte Erklärung deſſelben im Angriffe der benachbarten Dörfer beſteht. Sind ſie noch nicht beyſammen; ſo iſt der erſte Schritt, wenn Krieg beſchloſſen iſt, der, daß die Nationen aufgeruffen werden, welches ſie das Pfeilſchieſſen nennen. Dieſe Aufgebote werden mit der größten Verſchwiegənheit und Schnelligkeit von einem Dorfe zum andern geſchickt, und ſelbſt die Nacht, da der Einfall geſchehen ſoll, wird beſtimmt. Obgleich die Indier, die unter den Spaniern wohnen, davon benachrichtiget werden; ſo kömmt doch nichts davon aus: und noch iſt kein einzigs Beyſpiel vorhanden, daß von allen den Indiern: die als verdächiig eingezogen worden, einer je etwas bekannt

hätte. So bleiben ihre Anſchläge undurchdringlich, bis ihre Ausführung ihnen den Schleyer abzieht.

Wenn ſich die Indier von den verſchiedenen Nationen verſammlet haben; ſo wählen ſie einen General, und erwarten daranf die Nacht, die zur Ausführung ihres Vorhabens beſtimmt iſt: alsdann greifen die in der Nachbarſchaft der Spanier wohnenden Indier jene durch einen Ueberfall an. Sind ſie mit dieſen fertig, ſo theilen ſie ſich in kleine Haufen, zerſtöhren ihre Landſize, Meyerhöfe und Dörfer, geben kein Quartier, und verſchonen weder jnng noch alt. Dieſe Partheyen vereinigen ſich nachher wieder, und greifen in einem Haufen die größern Pflanzſtädte der Spanier an, belagern die Forts, und nehmen durch ihre Ueberlegenheit oft alles vor ſich her ein. Gewinnen auch die Spanier einmal die Oberhand; ſo ziehen ſich die Indier einige Seemeilen zurück, und halten ſich ein paar Tage verborgen, bis ſie auf einmal einen andern Ort, als wo ſie ſich vorher gelagert hatten, angreifen, und ſolchen plözlich mit Sturm zu erobern ſuchen, oft glückt ihnen das, wenn nicht die Wachſamkeit des Befehlshabers gegen einen unvorhergeſehenen Ueberfall Vorkehrungen gemacht hat; da ſie denn gemeiniglich durch die beſſere ſpaniſchen Kriegszucht mit großem Verluſt zurück getrieben werden.

Weil dieſe Kriege mit den Spaniern den Indiern wenig Schaden thun; ſo dauern ſie gewöhn-

lich einige Jahre. Denn die meiſte Arbeit der leztern beſteht darinn, daß ſie ein kleines Stück Land bebauen, und etwas baumwollen Zeug zu ihrer Kleidung weben; und beydes verrichten die Weiber. Ihre Hütten ſind in ein oder zwey Tagen gebaut, und ihre Nahrung beſteht in Wurzeln, Maiz und anderm Getreyde.

§. 5. Den erſten Antrag zum Frieden thun gemeiniglich die Spanier; und ſobald die Vorſchläge angenommen worden, wird ein Congreß gehalten, wobey der Gouverneur, der Generalmajor von Chili, und die vornehmſten Officiere, nebſt dem Biſchof von Conception, und andre Perſonen von Range, zugegen ſind. Von Seiten der Indier verfügt ſich der General mit den Capitains ſeiner Armee, als Repräſentanten der Gemeinden, nach dem Congreß. Dieſe Congreſſe mit den Indiern werden nicht allein bey Friedensſchlüſſen, ſondern auch bey der Ankunft eines neuen Präſidenten, gehalten; und bey beyden werden einerley Ceremonien, und zwar folgende, beobachtet.

Zuerſt thut der Präſident den Indiern an der Gränze den Tag und Ort zu wiſſen, wohin er ſich mit den oben erwähnten Perſonen begiebt. Von Seiten der Indier kommen nun die Häupter ihrer verſchiedenen Gemeinheiten dahin; und beyde werden, zu deſto größerem Pomp der Zuſammenkunſt, von einer Eſcorte, die in einer gewiſſen zum voraus verabredeten Anzahl von Leuten beſteht, begleitet. Der Präſident wohnt mit ſeiner

Geſellſchaft in Zelten, und die Indier halten halten ſich nicht weit davon in ihren Hütten auf. Die Aelteſten oder Häupter der Indier geben dem Präſidenten die erſte Viſite, wobey er ihre Geſundheit im Wein trinkt, und ſelbſt ihnen das Glas reicht, damit ſie die ſeinige trinken; dann macht er ihnen Geſchenke mit Meſſern, Scheeren, und ſolchen Kleinigkeiten, auf die ſie am meiſten halten. Hierauf kommt der Friedenstractat aufs Tapet, und die Art, wie die verſchiedenen Artickel beobachtet werden ſollen, werden feſtgeſezt. Die Indier kehren alsdenn in ihr Lager zurück, und der Präſident macht ihnen eine Gegenviſite, wobey er ſo viel Wein mit nimmt, als zu einem mäſſigen Gaſtmale hinreicht.

Die Häupter der Gemeinden, die beym erſten Beſuche nicht mit waren, gehen nun in einem Haufen hin, um den Präſidenten ihren Reſpect zu bezeugen. Dieſer macht jeden von ihnen beym Aufbruche des Congreſſes ein kleines Geſchenk von Wein, das ſie ſehr reichlich mit Pferden, Hornvieh, Kälbern und Vögeln erwiedern; worauf beyde Theile nach ihren Wohnungen zurückkehren.

Um die Herzen der Indier deſto ſichrer zu gewinnen, ladet der Präſident verſchiedene von ihnen zu ſeiner Tafel ein, und während der 3 bis 4 Tage, da der Congreß dauert, thut er alles mögliche, ſich die Zuneigung des ganzen Haufens zu erwerben. Bey dieſen Gelegenheiten wird eine Art Markt in beyden Lägern gehalten; ein Hau-

ſen Spanier geht mit Gütern, die den Indiern angenehm ſind, in dieſer ihr Lager, und die Indier bringen Baumwolle, Zeuge, und Vieh ins Lager der Spanier. Beyde Theile handeln durch Tauſch, und ſezen jedesmal ihren ganzen Vorraht ab, wobey ſie die genauſte Ehrlichkeit und Regelmäſſigkeit beobachten, als eine Probe, wie ſie künftig ihren Handel mit einander treiben wollen.

§. 6. Bey der gröſten Wuht, worinn die Indier in ihren Feindſeligkeiten gegen die Spanier gerathen, ſchonen ſie doch gemeiniglich der weiſſen Männer, und nehmen ſie mit in ihre Hütten, wo ſie ſolche als Landsleute behandeln; daher kömmt es, daß viele Indier von dieſen Nationen die Farbe der in dieſem Lande gebohrnen Spanier haben. In Friedenszeit gehen nicht wenig von ihnen in das ſpaniſche Gebiet, wo ſie ſich auf gewiſſe Zeit zur Arbeit auf den Meyerhöfen vermiethen; und bey Ablauf des Termins gehen ſie wieder nach Hauſe, und kaufen für ihren Lohn ſolche Sachen ein, die in ihrem Lande den meiſten Abgang haben.

In Friedenszeit verkaufen die Spanier den freyen Indiern Eiſen-Waaren, als Gebiſſe, Sporn, Meſſer und andre ſcharfe Inſtrumente, Spielzeug und etwas Wein. Dies geſchieht alles durch Tauſch: denn ob es gleich in den von den Indiern bewohnten Ländern Gold genug giebt; ſo können ſie doch nicht dahin gebracht werden, die Gruben aufzunehmen, weil ſie die Liebe der Spanier zu dieſem Metall, und das Unheil kennen, das ſolches

da, wo es gefunden worden iſt, angerichtet hat. Und daher leiſten ſie ihre Bezahlung in Pferden, Hornvieh, und baumwollnen Zeugen. Der Spanier fängt ſeinen Handel damit an, daß er dem Haupte der Nation einem Becher mit Wein darbietet, und darauf ſeine Waaren auskramt, damit der Indier das, was ihm am beſten gefällt, ausſuchen möge, wobey er zugleich ſagt, was er wieder erwarte. Sind ſie eins; ſo macht ihm der Spanier ein Geſchenk mit etwas Wein, und das Oberhaupt macht ſeiner Gemeinde bekannt, daß ſie völlige Freyheit habe, mit dieſem Spanier, als mit ſeinem Freunde zu handeln. Unter ſeinem Schuze geht nun der Spanier von einer Hütte zur andern, und empfiehlt ſich dadurch, daß er dem Haupte jeder Familie einen Schluck von ſeinem Weine giebt, worauf ſie ihr Gewerbe anfangen. Hat der Indier das, was er braucht, genommen; ſo geht der Kaufmann ohne Bezahlung weiter, und beſucht die andern im Lande zerſtreuten Hütten, bis er alles los iſt. Dann kehrt er nach der Hütte des Oberhaupts zurück, ruft alle ſeine Kunden auf dem Wege an, und ſagt ihnen, daß er heimgehen wolle; und nun ermangelt keiner, das, worüber ſie eins geworden ſind, nach der Hütte des Oberhaupts zu bringen. Hier nehmen ſie, mit aller Bezeugung einer aufrichtigen Freundſchaft, Abſchied von einander, und das Oberhaupt chickt ſogar einige Indier mit, die ihn bis an die Gränzen begleiten, und ihm das eingetauſchte

Vieh

Vieh forttreiben helfen. Die Spanier ſelbſt bekennen, daß die Indier wegen ihrer Aufrichtigkeit im Handel merkwürdige Leute wären, und daß man kein Exempel wüßte, daß ſie je einen Contract gebrochen, ſondern daß ſie ihre Bezahlung überaus pünctlich leiſteten.

Zweyter Abſchnit.

Eintheilung von Chili. Beſchreibung der vornehmſten Städte, als St. Jago, Conception, Copiapo, Coquimbo, Valparaiſo, und Valdivia.

§. 1.

Chili iſt in 4 Gouvernements abgetheilt, nemlich: in die Generalmajorſchaft des Königreichs Chili, Valparaiſo, Valdivia, und Chiloe. Seinen Unterabtheilungen nach beſteht es aus 11 Gerichtsbarkeiten; aber ihre Gränzen hat kein einziger ſpaniſcher Schriftſteller genau beſtimmt. Wir können daher nur eine Beſchreibung der vornehmſten Städte, und deſſen, was in jeder das merkwürdigſte zu ſeyn ſcheint, mittheilen.

Sant Jago, die Hauptſtadt von Chili, wurde von dem Capitain Pedro de Valdivia im Jahr 1541, im Thal Mapocho, unter 33° 40′ ſüdlicher Breite, und 77° weſtlicher Länge, etwa 20 Seemeilen von Valparaiſo, ihrem nächſten Hafen am ſtillen Meere, angelegt. Ihre Lage iſt eine der bequemſten und reizendſten,

die ſich nur erdenken läßt; denn ſie ſteht auf einer ſchönen Ebene, die 60 Meilen groß iſt, und durch deren Mitte ſich der Mapocho in Mäandern ſchlängelt. Dieſer Fluß lauft ſo nahe bey der Stadt vorbey, daß ſein Waſſer durch Canäle durch die Straſſen geleitet wird, und zugleich die Gärten verſieht, die faſt jedes Haus hat. Die Stadt iſt von O. nach W. 2000 Yards lang, und von N. nach S. 1200 breit. Am andern Ufer des Fluſſes, der die Nordſeite der Stadt beſpült, iſt die große Vorſtadt Chimba; und an der öſtlichen Seite liegt ein Berg von mittelmäſſiger Höhe, Namens Santa Lucia. Alle Straſſen ſind hübſch breit, gerade und gepflaſtert; ſie laufen genau von O. nach W. und andre durchkreuzen ſie recht winklicht von S. nach N. Faſt in der Mitte der Stadt iſt ein großer Markt mit piazzas umgeben, der in der Mitte einen ſehr ſchönen Springbrunnen hat. An der Nordſeite iſt der Palaſt der königlichen Audienz, wo die Präſidenten wohnen, ferner das Rathhaus und das öffentliche Gefängniß; gegen W. ſteht die Cathedralkirche und der biſchöfliche Palaſt; die Südſeite beſteht aus Krambuden, deren jede mit einem Bogen ausgeziert iſt; und gegen O. iſt eine Reihe Privathäuſer.

Die meiſten Häuſer ſind aus ungebrannten Ziegelſteinen gebaut, und wegen der fürchterlichen Verwüſtungen, die das Erdbeben oft in dieſer Stadt angerichtet hat, ſehr niedrig. Denn beſonders zerſtörte eins den 8 Jul. 1730 den größten Theil der Stadt; und auf dieſes Unglück folgte eine epidemiſche Krankheit, durch die noch mehr Einwohner, als durchs Erdbeben ſelbſt, umkamen. Aber dieſe Häuſer fallen, ihrer Niedrigkeit ohngeachtet, doch gut in die Augen, und ſind ſo eingerichtet, daß ſie ſowohl den Zweck der Bequemlichkeit als des Vergnügens, erfüllen. Auſſer der Cathedralkirche, deren Capitel aus dem Biſchoffe, einem

Dechant, Erzdiaconus, Cantor, 4 Domherren, und andern Untergeiſtlichen beſteht, ſind hier noch die Pfarrkirchen Sagrario, St. Anne, und St. Iſadoro. Auch ſind hier 3 Franciſcaner- 2 Auguſtiner- und ein Dominicanerkloſter, eins, das den Vätern von der Barmherzigkeit gehört, und eins von St. Juan de Dios, fünf Jeſuiter-Collegia, St. Diego, ein Collegium für Studierende, und auſſerhalb der Stadt ein Kloſter der Recollecten. Nonnenklöſter ſind, zwey von St. Clara, zwey Auguſtiner, ein Carmeliterkloſter, und eine geiſtliche Schweſterſchaft nach der Regel des Heil. Auguſtins. Alle haben, wie in allen Städten dieſes Welttheils gewöhnlich iſt, eine Menge Ordensleute. Die Kloſterkirchen ſind ſehr geräumig, und entweder von Ziegel- oder andern Steinen erbaut: beſonders zeichnen ſich der Jeſuiter ihre durch die Schönheit ihrer Bauart aus. Die Pfarrkirchen ſtehen ihnen in allem Betracht, ſowohl von innen, als von auſſen, weit nach.

Hier iſt eine königliche Audienz, die aus dem Präſidenten, 4 Auditoren, einem Fiſcal, und einem Patron für die Indier beſteht. Von den Schlüſſen dieſes Gerichts kann bloß an das höchſte Conſeil von Indien, doch nicht anders, als in Fällen notoriſcher Ungerechtigkeit und geſchehener Verweigerung der Juſtiz, appellirt werden. Der Präſident ſteht zwar in einigen Stücken unter dem Unterkönige von Lima; doch iſt er Gouverneur und Generalcapitain des ganzen Königreichs Chili, und reſidirt als ſolcher das eine halbe Jahr zu St. Jago, und das andre zu Conception. So lange er nicht in St. Jago iſt, ſo handelt der Corregidor als ſein Verweſer, und deſſen Gerichtsbarkeit erſtreckt ſich bey dieſer Gelegenheit über alle übrige Städte des Königreichs Chili, nur mit Ausnahme des Kriegsgouvernements.

Die königliche Finanzkammer iſt unter der Direction eines Schaz- und Zahlmeiſters. Hier fließt der Tribut der Indier nebſt andern Arten von Einkünften ein; und hier werden auch die Beſoldungen der Officianten, und andre Anweiſungen, ausgezahlt.

Die Glieder des hieſigen Tribunals der Kreuzbulle ſind ein ſubdelegirter Commiſſair, ein Schazmeiſter und ein Rechnungsführer. Die Inquiſitionscommiſſion, die hier iſt, wird vom Inquiſitionstribunal zu Lima beſezt. Der Magiſtrat dieſer Stadt, wovon der Corregidor der Vornehmſte iſt, beſteht aus Regidoren und zwey ordentlichen Alcalden. Dieſe haben die Polizey- und Civilregierung der Stadt zu beſorgen. So lang der Präſident hier reſidirt, iſt die Juriſdiction des Corregidors auf die Freyheiten von St. Jago eingeſchränkt.

Die Sitten der Einwohner unterſcheiden ſich wenig von denen, die ſchon bey den großen Städten beſchrieben ſind; nur ſtatt des großen Pomps zu Lima, kleiden ſie ſich hier ſehr anſtändig ohne Pracht; doch halten ſich alle Familien, die es haben können, eine Kaleſche zum Spazierenfahren. Die Mannsperſonen ſind robuſt, von gehöriger Statur, wohl geſtaltet, und haben eine gute Mine. Die Frauensleute haben alle Reize derer von Peru, und ſelbſt noch feinere Lineamente und eine ſchönere Geſichtsfarbe: allein ſie verunſtalten ihre natürliche Schönheit ſelbſt, und ſchminken ſich auf eine unſinnige Art, daß ſie darüber nicht nur ihre delikate Haut, ſondern auch ihre Zähne verderben; daher es etwas ſehr ſeltenes iſt, eine Frauensperſon mit einer guten Reihe Zähne zu ſehen.

§. 2. Die Stadt Conception liegt unter 36° 43′ 15″ ſüdlicher Breite, am SOſtlichen Ufer einer ſchönen Bay, auf einem unebenen ſandigten Boden an einem kleinen Abhange, und wird durch

einen kleinen Fluß durchſtröhmt. Die Verwüſtung, die das ſchreckliche Erdbeben im Jahr 1730 darinn anrichtete, hat gemacht, daß alle Häuſer niedrig gebaut ſind. Dieſer gräuliche Vorfall geſchah den 8 Julii. Um 1 Uhr des Morgens fühlte man die die erſten Stöſſe, und da die Erſchütterung zunahm, ſo trat die See nach ihrer Gewohnheit weit zurück, und kehrte dann mit ſolchem Ungeſtüm und ſo hoch angeſchwollen wieder um, daß ſie die ganze Stadt und das umliegende Land überſchwemmte. Doch fanden viel Einwohner bey dieſem plözlichen Unfall auf den benachbarten Anhöhen einen Zufluchtsort. Auf dieſe Ueberſchwemmung folgten bald noch 3 bis 4 Stöſſe, und um 4 Uhr des Morgens, kurz vor Tages Anbruch, kam die Erſchütterung noch einmal mit der allerfürchterlichſten Gewalt wieder, und zerſtörte die wenigen ſtehen gebliebenen Gebäude vollends.

Die Häuſer haben theils Wände von Leimen, theils ſind ſie von ungebrannten Backſteinen gebaut, aber mit Ziegeln gedeckt. Die Kirchen ſind klein und niedrig, wie die Klöſter der Franciſcaner, Dominicaner, Auguſtiner, und der Väter von der Barmherzigkeit; aber das Jeſuitercollegium iſt gut gebaut. Die bürgerliche Regierung dieſer Stadt iſt in den Händen eines Corregidors, den der König ernennt, und der an der Spize der ordentlichen Alcalden und Regidoren ſteht. Während der Vacanz dieſes Poſten, verſieht der Präſident von Chili, der Gouverneur und Generalcapitain des ganzen Königreichs und Präſident der Audienz St. Jago iſt (von welcher Conception abhängt,) ſein Amt. Sechs Monate im Jahre muß der Präſident in Con-

ception wohnen, um die Kriegsangelegenheiten an der Gränze zu beſorgen, und um dahin zu ſehen, daß die Forts gut erhalten, uud die Truppen wohl diſciplinirt werden. Alle Gerichte und Aemter, die in den Städten von Südamerika üblich ſind, trift man auch in Conception an.

Da alle Einwohner der Städte, Dörfer und des platten Landes in der Gerichtsbarkeit von Conception verſchiedene Corps Landmiliz ausmachen, wovon einige in Sold ſtehen, alle aber bey einem plözlichen Lerm parat ſeyn müſſen: ſo iſt hier, auſſer dem Corregidor, noch ein Lagermeiſter, der in allen Kriegsſachen auſſerhalb der Stadt commandiret.

Die Einwohner beſtehen aus Spaniern und Meſtizen, die man hier an ihrer Farbe nicht leicht unterſcheiden kann; denn beyde ſind ziemlich weiß, und einige haben eine friſche Geſichtsfarbe. Das gute Clima hat, nebſt der Fruchtbarkeit des Landes, viel Creolen und Europäer hieher gezogen, die in ſolcher Freundſchaft mit einander leben, daß ſolches den andern Gegenden dieſer Provinzen, wo Stolz und Eiferſucht öftern Groll erregt, zum Beyſpiel dienen ſollte. Statt eines Mantels tragen die Männer einen Poncho, der wie eine Matraze gemacht, ohngefehr zwey und einen halben bis 3 Yards lang und 2 breit iſt, und in der Mitte eine Oefnung hat, durch die man juſt den Kopf ſtecken kann, das übrige aber hängt an den Seiten herab. Dieſen tragen ſie bey aller Witterung, ſie mögen gehn oder reiten: nur legen ihn die Bauern ab, wenn ſie ſchlafen gehen, und ſonſt ſchürzen ſie ihn ſo auf, daß ſie ſowohl die Arme als den ganzen übrigen Leib zur Arbeit oder zum Vergnügen völlig frey haben. Dies iſt die allgemeine Kleidung der Leute von allem Range, wenn ſie reiten. Ohngeachtet ſie aber ſo ſchlecht und einförmig iſt; ſo dient ſie doch zur Unterſcheidung des

Ranges und der Qualitäit deſſen, der ſie trägt: denn einige werden blos zur Bedeckung, andre aber zum Staat getragen; und der gemeinen Leute ihre koſten blos 4 oder 5 Thaler, andrer ihre hingegen 150 bis 200. Dieſen Unterſchied macht theils die Feinheit des Zeugs, theils verurſachen ihn die Spizen und Stickereyen, womit ſie ausgeziert ſind. Sie werden von doppeltem wollenen Zeuge, das die Indier verfertigen gemacht, und ſind von Farbe gewöhnlich blau.

Die Einwohner ſind vortrefliche Reiter, und beſonders ſind die hieſigen Frauensperſonen berühmt, daß ſie ſo ausnehmend reiten können. Auch im Werfen der Schlingen beym Einfangen der wilden Stiere und anderer Thiere ſind ſie ſo geſchickt wie die Einwohner von Patagonien. Aber noch bey vielen andern Gelegenheiten wird hier dieſe Schlinge gebraucht, beſonders wenn ſie Händel mit einander haben, da ſie ſolche mit erſtaunender Fertigkeit werfen, und ihr zugleich mit der Lanze ausweichen. Dies iſt die einzige Art, wie ſie angreifen: und dann iſt im ofnen Felde das die einzige Rettung, daß man ſich auf den Boden wirft, und Arm und Bein ſo feſt, als möglich daran drückt. Ein andres Mittel iſt, daß man ſich dicht an einen Baum, oder auf der Straſſe an eine Wand lehnet.

So viel von den beyden Hauptſtädten von Chili. Wir gehen zu den übrigen fort, ſo wie ſie von N. nach S. liegen.

§. 3. Copiapo, der erſte Hafen an dieſer Küſte, liegt im 27° ſüdlicher Breite. Der Hafen heißt zwar eigentlich Caldera; aber der erſte Name iſt der gewöhnlichſte, weil beyde nahe bey einander liegen. Wegen ſeiner natürlichen Lage wird er etwas uneigentlich die reichſte Stadt von der Welt

genannt; denn Copiapo ſteht auf einer Goldgrube, die aber, weil noch eine reichere Mine von dieſem Metall 6 Meilen davon entdeckt iſt, von den Einwohnern nicht bearbeitet wird. Die Stadt iſt ſehr unregelmäſſig gebaut, und ihre Einwohner belaufen ſich nur etwa auf 700; in den Bergwerken aber werden nicht weniger als 1000 Arbeiter gebraucht. Hier gehn beſtändig 12 Mühlen, die, eins ins andre gerechnet, täglich 150 Unzen liefern. Auch ſind hier noch andre wichtige Handelsartickel. Salpeter liegt an vielen Orten 2 Fuß tief auf dem Boden, und unter jeder andern Regierung, als der Spaniſchen, würde er einen beträchtlichen Handel herbeyziehen. Der Stadt gegen S. ſind die reichen Bleyminen von Copiapo, die vernachläſſigt werden, aber nach der Meynung verſchiedener einſichtsvoller Schriftſteller, wegen der großen Menge Laſurſteine, die man auf der Oberfläche findet, größern Vortheil ſchaffen könnten als die Goldmine.

§. 4. Coquimbo, oder la Serena liegt im 29° 54′ ſüdlicher Breite, etwa eine Meile von der Küſte des ſtillen Meers. Ihre Lage iſt die angenehmſte von der Welt; denn ſie hat eine weite Ausſicht nach der See, nach einem Fluß, und ins Land hinein, das dem Auge eine ſehr angenehme Mannichfaltigkeit von verſchiedenen Kornfeldern und lebhaft grünen Gehölzen darbietet. Die Stadt iſt ſehr groß, aber nicht verhältnißmäſſig bevölkert; denn die Anzahl der Familien, die aus Spa-

niern, Meſtizen und einigen Indiern beſtehen, beläuft ſich nicht über 4 bis 500. Die Straſſen ſind gerade, gehörig breit, und durchſchneiden einander nach rechten Winkeln, indem einige von N. nach S. andre von O. nach W. laufen, und hier wie zu St. Jago und andern Pläzen von Wichtigkeit in dieſem Theile von Amerika, lauter Quadrate von Gebäuden bilden. Zwar haben die Häuſer nur Leimwände, und ſind mit Blättern bedeckt, aber alle haben große Gärten, die mit amerikaniſchen ſowohl als ſpaniſchen Fruchtbäumen und Gemüſe bepflanzt ſind. Denn das Clima, deſſen Hize nicht zu groß, und deſſen Kälte nicht zu ſtrenge iſt, ſchickt ſich glücklich für beyde, ſo daß das ganze Jahr, ſowohl wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, als des lieblichen Ausſehens des Landes, den Anſchein eines ewigen Frühlings hat. Die Straſſen ſind regelmäſſig und bequem, doch werden ſie nicht ganz durch die Häuſer gebildet; denn ein Theil des Zwiſchenraums zwiſchen den verſchiedenen Quadraten der Gebäude, wird durch Gärten ausgefüllt: aber die meiſten von dieſen haben ein ſo angenehmes Ausſehen, daß ſie den ſchlechten Anblick der Häuſer wieder gut machen. Die nördliche Seite der Stadt beſpült der Fluß, nachdem er das ganze Thal in verſchiedenen Krümmungen durchfloſſen iſt; und durch Canäle, die aus ihm geleitet werden, verſieht er die Stadt mit Waſſer, und erhält dadurch zugleich die Schönheit ihrer Lieblingsgärten.

Auſſer der Pfarrkirche iſt hier ein Auguſtiner, Dominicaner, Franciſcanerkloſter, eins, das den Vätern von der Barmherzigkeit gehört, ein andres vom Orden St. Juan de Dios, und ein Jeſuitercollegium. Die Kirchen dieſer geiſtlichen Brüderſchaften ſind groß und anſtändig. Die Pfarrkirche nimmt einen Theil von der einen Seite des großen Marktes ein; und gegen ihr über ſteht das Rathhaus, wo die Zuſammenkunft der Alcalden und Regidoren iſt, die nebſt dem Corregidor den Magiſtrat ausmachen.

Der ganze Handel von Coquimbo beſteht darinn, daß es jährlich 3 bis 4 mit Wein, Mehl, und andern Lebensmitteln beladene Schiffe nach Lima ſchickt. Dagegen erhält es alle Arten europäiſcher Waaren, die von hier aus nach allen übrigen Städten von Chili verſandt werden.

§. 5. Valparaiſo liegt im 32° 2′ 36″ ſüdlicher Breite, und iſt gegenwärtig ſowohl groß als volkreich; denn es hat den beträchtlichſten Hafen in dieſen Gewäſſern, der ſtets mit Schiffen von Callao und Panama angefüllt iſt. Die Stadt würde daher noch größer ſeyn, wenn ihre Lage nicht ſo unbequem wäre, da ſie am Fuſſe eines Bergs liegt, und ein großer Theil der Häuſer an deſſen Abhang gebaut iſt. Der breitſte und bequemſte Theil iſt der längs der Seeküſte; aber dieſes iſt im Winter herzlich unangenehm, weil er alsdenn den Nordwinden ſo ausgeſezt iſt, daß die Wellen gegen die Wände der Häuſer anſchlagen. Die Häuſer ſind theils aus ungebrannten Ziegelſteinen, theils aus Kalk und Kieſelſteinen, erbaut. Auſſer der Pfarrkirche hat ſie ein Auguſtiner- und Franciſcanerklo-

ſter; es ſind aber wenig Mönche darinn, und ihre Kirchen ſind niedrig und ſchlecht. Die Einwohner ſind Spanier, Mulatten, und Meſtizen. In ihrer Nachbarſchaft liegen viele Dörfer; und die große Anzahl Meyerhöfe geben dem Lande ein luſtiges Ausſehn.

Hier iſt ein Kriegsgouverneur, den der König ernennt, und der das Commando über die Garniſonen in den verſchiedenen Häfen, und über die Miliz in der Stadt und dem was davon abhängig iſt, hat, die er gehörig diſcipliniren ſoll.

Weil Valparaiſo der Stadt St. Jago ſo nahe liegt: ſo hat ſich aller Handel, der ſonſt in St. Jago getrieben wurde, hieher gezogen, und dieſem hat Valparaiſo ſeine Gründung, ſein Wachsthum und ſeinen Flor zu verdanken. Was die Schiffe von Callao hieher bringen, iſt zwar nur geringe; aber von hier nehmen ſie Weizen, getrocknete Fiſche, Corduanleder, Talk und Tauwerk mit. Man hat Exempel, daß ein Schiff dieſe Reiſe in einem Sommer, d. i. zwiſchen dem November und Jun. dreymal gethan hat; und unterdeſſen verſehn ganze Heerden von Maulthieren und Fuhren die Waarenhäuſer mit friſchem Vorraht aus allen Meyerhöfen in der Gerichtsbarkeit von St. Jago. Die Sommerzeit könnte man alſo die Valparaiſermeſſe nennen; bey Annäherung des Winters aber wird der Ort zur Einöde, weil die vielen Handelsleute nach St. Jago gehn, und keiner zurückbleibt, wenn er nicht muß.

Die Früchte, die in der Nachbarſchaft dieſer Stadt wachſen, ſind ihrer Größe und Schönheit wegen zu bewundern; beſonders eine Art Aepfel, Namens Quillota, die die größten in Spanien weit übertreffen, und bey dem ausgeſuchteſten Geſchmack ſo ſaftig ſind, daß ſie auf der Zunge ſchmelzen. Unter den mancherley Sor-

ten von Wildpret giebt es zu ihrer Zeit, die im März anfängt, und durch einige der folgenden Monate dauert, ſolche Ketten von Rebhünern, daß die Mauleſeltreiber ſie mit ihren Prügeln zu Boden ſchlagen, ohne aus der Straſſe zu gehen, und eine Menge davon nach Valparaiſo bringen; aber wenig von dieſen oder andern Vögeln werden nahe bey der Stadt geſehn. Ein gleiches gilt von den Fiſchen, die im Hafen oder längſt der Küſte in ſehr geringer Menge gefangen werden.

§. 6. Baldivia, oder Valdivia, ein berühmter Hafen am Ende einer ſchönen Bay, unterm 39° 6′ ſüdlicher Breite und 80° weſtlicher Länge, hat ſeinen Namen von Valdivia, dem ſpaniſchen General, der das Land eroberte. Jährlich werden anſehnliche Summen auf die Unterhaltung der Feſtungswerke verwandt, die aus vier ſtarken mit 100 ſchönen metallenen Canonen beſezten Caſtelen beſtehn. Doch ſoll es den Canonen ſowohl an hinreichenden Canonirern und Laveten, als ſelbſt an genugſamer Ammunition fehlen; und die Garniſon beſteht hauptſächlich aus Miſſethätern, die aus Spanien dahin tranſportirt ſind. Der Gouverneur iſt zwar immer eine Perſon von Range; da er aber bloß zur Verbeſſerung ſeiner Glücksumſtände hieher geſezt wird, ſo iſt auch zu erwarten, daß er von der Gelegenheit profitiren werde. Die Einwohner ſind vornemlich Spanier, Creolen, und Meſtizen, und belaufen ſich etwa auf 2000. Der Handel dieſer Stadt iſt jezt weniger beträchtlich, als ſonſt, weil die Goldminen in ihrer Nachbarſchaft zugemacht ſind; doch werden noch im-

mer 10 große Schiffe beym Handel zwiſchen dieſem Hafen und Lima gebraucht. Gröſtentheils beſteht er in Getreyde, geſalznen Lebensmitteln, Gold, und Häuten, die gegen Sklaven, Zucker, Chocolade und europäiſche Waaren und Manufacturen umgeſezt werden.

§. 7. Die Inſel Chiloe, das lezte unter den Gouvernements von Chili, erſtreckt ſich von 42° — 44° ſüdlicher Breite, und iſt etwa 150 Meilen lang und 17 breit. Die Küſte iſt Stürmen ſehr unterworfen, beſonders im März, da der Winter anfängt. Hier iſt ein militariſcher Gouverneur, dieſer wohnt zu Chacao, dem vornehmſten Hafen auf der Inſel, der wohl befeſtigt iſt, und eine gute Gegenwehre leiſten kann. Auſſer Chacao, das den Titel einer Stadt führt, iſt hier eine andre viel gröſre Stadt Namens

Calbuco, wo ſich der Corregidor, den der Präſident von Chili ernennt, aufhält; ſie hat auch Regidoren und Alcalden, die jährlich erwählt werden. Hier iſt eine Pfarrkirche, ein Jeſuitercollegium, ein Franciſcanerkloſter, und eins für die Väter der Barmherzigkeit. Die Inſel iſt an allen Lebensmitteln ausnehmend fruchtbar, und wird von Spaniern, Meſtizen, und chriſtlichen Indiern ſtark bewohnt.

Dritter Abſchnitt.

Von den Falkland-Inſeln, den Inſeln des Feuerlandes, und dem Statenland.

§. 1.

Bey Beſchreibung der Inſeln an der Küſte von Südamerika iſt es jezt (1772) nothwendig geworden, von den Falklandinſeln, dem Gegenſtand der gegenwärtigen Streitigkeiten, einige Notiz zu nehmen. Sie liegen der Magellaniſchen Straſſe NOwärts, unter 51° 22′ ſüdl. Breite, und 64° 30′ weſtlicher Länge von London. Von N. nach S. ſind ſie etwa 40 Meilen breit, und 95 Meilen von O. nach W. lang; und eine an einigen Ortrn vier, an andern 5 bis 6 Meilen breite Straſſe trennt ſie von einander. Durch dieſe Straſſe nnd den gröſten Theil der Küſte werden ſehr viel Bayen und Buchten gebildet. Da dieſe Inſeln mit Südengland unter gleichem Grad der Breite liegen, ſo mögen ſie auch beynahe einerley Clima haben. Die Länge der Tage iſt durch das ganze Jahr denen in England gleich; nur ſind die Jahrszeiten, da dies in der ſüdlichen Breite iſt, einander gerade entgegen geſezt, und die Kälte iſt auf den Falklandinſeln im Winter etwas ſtrenger, als in England. Von der See ab ſcheint das Land aus ſanften Hügeln und aus einem guten Boden,

worauf man hin und wieder Holzung ſieht, zu beſtehn. Doch haben wir noch jezt keine Nachricht von ihren Producten und wie es im Innern des Landes ausſieht. Der Vortheil, den ſie für uns haben, beſteht in ihrer glücklichen Lage; denn ſie ſind die auserleſenſten Erfriſchungsörter für Schiffe, die nach der Südſee gehen; und ſo lange wir ſie commandiren, könnte es vielleicht immer in unſrer Macht ſtehn, den Handel der Spanier in Kriegszeiten ganz zu unterbrechen, und auch im Frieden könnten ſie für uns ſehr wichtig ſeyn.

Die Falklandinſeln wurden zuerſt von Sir John Narborough, unter der Regierung König Carls II. entdeckt, und im Jahr 1708 ſegelte Capitain Woodes Rogers längſt ihrer NOlichen Küſte hin. Ihre Wichtigkeit behauptete der ſcharfſinnige Verfaſſer von Anſons Reiſe um die Welt ſehr ſtark; denn er merkte an, daß alle unſre künftige Expeditionen nach der Südſee ſehr leicht vereitelt werden könnten, ſo lang wir, bey unſrer Fahrt dahin, die Colonien der Portugieſen in Braſilien nothwendig berühren, und daher befürchten müßten, unſre Stärke, unſern Zuſtand, und die Abſicht unſrer Ausrüſtung, wenigſtens ſo weit, als die Portugieſen in dieſelben einſehen können, den Spaniern verrathen zu ſehen: daß alſo eine Niederlaſſung auf der Inſel Pepy, oder den Falklandinſeln für uns vom größten Nuzen ſeyn würde. Daher wurde vor kurzem eine Colonie hier angelegt, die uns aber die Spanier abgenommen ha-

ben; doch iſt zu hoffen, daß, wenn das Land fruchtbar gnug, und das Clima der Conſtitution der Engländer angemeſſen befunden wird, und wenn die Vortheile, die man von ihrem Beſize erwartet, nicht ganz eingebildet ſind, wir im Stande ſeyn werden, ſie wieder zu erobern, und troz aller Widerſezung zu erhalten. Aber nach dieſem allen, und da dieſe Inſeln ſo weit auſſer dem gegenwärtigen Laufe unſers Handels liegen, iſt das Urtheil, ob auch dieſe Vortheile deu Koſten, die auf Errichtung der Feſtungswerke dort anzuwenden ſind, das Gleichgewicht halten werden, blos der Weisheit der Regierung zu überlaſſen.

§. 2. Die der Magellaniſchen Straſſe gegen S. liegenden Inſeln ſind gewöhnlich unter dem Namen Feuerland oder Terra del Fuego bekannt, die die erſten Entdecker darauf wahrnahmen, und die von einem Vulkan auf der größten Inſel herrührten, deſſen Flamme zwar bey Tage nicht, bey Nacht aber ſehr weit geſehen werden kann, und der zuweilen eine Menge Steine und Aſche auswirft. Dieſe Inſeln, wovon die bey weitem größte eigentlich Terra del Fuego heißt, erſtrecken ſich längs der Magellaniſchen Meerenge auf 400 Meilen von O. nach W. und wurden ſo lange für einen Theil des feſten Landes gehalten, bis Magellan die Straſſe, die ſie davon trennt, entdeckte, und durch ſelbige fuhr. Damals hielt man ſie aber noch immer für eine zuſammenhängende Inſel, bis nachher verſchiedene Seefah-

rer

rer fanden, daß ſie durch etliche ſchmale Canäle von einander getrennt wären.

Terra del Fuego iſt meiſt ſehr rauh und voller Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt ſind; doch ſoll ſie auch fruchtbare Thäler, Ebenen und Wieſengründe haben, die durch viel ſchöne Quellen, die von den Bergen flieſſen, gewäſſert werden. Zwiſchen den vielen Inſeln ſind geräumige Bayen und Rheden, worinn große Flotten ſicher vor Anker liegen können. Das Land ſoll an Holz und Steinen einen Ueberfluß haben, und von einem Volke bewohnt werden, das ſo weiß wie Europäer ſeyn, das der heftigen Kälte ohngeachtet nackt gehn, und den Leib mit Farben bemahlen ſoll.

Die Spanier, die die Magellaniſche Straſſe am beſten kennen, ſagen, daß ſie vom Jungfern Cap, an der öſtlichen Einfahrt, bis ans Cap Deſire am andern Ende, über 100 Seemeilen lang ſey. Die Breite iſt ſehr verſchieden, indem ſie an einigen Orten nur eine Seemeile, an andern zwey und mehrere, weit iſt. Sie enthält viel ſichre Häfen, die mit einer engen Einfahrt ins feſte Land hinein gehen, und Bayen giebt es hier, deren Ende unabſehlich iſt, und die von hohen Bergen an allen Seiten umgeben und beſchützt werden; ſo daß Schiffe bey jeder Witterung auch den ſchwächſten Anker ſicher fallen laſſen können.

§. 3. An der öſtlichen Seite der Inſeln, die dieſe Meerenge bilden, liegt Staaten-Land, etwa

unter 55°. ſüdlicher Breite, und zwiſchen dieſem und dem Feuerlande geht die Straſſe le Maire durch, die etwa 7 bis 8 Seemeilen lang iſt.

„Ich muß bemerken, ſagt der Verfaſſer von Lord Anſons Reiſe, daß, wenn das Feuerland ſchon ein auſſerordentlich dürres Ausſehen hat, dieſe Inſel Staatenland, doch ſie in der Wildniß und dem Schrecken ihres Anblicks weit übertreffe; denn ſie ſcheint ganz aus unzugänglichen Felſen ohne die geringſte Miſchung mit Garten oder andrer Erde, zuſammen geſezt zu ſeyn. Dieſe Felſen endigen ſich in überaus viel rauhe Spizen, die zu einer ungeheuren Höhe empor ſteigen, und alle mit ewigem Schnee bedeckt ſind. Die Spizen ſelbſt ſind an jeder Seite mit fürchterlichen Abgründen umgeben, über die ſie oft auf die erſtaunendſte Art herabhängen; und die Berge, die ſie tragen, ſind überhaupt durch ſchmale Klüſte von einander abgeſondert, die dem Lande das Anſehen geben, als ob es oft durch Erdbeben zerriſſen wäre. Denn dieſe Spaltungen ſind beynahe ſenkrecht, und gehn durch die Subſtanz des feſten Felſen ganz bis zu deſſen Boden hinab, ſo daß ſich nichts wilders und ſcheußlicheres denken läßt, als der ganze Anblick der Küſte." Die Fahrt ins ſtille Meer oder in die Südſee geſchieht jezt gewöhnlich ſo, daß man durch die Straſſe le Maire bey dieſen unwirthbaren Inſeln vorbey fährt, und dann das Cap Horn, das ſüdlichſte Vorgebirge vom Feuerlande, doublirt.

Auſſer den eben erwähnten Inſeln giebt es noch viele andre, die aber von geringer Erheblich- und von keiner europäiſchen Nation beſezt ſind. Wir verlaſſen alſo dieſes unwirthbare Clima, und wenden uns zur kleinen aber hübſchen Inſel Juan Fernandes.

Vierter Abſchnitt.

Von der Inſel Juan Fernandes.

Ihre Lage, Größe, Boden und Producte. Geſtalt des Landes, Nuht der Ziegen, und beſondere Beſchreibung des Seelöwen. Von der kleinern Inſel Juan Fernandes oder Maſa Fuero. Schluß-Anmerkungen über Amerika überhaupt.

§. 1.

Die angenehme Inſel Juan Fernandes ſoll ihren Namen von einem Spanier haben, der ſie einmal geſchenkt bekam, und ſich einige Zeit hier aufhielt, um ſie anzubauen, nachher aber ſich anders beſann. Sie liegt unter 33° 40′ ſüdlicher Breite, ohngefehr 110 Seemeilen gegen W. vom feſten Lande von Chili. Ihre Geſtalt iſt unregelmäſſig; die größte Länge beträgt nicht über 15, und die größte Breite etwas weniger als 6 Meilen. Der einzige ſichre Ankerplaz iſt an der Nord-ſeite, wo 3 Bayen ſind; aber die mittelſte, die

die Engländer unterm Namen der Cumberlands-Bay kennen, iſt die weitſte, tiefſte, und in allem Betracht die beſte. Der nördliche Theil der Inſel beſteht aus hohen, rauhen, zum Theil unzugänglichen Bergen, die aber doch alle mit Bäumen bedeckt ſind. In dieſem Theile iſt der Boden ſo locker und ſeichte, daß ſehr große Bäume an den Bergen bald aus Mangel der Wurzel verdorren, und dann leicht umgeriſſen werden. Auf einigen dieſer Berge findet man eine beſondere Art rother Erde, die röther wie Mennig iſt, und bey genauerer Unterſuchung vielleicht zu manchem Zweck nüzlich ſeyn möchte. Die Bäume in den Wäldern an der nördlichen Seite der Inſel ſind meiſt aromatiſch und von mannichfaltiger Art. Doch ſind keine ſo groß, daß ſie anſehnliches Bauholz liefern könnten, nur die Mirtenbäume, die die dickſten auf der Inſel ſind, ausgenommen; aber ſelbſt dieſe reichen nur zu einer Länge von 40 Fuß zu. Der Gipfel des Mirtenbaums iſt zirkelrund, und fällt ſo gleichförmig und regelmäſſig in die Augen, als ob er durch Kunſt beſchnitten wäre; an ſeiner Rinde ſizt ein mooſigter Auswuchs, der an Geſchmack und Geruch dem Knoblauch gleicht. Es wächst auch hier der Pimento- und Kohlbaum. Unter ſehr vielen andern Pflanzen giebt es hier faſt alle die, welche man gewöhnlich zur Heilung der ſcorbutiſchen Uebel, die man ſich durch lange Reiſen und viele Salzſpeiſen zugezogen hat, beſonders geſchickt hält; vornehmlich eine Menge Waſſer-

kreſſe und Portulac, vortreflichen Sauerampfer, und gewaltig viel Steckrüben (turnips,) und ſiciliſche Rettige. Vieles Land iſt auch mit Haber und Klee bedeckt.

Die Geſtalt des Landes, wenigſtens in Abſicht auf den nördlichen Theil der Inſel, iſt ganz beſonders: die Waldung, womit die meiſten der ſteilſten Berge überzogen ſind, iſt frey von Buſchwerk und aufliegendem Holze, ſo daß man überall leicht durchkommen kann. Das unregelmäſſige der Berge und jähen Abſchüſſe bildet durch ihre verſchiedene Combinationen eine große Menge romantiſcher Thäler; und faſt jedes durchſtröhmt ein Fluß des hellſten Waſſers, der in Caſcaden von Fels auf Fels fällt; ſo wie der Boden des Thals, durch den Lauf der benachbarten Hügel, in einen plözlichen ſteilen Abhang zerbrochen iſt. In dieſen Thälern ſind einige beſondre Pläze, wo der Schatten und liebliche Duft der benachbarten Wälder, die Höhe der überhängenden Felſen, und die Durchſichtigkeit und öftern Fälle der benachbahrten Ströhme, Scenen von ſolcher Pracht und Würde darbieten, daß ihnen nicht leicht ein andrer Theil der Erdkugel gleich kommen wird. Denn hier kann man ſagen, daß die ungekünſtelten Wirkungen der ſich ſelbſt gelaſſenen Natur alle erdichtete Beſchreibungen der feyerlichſten Einbildungskraft übertreffen.

Die Gegend, wo Commodore Anſon ſein Zelt aufſchlug, beſchreibt ſein Caplan in ſeiner Reiſe

mit folgenden Worten. „Der Ort, den wir wählten, war ein kleiner lediger Plaz (lawn) an einer geringen Anhöhe, etwa eine halbe Meile von der See. An der Fronte ſeines Zelts war ein groſſer Zugang durch die Holzung nach der Seeſeite zu gehauen, der ſich mit einem allmähligen Abhange nach dem Waſſer neigte, und eine Ausſicht nach der Bay und den vor Anker liegenden Schiffen öfnete. Von hinten wurde der Plaz durch einen hohen Mirtenwald bedeckt, der ſich in Geſtalt eines Theaters um ihn herumzog; denn der Abhang, woran das Holz ſtand, erhob ſich viel ſteiler, als der Plaz ſelbſt, doch ſo, daß die weiter im Lande liegenden Berge und jähen Anhöhen ſich noch ziemlich hoch über die Gipfel der Bäume empor hoben, welches die Größe des Anblicks vermehrte. Zwey Cryſtallwaſſer-Ströhme, die dem Zelte zur Rechten und Linken in einer Entfernung von 100 Yards floſſen, und von den Bäumen, die den Plaz an jeder Seite begränzten, beſchattet wurden, machten die Symmetrie des Ganzen vollkommen."

§. 2. Was die hier vorräthigen Thiere und Lebensmittel betrift, ſo hat man dieſe Inſel ſo vorgeſtellt, als ob auf ihr ganze Heerden Ziegen herum liefen; und dieß litt ſonſt keinen Zweifel, weil die Buckanier und Freybeuter gewöhnlich hier anländeten, als ſie vormals dieſe Seen beſuchten. Man weiß zwey Beyſpiele von Leuten, die von ihren Schiffen hier zurück gelaſſen worden: der

eine war ein Muskito=Indier, und der andere ein Schotte, Namens Alexander Selkirk. Beyde lebten einige Jahre allein auf dieſer Inſel, und kannten daher ihre Producte wohl. Selkirk, der der lezte war, und von dem Daniel de Fon Gelegenheit nahm, ſeinen Robinſon Cruſoe zu ſchreiben, blieb vier bis fünf Jahre hier, und fieng indeß oft mehr Ziegen, als er nöthig hatte; daher er ſie zuweilen an den Ohren bezeichnete, und wieder laufen ließ. Dies war etwa 32 Jahr vor des Commodore Anſons Ankunft auf dieſer Inſel; und ſonderbar iſts, daß die erſte Ziege, die ſeine Leute bey ihrer Landung tödteten, aufgeſchlizte Ohren hatte, woraus ſie ſchloſſen, daß ſie vordem gewiß in der Gewalt des Selkirk geweſen ſeyn müſſe. Dies war ein Thier von einem ſehr ehrwürdigen Anſehen mit einem gewaltig majeſtätiſchen Bart, und vielen andern Zeichen des Alterthums. Während ihres Aufenthalts auf der Inſel trafen ſie noch mehr eben ſo gezeichnet an; die vom männlichen Geſchlechte zeichneten ſich durch ihren ſehr großen Bart aus, und hatten alle andere Kennzeichen eines hohen Alters.

Aber jezt hat ſich die Zahl der Ziegen ſehr verringert. Denn wie die Spanier hörten, was den Buckaniern und Freybeutern das Ziegenfleiſch, womit ſie ſich hier verſahen, für Vortheile ſchafte; ſo bemühten ſie ſich, die Zucht auszurotten, um ihren Feinden dieſe Hülfe abzuſchneiden. Sie ſezten zu dem Ende eine Menge großer Hunde hier

aus, die ſich ſo geſchwind vermehrten, daß ſie alle Ziegen in den zugänglichen Theilen des Landes vertilgten; daher ſich jezt nur noch wenige zwiſchen den Klippen und jähen Anhöhen, wohin die Hunde ihnen nicht folgen können, aufhalten. Dieſe ſind in beſondre Heerden, jede von 20 bis 30 Stück getheilt, die ihre eignen Bezirke bewohnen, und ſich nie mit einander begatten. Der Verfaſſer von Anſons Reiſe erzählt einen wichtigen Streit, der hier zwiſchen einer Heerde dieſer Thiere und einem Trupp Hunde vorfiel. Als ein Theil vom Schiffsvolke in ihrem Boote in die öſtliche Bay gieng, ſahen ſie einige Hunde ſehr begierig rennen; wie ſie nun gerne ſehen wollten, hinter was für Wildpret ſie her wären, ſo hielten ſie ſtille, und ſahen ſie endlich ihren Weg nach einem Hügel nehmen, auf deſſen Spize ſie bey weiterm Umſehen eine Heerde Ziegen wahrnahmen, die ſich in Schlachtordnung geſtellt zu haben ſchien, um ſolche zu empfangen. Es war daſelbſt ein ſehr enger Pfad, den auf beyden Seiten Abgründe begränzten, und hier poſtirte ſich der Chef der Heerde: hinter ihm, wo der Boden etwas geräumiger war, ſtanden die übrigen Ziegen. Da man nach dieſem Fleck auf keinem andern Pfad, als den dieſer Held occupirt hatte, kommen konnte; ſo rennten zwar die Hunde ſehr ſchnell den Berg hinauf, als ſie aber ihm auf 20 Yards nahe kamen, wagten ſie es nicht, ihn anzugreifen, indem er ſie ſonſt unſtreitig in den Abgrund herab getrieben haben

würde; und daher gaben ſie die Jagd unter einem großen Geheul, ohne daß es zum Treffen kam, auf. Weil jezt ſelten Ziegen in ihre Gewalt gerathen, ſo glaubt man, daß ſie ſich vornehmlich von Seehunden nähren. Denn auf dieſer Inſel giebt es eine Menge dieſer Amphiblen, deren Fleiſch die Seeleute gewöhnlich gern eſſen, und es mit dem Lammfleiſche vergleichen.

§. 3. Hier iſt noch ein andres Thier von Amphibien-Art, nemlich der Seelöwe, der einige Aehnlichkeit mit dem Seehunde hat, aber viel größer iſt, und deſſen Fleiſch dem Rindfleiſche gleicht. Ein ausgewachſener Seelöwe iſt 12 bis 20 Fuß lang, und hat 8 bis 15 im Umfange; dabey iſt er ſo auſſerordentlich fett, daß, wenn ſeine etwa 1 Zoll dicke Haut durchſchnitten iſt, erſt noch das Fett wenigſtens 1 Fuß dick angetroffen wird, ehe man ans Fleiſch oder an die Knochen kömmt. Auch ſind ſie voll Blut; denn wenn ſie an 12 Orten tief verwundet ſind, ſo entſtehn ſogleich eben ſo viel Fontainen von Blut, die ziemlich weit ſprizen. Ihre Haut iſt mit kurzem Haar von hellbrauner Farbe bedeckt; aber ihr Schwanz und ihre Finnen, die ihnen auf dem Lande ſtatt der Füſſe dienen, ſind faſt ganz ſchwarz. Dieſe leztern ſind am Ende wie Finger von einander geſondert, indem die Haut, die ſie verbindet, nicht bis an die Spizen reicht; und an jedem dieſer Finger ſizt ein Nagel. Der Kopf iſt gegen den übrigen Körper klein, und endigt ſich in eine Schnauze. In jeder Kinnlade

ſizt eine Reihe großer ſpiziger Zähne, wovon zwey Drittel mit Zahnfleiſch umgeben ſind, die übrigen aber, die die härteſten und feſteſten ſind, blos ſizen. Sie haben einen Bart, wie die Kazen, kleine Augen und Ohren, und die ebenfalls ſehr kleinen Naſenlöcher ſind die einzigen Theile, die kein Haar haben. Sie haben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem überwachſenen Seehund, ob man gleich in einigen beſondern Dingen einen offenbaren Unterſchied zwiſchen beyden antrift, beſonders bey dem Männchen. Dieſe haben eine große Schnauze oder Rüſſel: der 5 Fuß und 6 Zoll unter dem Ende der obern Kinnlade herab hängt, und den die Weibchen nicht haben; daher dies leztere dadurch von dem Männchen, das ohnedem viel größer iſt, leicht unterſchieden wird.

Dieſe Thiere theilen ihre Zeit zwiſchen dem Lande und der See gleich, indem ſie den Sommer im Waſſer zubringen, und beym Einbruch des Winters ans Ufer kommen, wo ſie den Winter über verweilen. In dieſer Zeit begatten ſie ſich, bringen ihre Jungen, deren ſie gewöhnlich zwey auf einmal haben, und die ſind anfangs gleich ſo groß, als ein erwachſener Seehund, zur Welt, und ſäugen ſie mit ihrer Milch. So lange die Seelöwen am Lande ſind, nähren ſie ſich von dem Graſe und Kräutern, die nahe am Ufer der friſchen Waſſerſtröhme wachſen; und wenn ſie nicht freſſen, ſo ſchlafen ſie Schaarweiſe in den ſchlammigſten Gegenden, die ſie antreffen können. Da ſie

von einem ſehr ſchlaffſüchtigen Naturell zu ſeyn ſcheinen, und nicht leicht erwachen; ſo ſtellt jeder Haufen etliche von den Männchen in einiger Entfernung zu Schildwachten aus, die Lerm machen, ſobald ſie jemand beunruhigen, oder auch ſich ihnen nur nähern will, und dies thun ſie durch ein lautes Geräuſch, da ſie bald als Hunde knurren, bald wie recht muthige Pferde ſchnauben. Die Männchen fechten oft wühtend mit einander, wobey ſie ſich mit den Zähnen faſſen, und einander mit Blut bedecken. Der zulezt angezogene Schriftſteller erwähnt eines Seelöwen, den die Leute den Baſcha nannten, und der gemeiniglich von einem Serail von Weibchen umgeben war, dem kein andres Männchen ſich zu nähern wagte. Dieſen beneidenswerthen Vorzug hatte er nicht ohne viele blutige Widerſprüche erlangt, wovon er noch immer die Zeichen an allen Theilen ſeines Körpers in vielen Narben trug.

Vögel giebt es hier nur wenige, und dies ſind vornemlich Habichte, Amſeln, Eulen, und Brummvögel. Aber von allerley Fiſchen iſt die ganze Bay voll, beſonders von Stockfiſchen von ungeheurer Größe, die hier eben ſo häufig ſind, wie auf den Bänken von Newfoundland; ingleichen Cavallies, Gropers, große Barſen, Silberfiſche, Jungfern, und Meeraale von einer eignen Gattung. Aber den Vorzug vor allen hat ein ſchwarzer ſehr hoch geſchäzter Fiſch, den einige den Schorn-

ſteinfeger nennen, und der an Geſtalt einem Karpfen gleicht; und dann die vortreflichen Hummer, die gewöhnlich 8 bis 10 Pfund wiegen, und köſtlich ſchmecken. Hier giebt es auch viel Hundsfiſche und große Haye.

§. 4. Die Spanier begreifen gemeiniglich 2 Inſeln unterm Namen Juan Fernandes, und unterſcheiden ſie durch den Zuſaz: die größere und die kleinere. Die größere iſt die eben beſchriebene Inſel; und die kleinere, die noch weiter vom feſten Lande abliegt, nennen ſie auch Maſa Fuero: dieſe liegt etwa 22 Seemeilen W. gegen S. von der größern Juan Fernandes ab. Sie iſt mit Bäumen bedeckt, und hat einige ſchöne Waſſerfälle, die ſich an ihren Seiten herab in die See ſtürzen. Dieſe Inſel hat jezt etwas vor Juan Fernandes voraus; hier ſind nemlich eine Menge Ziegen, die gar nicht ſcheu ſind, und hier in aller Ruhe leben. Denn die Spanier haben dieſe Inſel nicht für ſo wichtig angeſehen, daß ihre Feinde ſolche beſuchen würden; daher ſie ſich auch nicht die Mühe gegeben haben, die Lebensmittel darauf zu verderben. Auch eine Menge Seelöwen und Seehunde giebt es hier.

* * * *

Hier ſchlieſſen wir unſere Beſchreibung von Amerika. In den Theilen, die Großbritannien, Frankreich und den vereinigten Provinzen gehören, ſahen wir reiche Colonien, die an allen Nothwen-

digkeiten und ſelbſt an den Ueppigkeiten des menſchlichen Lebens einen Ueberfluß haben; die Quelle eines gewaltigen Handels, der Europa mit ihrem Ueberfluß und ſchäzbaren Producten verſieht, und nicht allein eine ungeheure Menge Schiffe erfodert, wodurch er die Schiffahrt befördert, und viel tauſend Händen Arbeit giebt, ſondern auch in dem Mutterlande eine unermeßliche Handlung wirkt, weil er eine unzählige Menge Volks mit verſchiedenen Manufacturen beſchäftigt, um Amerika mit den Gütern Europens zu verſorgen. Da ſie auf die Art dem Handel Leben und der Induſtrie Zunder mittheilen; ſo bewirken ſie einen Umlauf, der ſowohl für das Mutterland, als für die Colonien, unendliche Vortheile hat: und da beyder Intereſſe wechſelſeitig iſt, ſo ſollte dies den Knoten der Vereinigung, den man bey ſolcher Entfernung zwiſchen ihnen wahrnimmt, feſte zuziehn.

Auf der andern Seite haben Portugall und Spanien, beſonders das leztre, mit Ländern, die erſtaunlich reich und groß ſind, und die dieſe Nationen auſſerordentlich mächtig machen könnten, dieſen Zweck bey weitem nicht erreicht. Was Spanien betrift; ſo war für daſſelbe, ſoviel auch für das Gegentheil angeführt werden mag, die Entdekung von Amerika daß gröſte Unglück, das ihm begegnen konnte. Aus Spanien hat dieſer Welttheil die nüzlichſten Einwohner weggezogen, und fährt noch immer darinn fort; da unterdeſſen

das widerſinnige Betragen des ſpaniſchen Hofs, da er Leute von andern Nationen abhält, ſich in ſeinen amerikaniſchen Herrſchaften frey niederzulaſſen, und da er in jeder großen und kleinen Stadt eine Menge Mönchs- und Nonnenklöſter duldet, die Vermehrung ſeiner Herrſchaft hindert, und die Länder des ſpaniſchen Amerika ganz dünn bevölkert macht. Das brittiſche Amerika hat die Manufacturen Großbritanniens blühend gemacht; das ſpaniſche Amerika hat mit allem ſeinen Gold und Silber die Spanier zu ſtolz, ſich ſelbſt auf Manufacturen zu legen, und folglich arm gemacht.

Anhang
von
Süd-Indien
oder dem
fünften Welttheile.

Erſtes Kapitel.

Von den neuen Entdeckungen im ſtillen Meere überhaupt.

Erſter Abſchnitt.

Nordamerika, das ſich, wie die Ruſſen entdeckten, Weſtwärts, faſt bis zu der Küſte der Tartarey erſtreckt. Allgemeine Betrachtungen über einen aneinderhängenden Welttheil in Süden.

Wir ſind nun in die Südſee oder das ſtille Merr gekommen. Es füllt einen ungeheuren Raum, iſt mehr als 10000 Meilen breit, und beſpült zugleich die Küſte von Peru und Chili,

und die vön Japán, Sina, und der Tartarey. Es heißt ſo, weil man es von Stürmen frey ſich dachte; aber mit Unrecht: denn hier ſind ſie in manchen Jahrszeiten vielleicht weit heftiger, als in jedem andern Meer. Südſee wird es genannt, weil die Spanier, die es entdeckten, als ſie die Landenge, welche Nord- und Südamerika theilet, paſſirten, von N. nach S. giengen.

Ob man ſich gleich bey der erſten Entdeckung vorſtellte, als wenn dieſe See von Nord- zum Südpol ſich erſtreckte; ſo hat man doch gefunden, daß, auſſer unzähligen Inſeln, noch zwey feſte Länder ſie, ſo zu ſagen, umgeben, deren Daſeyn ſo gar lange unbekannt war. Das gegen N. hält man für Amerika, das Weſtwärts faſt bis an Kamkſchatka reicht. Durch die Entdeckungen der Ruſſen wurde vom 52° bis 60° N. Breite längs dieſem Lande hingeſchifft; und es hat von SW. nach NO. ohngefehr 37°. in die Länge. Aber, ob dieß feſte Land mit der Weſtſeite von Nordamerika zuſammenhängt, oder durch einen Canal hiervon geſchieden iſt, oder ob es, ein Canal, der bis in die Hudſons-Bay geht, durchkreuzet, iſt noch unentſchieden.

Dieſer Theil von Amerika hat ein weit beſſeres Clima, als die NO. Küſte von Aſien, ohnerachtet ſie dem Meer eben ſo nah, und überall voll hoher Berge iſt, die ewig mit Schnee bedeckt ſind. Denn jene Berge im NO. von Aſien ſind nichts als nackte Stücke Felſen, ohne koſtbare Metalle;

wo

wo kaum hier und da ein Baum, oder ein Gras iſt, ausgenommen in den Thälern, wo einige kleine Sträuche und ſtarre Pflanzen wachſen. Die amerikaniſchen Berge hingegen, in der Nachbarſchaft von Sibirien ſind grün, und ihre Oberfläche iſt von unten bis an ihren Gipfel mit dichtem ſchönem Holz beſchattet. In dieſem neuentdeckten Theile von Amerika fand man eine Art von Himbeeren von auſſerordentlicher Größe und ſehr gutem Geſchmack; auſſerdem Geißblatt (Honey-ſuckle, periclymenum,) Kranichbeeren (Cranberries geranium) Brombeeren, und Heidelbeeren in großer Menge; aber da man nur die Küſten befuhr, ſo weiß man nicht, was für Früchte im Innern des Landes ſind. Unter den Vögeln fand man, auſſer den Schwänen, größern und kleinern Waſſerhühnern (quails and plovers) Grönländiſchen Tauben, Kranichen, Kibizen (Seagulls) und Elſtern, 10 Arten, die man in Europa nicht kennt. Fiſche kommen früher in die Flüſſe Amerika's, als in Kamtſchatka, und ihre Menge iſt ſehr groß.

Die Einwohner die die Ruſſen wahrnahmen, waren plump, breitſchultricht, mittler Statur, und mit ſchwarzem ſtrack herabhängenden Haar; ihre Geſichter waren platt und ſchwärzlicht; ſie hatten ſchwarze Augen, und dicke Lefzen. Sie trugen Hemder, die bis unter das Knie herabhiengen; ſie waren um den Leib mit ledernen Riemen begürtet, und hatten weite Hoſen von Seehundshäuten, kurz, ſie gleichen ſehr den Kamtſcha-

balen. Sie haben Bogen und Pfeile, Boote 12 Fuß lang, und zwey breit, vorn und hinten ſpiz, die aus einer Zuſammenſezung von Holz und röthlicht gefärbten Häuten, wahrſcheinlich von Seehunden beſtehen. Aehnliche beſchrieben wir oben bey Hudſons-Bay: auch die Grönländiſchen Boote ſind ſo. Der Siz darauf iſt rund, zwey Yards vom Steuerruder, rings um her mit ſtarken Darmſaiten befeſtigt, die durch lederne Riemen um den Rand her, zuſammengezogen, und wieder, wie ein Beutel, geöfnet werden können. Wenn der Amerikaner darauf ſizt, ſtreckt er ſeine Füſſe aus, und zieht das Fell ſtark um ſeinen Leib herum. Dieſe Boote ſind ſo leicht, daß ſie von einer einzigen Perſon leicht regiert werden können, und halten gleichwohl das allerſtürmiſchte Wetter aus. Fremde nehmen ſie ſehr freundlich auf, ſprechen freundſchaftlich mit ihnen, wobey ſie ſie ohne Unterlaß anſehen, begegnen ihnen mit ſehr vieler Höflichkeit, und machen ihnen Geſchenke von Thran.

Es iſt daher nicht unwahrſcheinlich, daß die nördlichen Theile von Amerika urſprünglich von Sibirien aus bevölkert worden ſind; denn wenn man gleich annimmt, daß Amerika und Aſien nie zuſammen gehangen; ſo liegen doch dieſe zween Theile der Erdkugel ſo nahe an einander, daß man es wenigſtens nicht für unmöglich ausgeben kann, daß Aſiater nach Amerika herüber gegangen, beſonders, da die vielen Inſeln dazwiſchen den Uebergang erleichtern konnten. Der Leſer

wird bald hinlängliche Gründe finden, daß ein ſüdliches Land das von den Würzinſeln gegen das feſte Land von Südamerika einen ſchiefen Winkel macht, wahrſcheinlich wohl Mexico, Peru, und Chili, bevölkert hat.

Der ſcharfſinnige Verfaſſer der verbeſſerten Ausgabe der Harriſiſchen Sammlung von Reiſen, hat bemerkt, daß Anton von Demans-Land, Neuholland, und Carpentaria, ein feſtes Land ausmachen, wovon Neuſeeland durch eine Straſſe geſchieden, und ein Theil eines andern Landes, das mit Afrika zuſammen hieng, zu ſeyn ſcheinet; ſo wie dieß, von dem wir nun ſprechen, ganz deutlich zu Amerika gehört. Dieß feſte Land reicht von dem Aequator bis zum 44° ſüdlicher Breite, und 66° von O. nach W. daher muß der längſte Tag in den nördlichſten Gegenden 12 Stunden ſeyn, und in den ſüdlichſten ohngefehr 15 oder etwas mehr. Es erſtreckt ſich demnach vom erſten bis zum ſiebenden Clima, und muß die glücklichſte Lage haben. Und da die beſten und reichſten Gegenden in der bekannten Welt alle in der nemlichen Breite liegen; hat man die höchſte Urſach zu denken, daß die Natur mit ihren Producten auch hier die vortreflichſte iſt? Dieß iſt mehr als eine bloße Muthmaſſung. Die erſten Entdeker behaupteten, daß einige Theile Ueberfluß an Gold, Silber, Perlen, Muſcatnüſſe und Blüthe, Ingwer und Zuckerröhren, von ausſerordentlicher Größe haben.

Wir müſſen nicht vergeſſen, daß nahe an dem feſten Land, unzählig viele Inſeln ſind, und daß andere ziemlich weit davon ab zerſtreut, und einige derſelben gerade zwiſchen dem entdeckten Theil und Amerika liegen.

Wir wollen die Theile dieſes Landes einzeln betrachten. Neuholland, ein ſehr großes Land, hängt, wie Dampier verſichert, weder mit Aſia oder Afrika, noch mit Amerika zuſammen; und doch geht es vom 10° bis zum 31° ſüdlicher Breite, (über 12000 Meilen;) und wie viel weiter es gegen S. ſich erſtreckt, weiß man noch nicht. Die Holländer ſind wegen der Nähe ihrer Gewürz-Inſeln, beſſer als ſonſt irgend eine Nation mit dieſen Gegenden bekannt: aber ſie haben mit großer Sorgfalt ihre Entdeckungen geheim gehalten; doch haben ſie einigen Theilen des Landes Namen gegeben. Indeſſen ſind auch viele andere Europäer nach Neuholland gekommen, beſonders Dampier. Dieſer ſagt, daß der Theil, welchen er geſehen hat, aus niedrigem ebenem Land beſtehe, mit Sandbänken an der See. In einem Theil ſind die meiſten Bäume Drachenbäume, (Dragontrees) welche ziemlich groß ſind; und aus deren Knoſpen oder Rizen das Gummi fleußt, das man Drachenblut nennt. In einem andern Theil waren mancherley andere Arten von Bäumen; keiner aber über 10 Fuß hoch; der Stamm hatte etwa drey Fuß im Umfang, und 5 bis 6 Fuß, bis die Zweige anfangen. Einige hatten den angenehm-

ſten Geruch, und waren roth unter der Rinde; die meiſten trugen Blüthen oder Beeren, jene von verſchiedenen Farben, roth, weiß, gelb, gemeiniglich blau; und die blauen hatten meiſt den ſtärkſten Wohlgeruch. Auch wuchſen verſchiedene Arten Blumen auf dem Boden; einige waren überaus ſchön, und manche hatte er vormals nie geſehen. Die Landthiere, die er ſah, waren nur eine Art Racoons, die aber von den Weſtindiſchen verſchieden waren. Ferner eine Art Guanas die ausserordentlich garſtig waren. Von Landvögeln ſah er keine von der großen Art, als Adler, und 5 oder 6 Arten kleine Vögel, die ſehr ſchön ſangen. Die Waſſervögel waren Enten, Curlieus (Numenius ſive Arquata Major,) Krebsfänger, (Crabcatcher,) Pelicane, und andere, die unſer Verfaſſer noch nie geſhen hatte. Die Einwohner ſind, nach Dampier, lang, nicht dick, mit dünnen langen Gliedmaaſſen, großen Köpfen, runden Stirnen, platten Naſen, ganz vollen Lippen, und weitem Mund: ihr Haar iſt ſchwarz, kurz, und krauß, wie das Negernhaar, auch die Farbe ihrer Haut iſt ſehr ſchwarz. Sie hatten keine Art von Kleidung, ſondern nur Baumrinde wie einen Gürtel um ihren Leib gebunden, und einen Bündel von langem Gras oder einen Baumzweig voller Blätter unter dem Gürtel befeſtiget, um die Blöße zu bedecken. Aber die Völker, die weiter ins Land hinein liegen, werden ganz anders beſchrieben.

Van Demens-Land, iſt ein ſehr groſses Land. Abel Janſen Taſman hat es entdeckt. Wir wiſſen ſonſt nichts merkwürdiges davon, als daß die Lände der Küſte, unter 25° S. Breite, und 133° Oſtwärts von London ſtand. Er ſteuerte OSO. längs der Küſte bis zu der Höhe von 44° S. Breite, wo das Land Oſtwärts und hernach NO. zum N. ſich einbiegt. Im 43° 10′ S. Breite, und in der Länge vom 137° 50′ Oſtwärts von London, gieng er in einer Bay vor Anker, der er den Namen Friedrich Heinrich gab. Die Bäume hier, wie er wahrnahm, wuchſen nicht ſehr dicht, und waren auch nicht mit Sträuchen oder kleinem Holzwerk beſchwert. Von dieſen Bäumen nahm er einiges Gummi und Harz zu ſich.

Auſtralia delle Spiritu Santa, liegt ohngefer im 15° S. Breite; und, wie Peter Fernandez de Quiros, der es entdeckt hat, ſagt, erſtreckt es ſich vom 150° der Länge Oſtwärts von London, bis zum 150° W. Breite von dem nemlichen Meridian, und iſt folglich zuſammen 80° oder bey 4600 Meilen groß. Indeſſen dieſe Größe giebt er nur muthmaaßlich an; denn er hat nicht ſelbſt dieſe ganze Küſte, von der er ſpricht, entdeckt. In einigen Schriften die er dem Könige von Spanien überreichte, beſchreibt er die Pflanzen, Bäume, Vögel und Fiſche genauer, und ſagt, daß es verſchiedene Arten von Specereyen und ausnehmend gute Zuckerröhre, nebſt einer groſsen Menge von Gold und Silber hervorbringe. Er beſchreibt verſchiedene

bequeme Häfen, und erhebt die Geſundheit der Luft, die ſo vortreflich ſeyn ſoll, daß, ohnerachtet er eine große Anzahl Leute bey ſich hatte, die, wie er ſelbſt, an dieſes fremde Clima nicht gewöhnt waren, und doch in freyer Luft ſtets arbeiten mußten, und oft auf die Hize ſehr kaltem Thau ausgeſezt waren, doch keiner von ihnen krank wurde. Die Einwohner ſelbſt fand er ſtark, geſund, und viele darunter ſehr alt.

Neu Guinea erſtreckt ſich vom Cap Mabo ohngefehr, 5° S. Breite, und 160°. 30′ öſtlicher Länge von London, bis zu König Wilhelms Cap, im 6°. 30′ S. Breite, und ohngefehr 143° der Länge. So läuft die Küſte von NW. nach SO. wie weit ſie aber Südwärts reiche, wußte man vor Cooks Zeiten noch nicht. (Capitain Cook fand, daß es eine lange ſchmale Inſel war, die Nordoſtwärts vom 2° ſüdlicher Breite bis zum 12°, und ohngefehr 206° weſtlicher Länge zum 228° ſich erſtreckte; aber auf einer Seite ſchien ſie nicht über 50 Meilen breit zu ſeyn. Die Europäer kennen dieſe Inſel wenig, jedoch die Holländer ausgenommen.) 1529 ward dieß Land vom Saavedra entdecket, und bekam von ihm den Namen Terra de Papuas; aber van Schouten, der holländiſche Entdecker, nannte es Neuguinea. Einige theilen es in drey verſchiedene Theile. Was vom 143° — 135° Longit. liegt, nennen ſie Neu Guinea in engerem Verſtande. Einer kleinen Strecke Landes, das von da nach Cap Mabo zuliegt, geben ſie den

Namen Terra de Papos. Und das, was Südwärts davon, zwiſchen dem 58° ſüdlicher Breite liegt, nennen ſie Carpentaria, oder Carpenter's Land, von einem holländiſchen Capitain, der es entdeckte. Aber man weiß nicht gewiß, ob das, was hier ein Meerbuſen heißt, nicht vielmehr eine Straſſe iſt.

Commodore Roggewein bemerkt, daß das feſte Land von Neu Guinea ihm ſehr hoch vorkam, und höchſt reich an Kräutern und Bäumen iſt: denn binnen den 400 Seemeilen die er längs der Küſte hinſegelte, bemerkte er auch nicht einen nackten Fleck Landes, und ſchließt daraus, daß es viele reiche Producte haben müſſe. Er fügt hinzu, glaubwürdige Leute hätten ihn verſichert, daß einige freye Bürger aus den Molukken jährlich nach Neu Guinea giengen, und für kleine Stücken Eiſen Muſcatnüſſe eintauſchten. Die beſte Nachricht von Neu Guinea überhaupt war ſonſt die vom Dampier, der es am Neujahrstag 1700 zwiſchen den 3 und 4° ſüdlicher Breite, zuerſt entdeckte, wo es hohes ebenes Land war, bedeckt mit langen blühenden Bäumen, die ſehr grün ausſahen, und die angenehmſte Ausſicht gaben. In den Wäldern fand er verſchiedene Arten von Obst, die er vorher nie geſehen hatte; aber er beſchreibt keine davon. Einer ſeiner Leute ſchoß einen prächtigen Vogel, ſo groß als der größte Haushahn; er war himmelblau, und hatte einen weiſſen Fleck mit roth umgeben in der Mitte jedes Flügels, ſein

Kopf war mit einem Büſchel langer ſehr ſchöner Federn gekrönt; er hatte ſtarke Füſſe mit röthlichten Klauen, und der Kropf voll von kleinen Beeren. Sein Neſt war in einem Baum, wo man ein Ey, ſo groß, als ein Hünerey, fand. Die Jolle, die einen andern Weg nach Waſſer geſandt ward, und Nachts zurück kam, brachte einen hölzernen Topf, ſehr künſtlich gemacht, mit: ſie hatten ihn neben einem kleinen Roſt gefunden, den man zum trocknen der Fiſche gebrauchte. Auch ſahen ſie da Stücke von einem Canoe; aber niemanden von den Einwohnern.

Ein wenig weiter Nordwärts von dieſem Orte fand Dampier einen Fluß mit gutem Waſſer, in den ein Boot kommen, und wo ein Schiff nahe am Ufer ankern konnte. Hier landete der Capitain an einer kleinen Bucht, wo er zwey Roſtöfen (barbecues) fand; dem Anſchein nach waren ſie nicht über zwey Monate da. Aus den Queerſtücken, die mit ſcharfen Inſtrument behandelt waren, war zu ſchlieſſen, daß die Einwohner Eiſen hatten.

Schouten, und andere Seefahrer, die verſchiedene Theile dieſes Landes beſucht, haben es als eines der reichſten in der Welt vorgeſtellt: aber weit hinein zu kommen war ihnen nicht möglich; denn es war ſehr volkreich, dazu waren die Einwohner beherzt, und meiſtens wohl bewafnet.

So unvollkommen ſind die Nachrichten von dieſem Lande, obgleich eine Menge Seefahrer von verſchiedenen Nationen dahin gekommen ſind. (Cook

hat Roggewyns Nachrichten beſtätigt. Er fand ſehr hohe mit Thälern vermiſchte Berge da, Hayne von Cocosbäumen, Plantanen, Brodpflanzen, und die meiſten Bäume und Geſträuche, die man in andern Inſeln der Südſee antrift. Die Einwohner ſagt Cook, haben mit den Neuholländern auf der andern Seite der Straſſe ſehr viel Aehnlichkeit; ſie haben auch ihr Haar kurz abgeſchnitten, und gehen ganz nackend. Sie haben nicht bloß Lanzen, ſondern auch eine kurze Art Stöcke, oder vielleicht hohle Röhre, die, wie man ſie ſchwang, ſeitwärts Feuer und Rauch von ſich gaben. Was und warum dieß Feuer war, konnte man nicht ausmachen. Das Schiff Endeavour ſahs, und das Schiffsvolk dachte wirklich, daß es Feuergewehre wären; und wären die, welche vom Ufer ins Boot kamen nicht ſo nah geweſen, daß ſie den Knall hätten hören müſſen, ſo würnen ſie es für Freudenſchüſſe gehalten haben. Die Wurfſpieſſe, die ſie gegen ſie warfen, waren 4 Fuß lang, ſehr ſchlecht von Schilfrohr oder Bambu gemacht; die Spize vorn war von hartem Holz, woran viele Zacken waren: ſie warfen ſie ſehr heftig.) Wir ſchlieſſen mit einigen Inſeln in dem ſtillen Meer, die am beſten beſchrieben ſind.

Zweyter Abſchnitt.

Von den merkwürdigſten Inſeln im ſtillen Meer, die die Europäer entdeckt haben. Oſter-Inſel. Nova-Britannia, Gerrat-Dennis und Anton Cove's-Inſel. Moa, Krimoa, die tauſend Inſeln. Die Erquickungs- und Baumans-Inſel. Die böſe Inſel. Die Brüder. Die Schweſter. Coco-Hofnungs- und Hoorn-Inſel. Bemerkungen über ihre Einwohner.

Paſch-Island, oder Oſter-Inſel, liegt im 28° 30′ nördlicher Breite, und ſoll ohngefehr im 102° weſtlicher Länge von London ſeyn. (Die neueſten Entdeckungen ſagen, daß ſie im 28° 30′ ſüdlicher Breite, und ohngefehr im 180° 30′ weſtlicher Länge von London liege, und 60 Seemeilen im Umfang habe. Die Einwohner ſollen lang, ſtark und ſehr geſchwind auf den Füſſen ſeyn, von angenehmer und beſcheidner Mine, braun wie die Spanier, einige aber weit ſchwärzer, andere ſchöner. Ihre Ohren hängen bis zu ihren Schultern herab, und weiſſe Kugeln ſind daran feſt gemacht. Die Männer ſind ganz nackend, und ihre Leiber mit verſchiedenen Figuren bemalt. Ihre Weiber ſind auch ſehr ſchön angemalt, und einige mit weiſſer, andere mit rother Leinwand ihrer Art bedeckt, die ſo fein wie Seide anzufühlen iſt. Ihre Häuſer ſind 40 bis 50 Fuß lang, 6 oder 8 breit, aus einer großen Menge von Stangen gemacht, und

die Zwiſchenräume mit leimichter Erde angefüllt. Sie ziehen ihre einzige Nahrung aus der Erde, daher bepflanzen und bepflügen ſie ſie. Das Land hat Zäune, die nach der Linie gehen. Sie ſind ſehr friedfertig und ſollen den Gebrauch der Waffen gar nicht einmal kennen. Sie haben Bilder von Stein in der Geſtalt eines Manns mit groſſen Ohren, deſſen Kopf mit einer Art von Krone geziert iſt. 20 oder 30 Schritte davon iſt ein Kreis von weiſſen Steinen.) Ihren Namen hat ſie vom Commodore Roggewein, der ſie am Oſtertag 1722 entdeckte. Der Commodore kam mit 3 Schiffen dahin, und ſchickte das kleinſte ab, das Land zu unterſuchen. Sie brachten ihm die Nachricht, daß es ſehr fruchtbar und gut bevölkert zu ſeyn ſchiene. Im folgenden Tag kam ein Indier in ſeinem Canoe zu ihnen; man gab ihm durch Zeichen zu verſtehen aufs Schiff zu kommen; ſogleich that ers, und wurde wohl empfangen. Er war nackend; und ſie gaben ihm ein Stück Tuch, Corallen, Paternoſter, und ander Spielwerk, das er alles um ſeinen Hals hieng. Sein ganzer Körper war mit verſchiedenen Figuren bemalt, ſeine natürliche Farbe ſchien dunkelbraun, ſeine Ohren waren auſſerordentlich lang und breit. Er war lang, ſtark, und hatte eine anmuthige Mine; war dabey munter, behend und lebhaft. Darauf kleideten ſie ihn von Kopf zu Fuß, welches er nicht haben wollte; und er ſah wirklich ungeſchickt darinn aus. Man ſezte ihm Eſſen vor, aber ein Meſſer oder Gabel

zu gebrauchen, dazu konnte man ihn nicht bringen. Da ſie es für unmöglich hielten, dieſen Tag irgendwo vor Anker zu kommen; ſo entſchloſſen ſie ſich, ihn ans Ufer zu bringen. Sie lieſſen ihm alles was er bekommen hatte, um auch andere herbey zu locken; aber, zum Erſtaunen, der arme Menſch wollte gar nicht einmal weg, und ſie hatten viel zu thun, ihn in ſein Canoe zu bringen.

Den nächſten Morgen bey Tags Anbruch kamen ſie an einen Buſen, und viele 1000 Einwohner kamen herab, ſie zu empfangen, und brachten eine große Menge Vögel und Wurzeln mit ſich. Viele kamen an Bord damit, die übrigen giengen am Ufer herum. Den Tag darauf beſtimmten die Holländer zur Landung; da kam ihr freundlicher Indier, den ſie vorher bewirthet hatten, zum zweytenmal, und viele ſeiner Landsleute mit ihm, und hatten ihre Canoes mit einer Menge von lebendigen Vögeln und Wurzeln, nach ihrer Art zubereitet, beladen. Unter ihnen war ein völlig weiſſer Mann; an ſeinen Ohren hiengen rundė weiſſe Gehänge, ſo dick als eine Fauſt. Er ſah ſehr andächtig aus, und ſchien einer ihrer Prieſter zu ſeyn. Nun landeten 150 Holländer. Das unſchuldige gutherzige Volk kam voller Neugier in dicken Haufen um ſie her, einige betaſteten ihre Waffen; da glaubten die Holländer, ſie müßten mit Gewalt ſich Plaz verſchaffen, und waren ſo barbariſch grauſam, auf ſie zu feuern. Viele wurden getödtet, und unter denen der freundliche

Indier, der zweymal auf ihrem Schiff geweſen war. Dieß zerſtreute die Indier, und brachte ſie vor Schrecken ganz auſſer ſich; doch in wenigen Minuten erholten ſie ſich von ihrem Erſtaunen, und verſammelten ſich wieder, aber kamen nicht näher, als 10 Schritte. Da glaubten ſie wahrſcheinlich vor dem Donner und Bliz der Muſketen ſicher zu ſeyn; ſie heulten und erhoben ein gräßliches Klaggeſchrey. Dabey brachten ſie eine große Menge Lebensmittel, und um alles zu verſuchen was ihre Angreifer befriedigen konnte, ſo ſollen Männer und Weiber und Kinder ihnen Palmzweige, als Friedenszeichen vorgehalten, und mit den demüthigſten Stellungen geſucht haben, die Fremdlinge zu beſänftigen: ja ſie ſtellten ihnen ſo gar ihre Weiber vor, und gaben zu verſtehen, daß ſie ihnen überlaſſen wären. Die Holländer, durch dieſe Demuth beſänftigt, bereueten ihr voreiliges Verfahren, und machten ihnen Geſchenke von gefärbtem Tuch 60 Yards lang, von Paternoſtern und kleinen Spiegeln, woran ſie das größte Vergnügen zeigten. So wie nun die Indier die friedliche Geſinnung der Holländer wahrnahmen, ſo brachten ſie ihnen 500 lebendige Vögel auf einmal, die unſerem Hausgeflügel ähnlich waren, nebſt einer großen Menge rother und weiſſer Wurzeln und Erdäpfel die ſie ſtatt des Brods gebrauchen. Sie brachten ihnen auch einige 100 Zuckerröhre, und eine Menge indiſcher Feigen, deren Fleiſch ſo ſüß, wie Honig war. Die Holländer ſahen in dieſer

Inſel keine anderen Thiere, als Vögel von aller Art; doch hielten ſies für wahrſcheinlich, daß mitten im Land, Vieh und mancherley Arten von Thieren wären; denn da ſie den Indiern auf ihrem Schiff Schweine zeigten, ſo gaben ſie durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie dergleichen Thiere ſchon vorher geſehen hätten.

Jeder Stamm oder Familie ſchien vor ſich ein beſonders Dorf zu haben, das aus Hütten ohngefehr 50 Fuß lang beſtand, worinn ſehr weniger und ſchlechter Hausrath war, etwa einige rothe und weiſſe Decken, die ihnen bey Tag, wenn ſie ausgiengen, zu Kleidern, und des Nachts zu Matrazen dienten. Das Zeug war ſo ſanft zu berühren, als Seide, und wahrſcheinlich wars ihre eigene Arbeit. Ihr Fleiſch kochen ſie in irdenen Töpfen, und rund um ihre Dörfer haben ſie kleine umzäunte Gärten, die ſehr artig eingetheilt ſind.

Neu-Britannien ward vor Zeiten ſo vorgeſtellt, als wenns mit Neu-Guinea zuſammen hienge; Dampier aber fand, daß es eine Inſel iſt. Es liegt 40 Meilen noch weiter Oſtwärts von der öſtlichen Spize von Neu-Guinea. Seine nördlichſte Spize liegt im 2° 30′ nördlicher Breite, und iſt alſo ohngefehr 5° 16′ lang. Dem Anſchein nach iſt es meiſt bergicht mit Thälern untermiſcht, und hat überall Ueberfluß an großen und prächtigen Bäumen, überall die ſchönſte Abwechſelung von Gehölzen und Weiden, und an den Seiten der Hügel viele große Plantagen urbar gemachten

Landes. Seine Einwohner ſind ein zahlreiches ſtarkes handfeſtes Volk, von ſehr dunkler Farbe.

Rund um Neu = Britannien ſind verſchiedene kleinere Inſeln, wovon einige, beſonders auf der NOſtſeite, voll von Cocosnußbäumen ſind. Unter dieſen iſt Gerrat Dennis = Inſel von 14 oder 15 Seemeilen im Umkreis, hoch, bergicht, und ſehr waldicht: aber die Seiten der Hügel ſind dick mit Plantagen beſezt, und die Bayen an der See haben eine Menge Cocosbäume, zwiſchen denen hier und da ein Haus ſteht. Dieſe Inſel iſt ſehr volkreich; die Einwohner ſind, wie die vorigen ſchwarz, ſtark, feſtgliedricht, mit großen Köpfen; ihr von der Natur krauſes Haar iſt in verſchiedenen Geſtalten geſchoren, und bunt gefärbt. Sie verſtellen ſich ganz durch anmahlen, und ſollen ihr Geſicht auch noch dadurch häßlich machen, daß ſie etwas durch die Naſe ſtecken, das auf beyden Seiten oben auf der Backe wieder heraus geht. Auch haben ſie große Löcher in ihren Ohren, die ſie aus dem nemlichen ſeltſamen Grund einer eingebildeten Schönheit aufreiſſen. Ihre Waffen ſind hauptſächlich Spieſſe, Schwerdter, Schleudern, Bogen und Pfeile. Sie fahren in Proas, die einiger maaßen denen gleichen, die wir bey der Inſel Tinian beſchrieben haben; aber die Vorder= und Hintertheile, die man nicht unterſcheiden kann, ſind in verſchiedene Figuren ausgeſchnitten, als Vögel, Fiſche, Menſchenköpfe; dieſe wiſſen ſie

mit

mit ihren ſchönen Rudern (paddles) ſehr geſchickt zu behandeln.

Anton Cove's Inſel, wie ſie in den holländiſchen Schriften heißt, liegt im 3° 25′ ſüdlicher Breite, und iſt ein hohes Land, von 4 bis 5 Seemeilen im Umkreis, ſehr waldicht, voller Plantagen an den Seiten der Berge, und mit einer Menge Cocosbäume an den Ufern. Südwärts liegen 3 oder 4 waldichte Inſeln, die eine hoch, und andere niedrig und eben, alle mit Cocosbäumen und anderem Holz bedeckt. Dieſe ſind alle wohl bevölkert. Nordwärts iſt eine andere Inſel, von mittler Höhe, ein wenig größer, als jene. Einige Canoes kamen von dieſer Inſel an Bord zu Capitain Dampier; ſie hatten Fahrzeuge (Proas) aus einem Baum gemacht, der hohle Theil war mit Figuren ausgeſchnitten, und an beyden Seiten waren Ruder. Das Ufer war mit Menſchen bedeckt, die immer, ſo wie er am Ufer hinſteuerte, mitgiengen. Jedem von den drey Einwohnern, die an Bord kamen, gab er ein Meſſer, einen kleinen Spiegel, und eine Reihe Paternoſter. Er zeigte ihnen große Kürbiſſe und Cocosnußſchaalen, und gab zu verſtehen, ſie möchten ihm dergleichen bringen; und ſie gaben ihm drey Cocosnüſſe aus einem Canoe. Er zeigte ihnen Muſcatnüſſe; und an ihren Bewegungen merkte er, daß ſie auf ihrer Inſel ſie auch haben. Auch Goldſtaub wieß er ihnen, und ſie ſchienen damit bekannt zu ſeyn,

indem ſie ausſchrien: menihl, menihl, und auf das Land hin deuteten.

Die Inſel Moa und Arimoa liegt im 3° der Breite. Die leztere iſt die größte, beyde aber ſind ſehr wohl bevölkert, voll Cocosnüſſe, indiſchen Feigen, und verſchiedenen Arten Wurzeln. Die Einwohner haben eine ſehr große Anzahl Canoes, und gehen wohl bewafnet mit Bogen und Pfeilen einher; ſo gar auch die Kinder und Weiber ſollen das nemliche thun. Moa iſt nicht ſo volkreich als Arimoa; beyde Inſeln, eine wie die andere, ſind angenehm und fruchtbar.

Weſtwärts von dieſen Eyländern iſt das Meer ſo voll von Inſeln, daß der Commodore Roggewein und ſeine Leute es für ſchwer oder gar unmöglich hielten, ſie zu zählen, und ihnen den Namen Tauſend-Inſeln gaben. Die Einwohner ſind Negern, kurz und unterſezt; ihre Köpfe ſind mit dickem krauſem Haar bedeckt; ſie gehen alle nackend, nur haben ſie ein Gehänke um ihren Leib herum befeſtiget, das nach ihrer Art mit Zierrathen verſehen iſt. Nur einige von ihnen haben Armgehänge, und andere haben eine Art leichter Strohhüte auf, die mit Federn von Paradiesvögeln geziert ſind. Roggewein ſchildert ſie als verwegene, boshafte Leute, mit denen man nicht umgehen konnte. Sie ſollen ein Stück Holz haben, wie eine Tabacksröhre, einen Finger lang, das ſtechen ſie durch die Naſenknorpel, um ſich hiermit ein muthiges und ſchreckliches Anſehen gegen ihre Feinde zu geben.

Die Inſel Recreation liegt im 16° ſüdlicher Breite, und ohngefehr 140° weſtlicher Länge, hat 12 Seemeilen im Umfang, iſt auſſerordentlich fruchtbar, beſonders an Bäumen, meiſtens Palmen, Cocos, und dem, wegen ſeiner Schwere, ſo genannten Eiſenholz. Die Holländer dachten mit Recht glauben zu können, daß es im Herzen des Landes reiche Bergwerke giebt. Die Einwohner ſind mittler Geſtalt, ſtark und behend, tapfer und ſehr verrätheriſch, beſonders die Weibsperſonen; denn einſt bey einer guten Gelegenheit ſchlugen ſie einige Holländer todt. Ihr Haar iſt ſchwarz, lang und glänzend; ſie beſtreichen es mit Cocosnußöl. Sie mahlen ihre Leiber, wie auf der Oſter-Inſel; und die Männer befeſtigen um ihren Bauch eine Art Nez, das ſie zwiſchen ihren Füſſen durchziehen, und hinten ſchürzen. Aber die Weiber ſind mit einer Art Mantel bedeckt, deſſen Stoff ſie ſelbſt bearbeiten; und der wie Seide ausſieht. An den Hals- und Handgelenken tragen ſie Perlenreihen.

Die Baumanns-Inſeln liegen im 12° ſüdlicher Breite, und 152° weſtlicher Länge von London. In einer Entfernung ſehen ſie ſehr ſchön aus, haben fruchtbare Bäume von allen Arten, und bringen Kräuter, Korn und Wurzeln in groſſer Menge hervor; das Land gegen die Küſten hat auch ſehr große und regulaire Plantagen. Als Roggewein hieher kam; kamen die Indier, ſo bald ſie die Schiffe ſahen, in ihren Booten, brachten ihnen Fiſche, Cocosnüſſe, indiſche Feigen und an-

dere Erfriſchungen; die Holländer gaben ihnen, wie gewöhnlich, ihr Spielwerk dafür. Sie fanden bald, daß dieſe Inſeln ſehr volkreich ſind; denn viele tauſend Männer und Weiber, jene mit Bogen und Pfeilen, kamen ans Ufer herab, um ſie zu beſehen. Unter den übrigen ſahen ſie eine majeſtätiſche Perſon, deren Kleidnng und die Ehrerbietung, die ihr die andern erzeigten, bald zu erkennen gaben, daß es der Herr von der Inſel war. Er ſtieg in ein Canoe, von einer jungen Frauensperſon begleitet, die dicht an ſeiner Seite ſaß. Sein Canoe wurde ſogleich mit einer groſſen Anzahl anderer Schiffe umgeben, die zur Bedeckung dienen ſollten. Alle Einwohner hier ſind weiß, und haben die europäiſche Farbe, nur daß ſie von der Sonne gebrannt ausſehen. Sie ſcheinen ein ſehr unſchuldiges und gutes Volk zn ſeyn, munter und lebhaft, ſie behandelten jeden Fremden mit großer Höflichkeit, und zeigten nichts wildes und ungeſittetes in ihrem Betragen. Statt bey der Ankunſt der Holländer Zeichen von Schreken von ſich zu geben, waren ſie höchſt vergnügt, und behandelten ſie mit einer Gütigkeit und Hochachtung, die nicht zu beſchreiben iſt; ja da erſt gaben ſie ihre Liebe durch ihr innerliches Leid zu erkennen, da, bey aller ihrer Sorgfalt, dieſen Fremden zu dienen, ſie ſie doch nicht hatten überreden können, bey ihnen zu bleiben. Ihre Körper waren nicht gemahlt, wie die vorigen: ſondern ſchön von dem Gürtel herabwärts gekleidet, mit

einer Art ſeidener Franzen daran, die artig gefaltet waren. Hüte trugen ſie von einem ſehr hübſchen Zeuge, die ſehr breit waren, um die Sonnenhize abzuhalten: und um ihren Hals hatten ſie ſchöne wohlriechende Blumenreihen. Das Land ſah ganz auſſerordentlich ſchön aus; in jeder Inſel herrſchte eine reizende Abwechslung von Thälern und Hügeln; jede ſchien ſo ſchön, als nur die Einbildungskraft ſichs mahlen kann. Einige davon hatten 10, andre 15 bis 20 Meilen im Umkreis. Jede Familie oder jeder Stamm ſchien ſein eignes Land, und eine beſondere Regierung zu haben. In jeder waren die ſchönſten und regulärſten Plantagen angelegt.

Zwiſchen dem 15° und 16° ſüdlicher Breite ſind 4 Inſeln, jede von 4 bis 5 Seemeilen im Umkreis, mit einer fortgehenden Kette ſteiler Felſen zwiſchen ihnen. Dieſe Inſeln ſind ſo dicht beyſammen, daß ein Schiff kaum Plaz hat durchzukommen, und in einer von dieſen Straſſen gieng Commodor Roggeweins Schiff zu Grund; daher heißt die dabey liegende Inſel die Unglückliche; die zwey zunächſt dabey heiſſen die Brüder, die 4te die Schweſter. Alle vier ſind mit unausſprechlich reizendem Grün bedeckt, und haben überall hohe ſchöne Bäume, meiſt Cocosbäume. Die Kräuter hier waren ſehr erquickend und geſund; daß das Schiffsvolk, wovon viele den Scorbut hatten ganz auſſerordentlich ſich dadurch wieder hergeſtellt fanden. Auch ſahen ſie eine ungeheure Anzahl

Seeſchnecken, Mießmuſcheln, Perlenmutter und Perlenauſtern. Dieſe Inſeln liegen ſehr niedrig, und müſſen daher öfters überſchwemmt werden; aber die Einwohner haben Mittel genug dagegen, nicht blos gute Canoes, ſondern auch ſtarke Barken mit Seegeln und Tauen. Die Einwohner ſollen von ganz auſſerordentlicher Statur ſeyn, bemahlt mit verſchiedenen Farben, und mit langen Picken oder Lanzen bewafnet.

Die Cocos-Inſel, im 16° 10′ ſüdlicher Breite, hat ihren Namen von ihrem auſſerordentlichen Ueberfluſſe an Cocosbäumen. Eigentlich iſt ſie ein hoher Berg. 2 Seemeilen Südwärts iſt eine andere lange aber niedrige Inſel, der Schouten, wegen der Verrätherey der Einwohner, den Namen der Verräthers-Inſel gab. Jede ſcheint unter der Herrſchaft eines beſondern Hauptes oder Königs zu ſtehen.

Fünfzig Seemeilen gegen Weſten liegt die Inſel der Hofnung: die Holländer hieſſen ſie ſo, weil ſie hier friſch Waſſer anzutreffen hoften; aber weil ſie mit Felſen umgeben war, gegen die die See mit großer Wuht ſchlug, ſo konnten ſie hier nicht landen. Sie bringt Cocos- und andere Bäume hervor. Die Inſel iſt mit Bergen bedeckt, und man ſah ein großes Dorf mit verſchiedenen Häuſern an der Küſte.

Das Eyland Hoorn liegt nach NW. ohngefehr im 14° ſüdlicher Breite. Die Einwohner haben eine gelbbraune Farbe, ſind lang, friſch, munter, ſtark, wohl proportionirt, ſchnell auf den

Füſſen, ſehr erfahren im Schwimmen und Tauchen. Sie ſind ſehr geſchickt, und ſuchen im Puz ihrer Haare ihre Ehre. Die Weiber hingegen ſind ſehr häßlich, übelgeſtaltet, und ganz kurz. Ihre höchſt eckelhafte Brüſte hängen ihnen wie lederne Beutel, bis auf den Leib herab; dabey ſind ſie doch ſehr geil. Das Volk hat einen König oder ein Haupt über ſich, dem ſie mit ſehr großer Ehrerbietung zu begegnen ſcheinen. Sie haben keinen Begriff von Handlung; ſie gaben zwar den Holländern viele Schweine und andere Lebensmittel, aber blos aus angebohrner Gütigkeit und Menſchenliebe; indeſſen machten ihnen doch die Holländer eben ſo große Geſchenke dagegen. Dieſe Leute ſollen bis auf den heutigen Tag weder ſäen noch irgend eine andere Arbeit verrichten; ſie ſammlen nur ein, was die Erde von ſelbſt hervorbringt, Cocosnüſſe und andere Früchte.

Auſſer den erwähnten Eyländern, ſind noch viele andere entdeckt worden, und es liegt eine große Menge auf dem ſtillen Meere ausgeſtreut.

Vielleicht wird dieſes große feſte Land, das wir ſo unvollkommen kennen, nebſt den unzähligen Inſeln, in dieſem entfernten Theil der Erde, künftig der Wohnſiz einer europäiſchen oder amerikaniſchen Macht. Es kann etwa dem ſpaniſchen Amerika, wenn es ſein Joch einmal abſchüttelt, unterwürfig werden. Geſchieht dieß oder dergleichen jemals; ſo möge doch das Leben, die Freyheit, das Eigenthum, und das Glück der armen

Einwohner nicht angetaſtet werden! Möchte dieſer nun faſt unbekannte Theil der Erde die Räubereyen, die Verwüſtungen und Mordthaten nicht kennen lernen, die ein großer Theil Amerika's hat ausſtehen müſſen! Unterdeſſen bleibt dieß Land mit ſeinen Inſeln ein Schaz der geographiſchen Wiſſenſchaften und der Naturhiſtorie, der vor den Augen Europens verborgen iſt. Neuere und beſſere Entdeckungen müſſen ihn erſt ans Licht bringen.

Zweites Kapitel.

Neueſte Entdeckungen von Süd-Indien. Zuerſt von Otaheiti, oder König Georgs-Inſel.

Erſter Abſchnitt.

Seine Geſtalt, Ausſicht, Umfang, Vegetabllien, und Thiere.

Dieſe Inſel liegt zwiſchen 7° 28′ und dem 17° 53′ ſüdlicher Breite, nnd zwiſchen dem 149° 11′ und 149° 39′ weſtlicher Länge. Sie beſteht aus 2 Halbinſeln, die etwas zirkelförmig ſind, und durch eine Landenge zuſammen hängen. Sie iſt mit Corallenen Klippen im Meer, die einige trefliche Buchten und Häfen bilden, umringt, wo Raum und Waſſer genug iſt, die gröſte Anzahl von noch ſo großen Schiffen zu ſichern.

Ihre Ausſicht iſt ganz ſonderbar; denn ein Rand ebenen Landes geht um jede Halbinſel faſt ganz herum; darhinter erhebt ſich das Land in Reihen von Bergen, die bis in die Mitte der Halbinſel auf beyden Seiten ſteigen, und ſo Berge bilden, die 60 Seemeilen weit geſehen werden können. Der Boden iſt überall, auſſer ganz oben an den Gipfeln der Berge, ſehr reich und fruchtbar, mit einer Menge von Bächen bewäſſert, und mit Obſtbäumen verſchiedener Art, die die angenehmſten Hayne bilden, bedeckt. Der Rand von den Gebirgen bis an die See, iſt ſelten breiter als eine halbe engliſche Meile; hier nur und in einigen Thälern wohnen die Leute.

Hier giebt es Cocosnüſſe, Brodfrucht, Zuckerrohr, Plantanen, eine köſtliche Frucht, die man hier jambu nennt, 13 Sorten bananas, Aepfel, ſüſſe Erdäpfel (potatoes,) yams, und viele andere, wovon hier die Einwohner ſich nähren. Aber europäiſch Obſt haben ſie nicht, nicht Garten- oder Hülſenfrüchte, noch Korn von irgend einer Art.

Zahme Thiere giebt es keine, auſſer Schweine, Hunde und Federvieh; und die einzigen wilden Thiere ſind, Tropikvögel, Pavegeyen, wilde Tauben und Enten, einige wenige andere Vögel, Razen, ſehr wenige Schlangen. Die See aber giebt den Einwohnern ſehr viele Arten der treflichſten Fiſche.

Zweyter Abſchnitt.

Beſchreibung der Einwohner, ihre Kleider, Häuſer, Nahrung, Vergnügungen, Künſte und Manufacturen, Sitten, Gewohnheiten und Regierung.

Die Männer ſind lang und ſtark, haben große ſtarke Gliedmaſſen, und eine ſchöne Geſtalt; die Frauenzimmer ſind nicht ſo groß. Sie haben eine helle Olivenfarbe, eine ſanfte und glatte Haut, überhaupt ein ſchönes Antliz, ob gleich die Naſe etwas platt iſt. Die Augen, beſonders der Weiber, ſind voll Ausdruck; ihre Zähne weiß und glatt, der Athem nicht garſtig. Ihr Haar iſt rauh, und faſt ganz ſchwarz. Die Männer haben Bärte, die ſie in verſchiedenen Geſtalten tragen; immerfort raufen ſie viele Haare davon heraus, das übrige halten ſie vollkommen rein und nett. Beyde Geſchlechter reiſſen auch iedes Haar unter den Armen heraus. Aus ihren Bewegungen blickt Munterkeit und Behendigkeit heraus; ihr Gang iſt anſtändig, ihre Art zu betragen frey, ihr Umgang mit Fremden und Jedermann höflich und geſprächig. Auch ſcheinen ſie tapfer zu ſeyn, offenherzig, aufrichtig, weder mißtrauiſch noch verrätheriſch, weder grauſam noch rachgierig. Ihre einzigen Fehler ſind, ein Hang zum Stehlen und zur Unzucht.

Noch eines: ſowohl Männer als Weiber ſind wegen ihrer Reinlichkeit merkwürdig; beſtändig baden ſie ſich in flieſſendem Waſſer dreymal des Tags, einmal des Morgens, ſo bald ſie aufſtehen, dann Mittags, und ehe ſie Nachts ſchlafen gehen, es mag nun der See oder der Fluß nahe ſeyn oder nicht. So oft ſie eſſen, waſchen ſie die Hände und den Mund; ihre Kleider und Perſonen haben daher keinen Flecken, oder etwas unreines an ſich.

In einigen Gegenden ſchneiden die Männer ihr Haar kurz ab, die Weiber aber ſind auf ſeine Länge ſtolz: in andern ſchneiden die Frauenzimmer rund um die Ohren es ab, und die Männer, ausgenommen die Fiſcher, die den ganzen Tag im Waſſer ſind, laſſens über ihre Schultern herabhängen, oder knüpfens in einen Bund oben am Wirbel zuſammen. Auch hier herrſcht die Gewohnheit, die Haut ſich zu entſtellen: man zeichnet ſie mit einem kleinen Inſtrument, deſſen Zähne in eine Miſchung einer Art von Lampenſchwarz getunkt worden ſind; und dies heißt hier tättowen. Es geſchieht an jungen Perſonen beyderley Geſchlechts, ſo bald ſie 12 oder 14 Jahr alt ſind, an verſchiedenen Theilen des Leibes und in verſchiedenen Geſtalten. Die Weiber haben gemeiniglich auf jedem Gelenke ihrer Finger oder Fußzehen das Zeichen eines Z, das auch auſſen um ihre Füſſe herum hineingemacht iſt. Auch die Männer haben dieſe Figur, beyde Geſchlechter

noch auſſerdem Vierecke, Zirkel, halbe Monde, ſchlechte Vorſtellungen von Menſchen, Vögeln, Hunden, und viele andere Sinnbilder in ihren Füſſen oder Armen. Der Theil, an dem dieſe Zierrathen am meiſten verſchwendet werden, iſt der Hindere, der bey beyden Geſchlechtern ganz dunkelſchwarz iſt, mit Bogen darauf, einen über den andern gezogen, die bis an die kleinen Ribben gehen. Oft ſind ſie einen Viertel Zoll breit, nicht gleich, ſondern am Rand gerauft. Das Geſicht iſt meiſtens natürlich gelaſſen.

Ueber die Beine und Füſſe tragen ſie keine Bedeckung; ſie beſchatten aber ihre Geſichter gegen die Sonne mit kleinen Müzen, entweder von Binzen (matting,) oder Cocosnußblättern. Aber dieß iſt nicht ihr ganzer Kopfpuz: die Frauenzimmer tragen bisweilen kleine Tulbande, und manchmal einen Schmuck der Tomou heißt, den ſie weit höher ſchäzen. Er iſt von Menſchen-Haaren, in Faden gewunden, gemacht; dieſe wiſſen ſie ſo geſchickt um den Kopf herum zu ſchlingen, daß es recht artig ausſieht: Blumen verſchiedener Art werden dazwiſchen geſteckt. Oft bringeu die Männer die Schwanzfeder des Tropikvogels an dem Haarbüſchel an, der oben auf dem Kopf bey manchen zuſammen gebunden iſt; zuweilen tragen ſie eine ganz ſeltſame Art Kränze von Blumen. Beyde Geſchlechter tragen Ohrenringe.

Ihre Kleider beſtehen aus Leinewand oder Binzen verſchiedener Art. Das Linnen, das die

Näſſe nicht aushält, ziehen ſie bey trocknem Wetter an, die andern, wenns regnet. Die Kleidung der Frauenzimmer von Stande beſteht aus mehreren Stücken, ein Stück 2 Yards breit und 11 lang, wickeln ſie verſchiedene male um ihren Leib, daß es wie ein Unterrock bis an die Mitte des Fuſſes herabhängt; dann haben ſie zwey oder drey andere Stücken zwey und einen halben Yards lang, ein breit, eine Oefnung in der Mitte, eins über das andere gelegt, und ſo ſtecken ſie den Kopf durch die Oefnungen, die langen Enden vorn und hinten abwärts, ſo daß es an den Seiten offen bleibt und die Arme Freyheit haben; um ihren Leib iſt ein Gürtel von dünnerem Zeug gebunden. Die Mannskleidung iſt eben ſo: nur daß ſie das Stück, das um ihre Hüften gewunden iſt, nicht wie einen Rock herab hängen laſſen, ſondern es zwiſchen ihre Beine umſchürzen, daß es eine Aehnlichkeit mit einem Paar Hoſen hat. Dieß iſt die Kleidung aller Leute von jedem Rang; nur die Niedrigen dürfens nicht ſo weit tragen. In der Hize des Tages erſcheinen ſie faſt ganz nackend; die Frauenzimmer haben nur einen ſehr kleinen Rock an, und die Männer nichts, als den Gürtel zwiſchen ihren Beinen herum um den Unterleib gebunden. Da der Puz in heiſſen Climaten immer beſchwerlich iſt, ſo legen die Frauenzimmer Abends alles, was ſie an dem obern Theil ihres Leibes tragen bis auf den Rock, mit eben der Nachläſſigkeit und Leichtigkeit ab, als unſere Damen ihre Salope

weglegen. Die Kinder gehen ganz nackend: die Mädchen bis ſie 3 oder 4 Jahr alt ſind, und die Jungen bis ins ſechste oder ſiebente.

Ihre Wohnungen ſind alle zwiſchen der See und den Bergen in den Gehölzen; und um jedes Haus iſt nur ſo viel freyer Plaz, daß der Regen von den Bäumen nicht darauf tropfen kann. So gelangen ſie unmittelbar von dem Haus in das Grün, das ausnehmend ſchön iſt. Es beſteht aus dem bread-fruit oder Cocosnußbäumen, und iſt mit Fußpfaden, die von einem Haus zum andern, in alle Gegenden hinführen, durchſchnitten. Nichts kann in einem ſo warmen Land angenehmer und ſchöner ſeyn, als dieſe Spaziergänge. Da kein Buſchwerk unter den Bäumen ſizt, ſo kühlet der Schatten, ohne die Luft zu hindern; und weil die Häuſer keine Mauren haben, ſo bekommen ſie den Wind, wo er auch nur herbläst. Die Häuſer mittler Größe, ſind ein länglicht Viereck, 24 Fuß lang, 11 breit, mit abhängigem Dach, das auf drey Reihen Pfoſten, parallel geſezt, ſtehet, eine Reihe an jeder Seite, und eine in der Mitte. Die größte Höhe in der Mitte iſt ohngefehr 9 Fuß, und das Dach unten an jeder Seite ohngefehr drey und einen halben Fuß vom Boden. Alles übrige iſt offen, kein Theil mit einer Mauer umgeben. Das Dach iſt mit Palmblättern bedeckt, und der Boden einige Zoll tief mit weichem Heu, worauf ſie ihr Binzwerk (matting) legen; und ſo iſt das Ganze ein Küſſen, worauf ſie des Tags ſizen und

des Nachts ſchlafen. Doch in einigen Häuſern iſt ein Stuhl für den Hausvater. Ueberdem haben ſie Holzblöcke, deren obere Seite gehöhlt iſt; dieß ſind ihre Polſter. Das Haus brauchen ſie meiſt nur zum Schlafen; bey ſchönem Wetter eſſen ſie unter dem Schatten des nächſten Baums. Die Kleider, die ſie bey Tag tragen, ſind ihre Decke bey Nacht; und der Boden, der das gemeinſchaftliche Bett der ganzen Familie iſt, iſt nicht abgetheilt.

Nur die Chefs haben Häuſer von anderer Art, wo eine Art von Cloſet angebracht iſt. Sie ſind ſo klein, daß ſie in ihre Canoe gebracht und gelegenheitlich aufgeſtellt werden können; an der Seite ſind ſie mit Cocosblättern eingeſchloſſen, doch nicht ſo feſt, daß keine Luft durchdränge; hier ſchläft der König mit ſeinem Weib allein.

Noch giebt es andere weit größere Häuſer, wo ſich alle Leute eines gewiſſen Diſtricts aufhalten können. Einige 200 Fuß lang, 30 breit, und unter der Spize 20 Fuß hoch. Sie werden auf gemeine Koſten der ganzen Gegend gebaut, und haben an jeder Seite einen großen Vorhof, der mit langen Palliſaden eingeſchloſſen iſt; auch hier ſind, wie in den Privathäuſern keine Mauren. Die Leute brauchen auch wirklich keine abgeſonderten Stuben, die nicht einmal den Begriff des Unanſtändigen haben, die eben ſo wenig, als wir, wenn wir in Geſellſchaft unſerer Freunde oder Familie unſern Hunger ſtillen, mit einem Gedanken

von Unſchicklichkeit oder Schamhaftigkeit, jede Begierde oder Leidenſchaft vor Zeugen befriedigen.

Der größte Theil der Nahrung, die man hier genießt, iſt aus dem Pflanzenreich, Cocosnüſſe, Bananas, Brodfrucht, Plantanen, und viele andere Arten von Früchten. Schweine, Hunde und Federvieh iſt ſeltener; aber eine große Menge Fiſche. Nur zwey Arten haben ſie, ihre Speiſen zuzurichten, Braten und Backen. Feuer machen ſie ſich, indem ſie ein Stück trockenen Holzes an ein anderes reiben, eben ſo wie unſere Zimmerleute einen Meiſel wezen. Dann graben ſie ein Loch in die Erde, decken den Boden mit großen Kieſeln, und machen darinn ein Feuer an. Wenn dieſer Ofen heiß genug iſt, ſo thun ſie die heiſſe Aſche heraus, bedecken die Steine mit grünen Cocosblättern, und wickeln das Thier, das gekocht werden ſoll, in Plantanenblätter. So bald es in der Höhle iſt, ſo werden andere Blätter darum gelegt, und heiſſe Aſche ringsherum bis hinauf; dann ihre Brodfrucht und Yams darüber; ganz oben darauf das übrige der Aſche mit heiſſen Steinen vermiſcht, und alles mit Erde feſt zugedeckt, um die Hize beyſammen zu behalten. Schweinefleiſch und Fiſche werden auf dieſe Weiſe treflich gekocht, und die engliſchen Herren die da waren, hieltens für ſaftiger und gleicher ausgekocht, als in irgend einer europäiſchen Küche; und ein Südſeeländiſcher Hund, der hier ganz von Pflanzen lebt, wurde beynahe für eben ſo gut gehalten, als ein

ein engliſches Lamm. Dies iſt ihre Nahrung, und Salzwaſſer iſt die gewöhnliche Brühe daran. Zum Getränke haben ſie alle ſonſt nichts als Waſſer, und den Saft der Cocosnüſſe. Bemerkungswürdig iſt, daß Männer und Frauen niemals beyſammen eſſen.

Ihre Vergnügungen ſind Muſik, Tanzen, Ringen, die Lanze auf ein Ziel werfen, und wer am weiteſten mit dem Bogen ſchieſſen kann. Ihre muſikaliſchen Inſtrumente ſind nichts als Flöten und Trommeln; die Flöten ſind von Bambu gemacht, ein Fuß lang und haben nur zwey Löcher zu fingern, können alſo nur vier Noten blaſen, und ſie blieſen ſeither nur nach einem Ton. Zu dieſen Löchern nehmen ſie den Zeigefinger der linken Hand, und den mittlern der Rechten. Statt die Flöte an den Mund zu thun, blaſen ſie mit einem Nasloch hinein, das andere halten ſie mit dem Daumen zu. Die Trommel iſt von einem hohlen Stück Holz, cylindriſch gemacht, unten nichts als Holz, oben mit einem Hayenfell bedeckt. Auf beyde Enden ſchlagen ſie mit ihren Fingern, und wiſſen zwey Trommeln von verſchiedenen Tönen harmoniſch zu ſchlagen. Zu dieſen Inſtrumenten ſingen ſie Geſänge aus dem Stegreif; meiſtens, doch nicht ſtets, in Reimen.

Sie haben Kerzen von einer Art ölichter Nüſſe, eine über die andere, vermittelſt eines hölzernen Dachts, der durch ihre Mitte durchgeſtochen wird, geſteckt. Iſt die oberſte angezündet, ſo brennt ſie bis zu

der zweyten und verzehrt zugleich den Theil des Holzes, der durch dieſelbige geht; die zweyte faßt dann Feuer, und brennt auf die nemliche Weiſe bis zu der dritten, und ſo fort. Dieſe Kerzen brennen erträglich hell, und manche recht lang.

Ihre vornehmſte Manufactur iſt ihr Zeug, wovon es drey Arten giebt, aus der Rinde dreyer verſchiedener Bäume gemacht. Der feinſte und weiſſeſte wird von dem Sineſiſchen Papiermaulbeerbaum gemacht: dieſe tragen die Vornehmern, und wenns roth gefärbt iſt, ſo ſieht es ſchöner aus. Eine zweyte Art iſt vom Baum der Brodfrucht, meiſtens von Geringern getragen, iſt nicht ſo weiß und ſanft; eine dritte von einem Baum, der unſern Feigen gleicht, rauh und hart, braun wie das dunkelbraunſte Packpapier; dieß ſieht zwar nicht ſo ſchön aus, und iſt nicht ſo fein, aber das koſtbarſte; denn es widerſteht dem Wetter, die andern nicht. Von dieſem, das ſehr ſelten und ſehr nuzbar iſt, tragen die Chefs ihre Morgenkleider, meiſtens parfümirt. Das Leinwand von dieſen drey Bäumen, wird alles auf die nemliche Weiſe gemacht. Iſt die Rinde abgelößt, ſo wird ſie in fließend Waſſer eingeweicht; iſt es weich genug, dann wird das innere Fleiſch der Rinde von der grünen Auſſenſeite abgeſondert; und nichts bleibt, als die ſanften Faſern der Innern. Dieſe werden auf Plantanenblätter ausgebreitet, und der Länge nach eins neben dem andern, zu ein Fuß breit, in einer Länge von 11 oder 12 Yards neben ein-

ander gelegt; wenn ſo zwey oder drey Reihen über-einander ſind; ſo ſorgt man dafür, daß ſie überall gleich dicke ſind. Iſt es ſo getrocknet, daß die Faſern an einander kleben, ſo wirds in ein Stück von dem Boden aufgehoben, auf die ebene Seite eines langen Stücks Holz gelegt, und mit einem hölzernen Inſtrument geſchlagen, daß einen vier-eckigten Barbierriemen gleicht, wo auf jeder Seite kleine Streifen, die einige dünnere und dickere Kerben haben, hineingekerbt ſind. Zuerſt ſchlagen ſie es mit der rauheſten Seite, und ſo fort, zu-lezt mit der feinſten. So wie mans ſchlägt, wirds ſehr ſchnell ausgedehnt; die Streifen geben ihm den Schein von Fäden: wenn man es in der Luft bleicht, ſo wird es ſehr weiß. Die Fürtreflichkeit dieſes Zeugs beſteht in ſeiner Kühle und Sanft-heit. Die Farben, womit ſies färben, ſind mei-ſtens roth und gelb. Das rothe iſt auſſerordent-lich ſchön, und man behauptet, daß es heller und feiner iſt als irgend eine europäiſche Farbe; und doch wirds aus dem Saft zweyer Pflanzen gemacht, die an und für ſich nicht die geringſte Merkmale von dieſe Farbe haben.

Eine andere beträchtliche Manufactur iſt das Binzentuch (matting;) einiges iſt feiner, und in aller Rückſicht beſſer, als man in Europa hat. Das rauhe dient zu ihren Schlafküſſen, das feinere tragen ſie bey naſſem Wetter.

Auch ſind ſie ſehr geſchickt, Weidenarbeit zu machen: tauſend verſchiedene Muſter von Körben machen ſie, viele überaus nett.

Seile und Schnüre verfertigen ſie von der Rinde des Poerou von ein Zoll Dick bis zu der Dicke eines dünnen Packfaden; daraus machen ſie Fiſcherneze. Aus den Faſern der Cocosnüſſe machen ſie Fäden, um die verſchiedenen Theile ihrer Canoes zuſammen zu binden; und von der Haut einer Art Neſſeln (nettle,) die auf den Bergen wachſen, machen ſie die beſten Angellinien in der Welt; mit dieſen halten ſie den ſtärkſten und ſchnellſten Fiſch, als Boniten und Albekoren, die in einer Minute unſere ſtärkſten ſeidenen Angeln, wenn ſie auch zweymal ſo dick wären, abreiſſen würden. Sie machen auch eine Art Neze, von rauhem Gras, deſſen Blätter Flaggenförmig ſind; dieſe knüpfen und winden ſie blos zuſammen, bis das Nez, das ohngefehr ſo weit, als ein breiter Sack iſt, 60 bis 80 Klafter lang iſt; ſie werfen es mit aller Macht in ſeichtes ſanftflieſſend Waſſer; und ſein eigen Gewicht hält es ſo dicht am Grund, daß ſelten ein Fiſch entwiſchen kann. Sie ſind ſehr erfindriſch in jeder Art Fiſche zu fangen. Sie machen Harpunen von Rohr, vorn mit hartem Holz zugeſpizt, die in ihrer Hand die Fiſche heftiger treffen, als eiſerne Spizen in den unſrigen es könnten. Noch haben ſie zwey Arten von geſchickt mit Perlemutter eingelegten Angeln.

Boote haben ſie von verſchiedener Art, von 72 Fuß lang bis fünf, allemal aber ſehr eng; daher, ſo oft ſie ſchiffen, befeſtigen ſie ein Holz an das Ende zweyer Stangen, die kreuzweis im Fahrzeug liegen, und laſſen noch 6 bis 10 Fuß über ſeine Seite etwas hinausgehen, faſt eben ſo, als wie an der fliegenden proa der Ladronen-Inſeln, dieß heißt outrigger; daran werden die Taue feſt gemacht, das Schiff aufrecht zu halten, und ſeinen Umſturz, wenn der Wind ſcharf bläſt, zu verwehren. In vielen Schiffen iſt das Vorder- und Hintertheil weit höher als die Mitte, der Geſtalt nach ein halber Zirkel, ſo daß beſonders das Hintertheil der größten Boote bisweilen 17 oder 18 Fuß hoch iſt, wenn das Boot ſelbſt kaum 3 Fuß hat. Ihre Kriegsboote gehen niemals allein aus, ſondern je zwey und zwey, Seite bey Seite, ohngefehr 3 Fuß weit von einander, durch ſtarke Pfäle aber, die herüber liegen, zuſammen vereint. Auf dem vordern Theil darauf iſt ein eben Dach aufgerichtet, ohngefehr 10 oder 12 Fuß lang und etwas breiter als die Boote. Es ruht auf Pfeilern, die 6 Fuß hoch ſind. Auf dieſer Bühne ſtehen die Fechtenden mit Schleudern und Speeren, Waffen, die ſie zum werfen brauchen. Denn unter die andern Beſondernheiten dieſes Volks gehört auch noch dieſe Sitte, daß ſie ihre Bogen und Pfeile blos zu ihren Spielen brauchen. Unter dieſen Bühnen ſizen die Ruderer, die die Verwundeten zu ſich nehmen, und Leute an ihre Stelle

hinauf hergeben. Einige Böte haben einen Maſt, und andere zwey, mit Federn an der Spize. Die Seegel ſind alle von Binzen; ihre Ruder (ours or paddles) haben eine lange Stange und ein flaches Blatt wie eine Backofenſchaufel.

Das ſonderbarſte iſt, ſie haben keine andere Werkzeuge, Bäume zu fällen, Boote zu machen, Steine zu hauen, aus Holz Formen zu bilden, und ſie zu poliren, als einen Hobel von Stein, einen Meiſel oder Bohrer von Bein, eine Raſpel von Corallen, und die Haut eines Fiſchs, der Stachelroche, (ſting-ray) heißt, mit Corallenſand, zum feilen oder glätten.

Ihre Sprache iſt ſanft und melodiſch, ſehr viele Selbſtlauter, und leicht auszuſprechen. Das Jahr theilen ſie in 13 Monate, und den Tag in 12 Theile, jeden von zwey Stunden, 6 für die Nacht, 6 für den Tag, und können jede Zeit des Tages nach der Höhe der Sonnen, wie ſie am Horizont ſteht, wohl errathen.

Das Volk glaubt an eine oberſte Gottheit, dabey aber nehmen ſie noch eine Menge Untergottheiten an; ſie beten, aber Bilder haben ſie nicht, und glauben das Daſeyn der Seele in einem abgeſonderten Zuſtand, wo es zwey verſchiedene Stuffen von Glückſeligkeit gebe.

Heyrathen ſcheint hier nichts anders zu ſeyn, als eine Uebereinkunft zwiſchen Mann und Frau, wobey der Prieſter nichts zu thun hat.

So bald man weiß, daß einer hier geſtorben iſt, ſo iſt das Haus ſogleich mit Verwandten angefüllt: einige beweinen ihren Verluſt mit lauten Klagen; aber die nächſten Blutsfreunde zeigen ihren Schmerz durch ſtilles Leid. So währt es fort, bis an den nächſten Morgen, wo der Leichnam, in ihr Tuch eingewickelt, vom Prieſter, der erſt über den Leichnam ſein Gebet herſagt, dann auch während der Proceſſion immer wiederholt, begleitet, auf einen Sarg an die Seeſeite gebracht, und ganz nah ans Geſtade hingeſezt wird; der Prieſter betet noch einmal, nimmt Waſſer in die Hand, und wirfts gegen den Leichnam, aber nicht darauf. Dann wird er 40 oder 50 Yards zurück getragen, und bald darauf abermal ans Ufer gebracht, wo die Gebete und das Beſprüzen von neuem anfangen. So geſchieht es etlichemal. Unterdeſſen wird ein klein Haus gebaut, das heißt, etwas Land wird mit Pfählen umgeben. Mitten in dieſem Haus werden Pfoſten geſchlagen, die den Sarg halten können, der endlich dahin getragen und darauf geſezt wird; hier bleibt der Leichnam; und das Trauren fängt von neuem an. Die Frauen verſammeln ſich, und werden von den nächſten Verwandten, die mit dem Zahn einer Haye ſich öfters oben in den Scheitel ſticht, an die Thüre geführt: Blut folgt in großer Menge, und wird in Leinwandsſtücken, die unter den Sarg geworfen werden, aufgefaßt. Die übrigen Weiber folgen ihrem Beyſpiel, und die Ceremonie

wird nach zwey oder drey Tagen, ſo lang ihre Betrübniß dauert, wiederholt. Auch die Thränen, die man bey dieſer Gelegenheit vergießt, werden in ihre Leinewand aufgenommen; einige junge Leute ſchneiden auch ihr Haar ab, und alles wird unter den Sarg geworfen; denn ſie denken, daß des Verſtorbenen Seele um den Plaz, wo der Körper beygeſezt iſt, herumſchwebe, und dieſe Zeichen ihrer Liebe und Neigung ſich wünſche. Dann fangen die Männer an, ihre Rolle zu ſpielen, indem ſie mit einigen andern Ceremonien, das nemliche thun, was die Weiber gethan hatten; und ſo fahren ſie nach gewiſſen Zwiſchenräumen bey fünf Monate fort zu handeln. Was da noch von dem Körper übrig iſt, wird aus der Bahre genommen, die Beine werden geſchabt, ſehr rein gewaſchen und begraben.

Unter dieſem Volk herrſcht eine Subordination, die dem frühen Zuſtand jeder Nation in Europa unter dem Feudalſyſtem gleich kommt. Ihre Stände ſind, earee rahie, was bey uns König iſt; earee iſt Lord, manahouni Vaſall, und toutou Leibeigener. Der Earee rahie, oder König jeder Halbinſel wird von allen Ständen ſehr geehrt, aber ſcheint nicht ſo viele Macht zu haben, als jeder earee in ſeinem eigenem Diſtricte ausübt. Dieſe lezten ſind Herren von einem oder mehreren Diſtricten, in die jede Halbinſel getheilt iſt, in allem ohngefehr 100 in der ganzen Inſel; ſie vertheilen ihr Land unter die Manahounies an jeden

etwas gewiſſes. Die toutous, die niedrigſte Claſſe, thun alles, ſie bauen das Land, fangen Fiſche, holen Holz und Waſſer; und, nach der Anleitung der Frau im Haus, kochen ſie die Speiſen. Jeder earee hat ſeine Hofhaltung, und hat eine große Anzahl von denen um ſich, die von ihm abhängen. Wenn ein gemeiner Feind die Inſel angreift, ſo muß jeder Diſtrict, unter der Anführung eines earee, ſeinen Theil Soldaten zur Vertheidigung des Ganzen hergeben. Die Menge derer, die von den vornehmſten Diſtricten in einer Halbinſel hergegeben werden, iſt ohngefehr 6680 Mann. Ueber die vereinigten Truppen hat der earee rahie das Commando. Ihre Waffen ſind Schleudern, die ſie ſehr geſchickt zu gebrauchen wiſſen; Picken, deren Spize aus dem Stachel einer Stachelroche gemacht iſt, und Keulen 6 oder 7 Fuß lang von ſehr hartem ſchwerem Holz. So bewafnet, ſollen ſie ſehr hartnäckig fechten.

Drittes Kapitel.

Von den Geſellſchaftsinſeln und der Inſel Ohetaroa.

Erſter Abſchnitt.

Von den Geſellſchaftsinſeln Huaheine, Ulietea, Otaha, Bolabola, und Maurua. Ihre Lage und Producte und Nachricht von den Tänzen, die in Otaha gewöhnlich ſind.

Huaheine oder Huahene, iſt eine Inſel ohngefehr 31 Seemeilen gegen NW. von Otaheiti; ſie liegt 16° 43′ ſüdlicher Breite, und 150° 52′ weſtlicher Länge von Greenwich, und hat ohngefehr 7 Seemeilen im Umfang. Auch dieſe Inſel, wie Otaheiti, iſt in zwey Halbinſeln getheilt; die gegen N. heißt Huaheine-nue, die gegen S. Huaheine-ete. Ihre Oberfläche iſt bergicht, und uneben; ihre Producte ſind gerade eben die, wie in Otaheiti; doch ſcheinen ihre Producte einen Monat früher zu kommen. Auf der weſtlichen Seite der Inſel unter den Nördlichſten bergichten Gegenden iſt ein ſicherer und bequemer Hafen. Die Einwohner ſcheinen größer und handfeſter, als die Otaheitier zu ſeyn. Herr Banks, der einen Mann maß, fand ihn 6 Fuß drey und einen halben Zoll hoch; doch ſind ſie ſo träge, daß er keinen überreden konnte, mit ihm den Berg hinauf zu gehen:

denn, ſagten ſie, wenn ſie es verſuchten, würden ſie unter der Arbeit erliegen. Die Frauenzimmer ſind ſchöner, als die von Otaheiti, und beyde Geſchlechter ſcheinen weniger furchtſam und neugierig zu ſeyn; ohnerachtet ſie ſonſt in Kleidung, Sprache, und faſt in allem ſich gleich ſind. Ihre Häuſer ſind zierlich; ſie haben Boothäuſer, die auſſerordentlich groß ſind; eines ward gemeſſen, 50 Schritte lang, 10 breit, 24 hoch; das Ganze in Bogen, die ſpiz. zuſammen laufen, wie unſere alten Dome, gebaut, an der einen Seite 26, an der andern 30 Pfoſten, die zwey Fuß hoch, und einen dick waren, und meiſtens in grobe Bilder von Menſchenköpfen und verſchiedene andere Erfindungen ihrer Einbildungskraft geſchnizt. Herr Banks bemerkte, in einer ſeiner Wanderungen hier, etwas beſonders. Es war eine Art von Kiſte, woran der Deckel ſehr genau angenähet, und mit Palmblättern ſehr nett gedeckt war. Sie war an zwey Stangen angemacht und ruhete auf kleinen niedlich geſchnizten Bogen von Holz. Die Stangen ſchienen dazu zu dienen, ſie von einem Ort zum andern zu bringen. Schon überhaupt ſchien die Aehnlichkeit zwiſchen dieſer Kiſte und der Bundslade der Juden etwas ſonderbares; und es wird noch mehr dadurch, weil ein Knabe, den man um den Namen fragte, antwortete: Ewharre no Eatua, das Haus Gottes; wozu ſie gebraucht wird und wie, konnte er nicht ſagen.

Sieben oder acht Seemeilen SWwärts von Huaheine liegt Ulietea, eine noch weit größere Inſel, aber dem Anſchein nach weder ſo fruchtbar noch volkreich. Die vornehmſten Nahrungsmittel hier ſind Plantanen, Cocosnüſſe, Yams, Schweine und Vögel, die beyden leztern aber ſelten. Holz und Waſſer kann man hier auch bekommen, aber zum Waſſer kann man nicht gut gelangen. Ein Hafen oder Bay die die Einwohner Opoa nennen, erſtreckt ſich faſt ganz längs der Oſtſeite der Inſel dahin, und die größte Menge von Schiffen findet darinn Plaz.

In dieſer Inſel fand man vier oder fünf Ewharre no-Eatua, oder Gotteshäuſer, woran, wie an denen zu Huaheine, Tragſtangen angebracht waren. Eines derſelben unterſuchte Herr Banks genauer, griff mit ſeiner Hand hinein, und fand einen Bündel ohngefehr 5 Fuß lang, 1 dick, in Matten eingewickelt; er riß dieſe ſtroherne Decken mit ſeinen Fingern weiter auf, und zulezt kam er an ſolche, die von den Faſern der Cocos gemacht waren; da er durch dieſe nicht weiter kommen konnte, und ſah, daß die Einwohner durch dieſe Handlung ſchon ohnedem beleidigt worden, ſo hörte er gar auf.

Nwärts von Ulietea liegt Otaha. Eine Straſſe, die da, wo ſie am engſten iſt, nicht über zwey Meilen breit iſt, theilet ſie. Dieſe Inſel iſt kleiner und noch unfruchtbarer, als die andern; aber ſie hat gegen W. und gegen O. zwey ſehr gute Häfen.

Sie bringt eben das, was die vorigen, hervor; die Leute ſehen auch gerade eben ſo aus. Als Herr Banks und Solander ans Land ſtiegen, ſo zeigte ſich in jedes Miene Furcht und Ehrerbietung gegen dieſelben; indem ſie zugleich das gröſte Zutrauen gegen ſie bezeugten, als auch ſo ſich betrugen, als wenn ſie ſichs bewußt wären, daß ſie Macht genug hätten, ihnen Unheil anzuthun, wenn ſies nur wollten. Männer und Weiber und Kinder, drangen ſich um ſie her, und folgten, wohin ſie nur giengen; niemand überſchritt je die Schranken der Höflichkeit; im Gegentheil, wenn Koth oder Waſſer im Weg war, ſo ſtritten die Männer mit einander, ſie auf ihren Rücken hinüber zu tragen. Sie wurden in die Häuſer der Vornehmen geführt, und auf ganz neue Art empfangen. Die, die ihnen unter Wegs gefolgt hatten, rannten, ſo bald ſie vor ein Haus kamen, vor ihnen vorbey und giengen vor ihnen eilends hinein. Inwendig fanden ſie die nemlichen an ieder Seite einer langen Binzmatte, die auf den Boden hingelegt war, hingeſtellt; oben ſaß die Familie. In dem erſten Haus fanden ſie einige junge Mädchen, ſehr nett angezogen, die auf ihrer Stelle ſizen blieben, und erwarteten, daß ſie zu ihnen hinauf kommen, und ihnen Geſchenke machen würden. Sie thatens mit großem Vergnügen; dann ſie hatten nie ſchönere oder beſſer gekleidete Kinder geſehn. Eins war ein Mädchen etwa 6 Jahr alt, deren Ueberkleid roth war; um

den Kopf war ein Hauptſchmuck von geflochtenem Haar, das ſie ſehr hoch ſchäzen, gewunden. Sie ſaß, auf den Arm einer ſchönen Weibsperſon von ohngefehr 30 Jahren, die wahrſcheinlich ihre Amme war, gelehnt, am obern Ende einer 30 Fuß langen Matte, worauf, ſelbſt, bey dem Gedränge, Niemand von den Zuſchauern zu treten wagte; die beyden Herren giengen zu ihr; ſo bald ſie nahe waren, ſtreckte ſie die Hand aus, um die Paternoſter, die ſie ihr anboten, anzunehmen, und keine europäiſche Prinzeßin hätte es mit mehrerem Anſtand thun können.

Das Volk war ſo ſehr über die Geſchenke an die Mädchen erfreut, daß, als Herr Banks und Solander wieder kamen, ſie auf nichts ſahen, als wie ſie ihnen Gefälligkeiten erzeigen wollten, und in einem Haus wurden ſie, auf Befehl des Herrn, mit einem Tanz eines Manns unterhalten, der ein groß Cylinderförmig Stück Weidenwerk auf ſeinem Kopf hatte, 4 Fuß lang und 8 Zoll im Durchmeſſer, Federn auſſen darauf, die perpendicular geſtellt waren, und rund umher am Rande die Spizen von Hayenzähnen und von Wendekreisvogel Schwänzen. Dieſen Hauptſchmuck auf, fieng, er an zu tanzen, ganz langſam den Kopf oft umgedrehet, ſo daß der Gipfel ſeiner hohen weidenen Müze im Kreiſe herumgieng; bisweilen warf er ſie ſo nah zu den Geſichtern der Zuſchauer, daß ſie zurückfuhren; dieß hielten

ſie für einen ſehr angenehmen Spaß, und lautes Gelächter erfolgte.

Ein oder zwey Tage hernach kamen unſere Herren bey ihrer Umherreiſe zu einer Geſellſchaft von Tänzern, die aus 2 Weibern und 6 Männern mit 3 Trommeln beſtanden. Die Frauenzimmer hatten eine große Menge Haarzöpfe auf ihrem Kopf; einigemal waren dieſe um den Kopf angebracht, hier und da noch mit Cap-Jaſmin, die ſehr Geſchmackvoll angeſteckt waren, ſehr ſchön aufgeputzt. Ihr Hals, ihre Schultern und Arme nackend, auch ihre Brüſte bis an den Ellenbogen, weiter unten waren ſie mit ſchwarzem Tuch bedeckt, das dicht an dem Leib ſaß; an der Seite jeder Bruſt, dem Arm zu, ſteckten ſie eine kleine ſchwarze Feder; und um ihre Hüften hieng eine Menge Leinwand, voller Falten, von der Bruſt an bis zu ihren Füſſen in Form eines langen Weiberrocks herab, und ſie wußten alles eben ſo geſchickt, als immer unſere Operntänzer, anzubringen; die Falten über den Leib waren die einen braun die andern weiß, die Röcke ganz weiß. Sie giengen nach abgemeſſenen Schritten ſeitwärts, recht ſehr gut nach dem Tackt der Trommeln, die ſtark und laut ertönten, einher; bald hernach fiengen ſie an ihre Hüften zu ſchütteln und bewegten die Falten der Kleider zugleich ſehr ſchnell, und ſo fuhren ſie durch den ganzen Tanz fort, nur daß ſie den Körper in verſchiedene Stellungen ſezten, bald ſtehend, bald ſizend, dann kniend und auf

ihre Ellenbogen gelehnt, wobey ſie zugleich die Finger mit einer Geſchwindigkeit bewegten, die man ſich kaum vorſtellen kann. Darinnen bezeigten ſie beſonders ihre Geſchicklichkeit, daß ſie die unzüchtigſten Stellungen und Gebehrden anzunehmen wußten.

Eines von dieſen Mädchen hatte 3 Perlen in ihren Ohren, eine ſehr groß, aber ſo garſtig, daß ſie nicht viel wehrt war; die andern zwey waren ſo dick, als eine mittelmäßige Erbſe: die waren rein, gut geſtaltet und von ſchöner Farbe, durch das Bohren aber verderbt. Herr Banks bot ihr ſo viel dafür an, als ſie nur begehren würde; aber ſie wollte ſie um keinen Preis hergeben; er verſuchte ſie durch Anerbietung des Wehrts von vier Schweinen, und was ſie ſich nur ausſuchen wollte, aber vergebens; und wirklich ſezen ſie da einen eben ſo großen Wehrt auf die Perlen, als ſie nur immer, wenn man ſie nur vor der Bohrung herſchafte, bey uns dafür löſen würden.

Sie ſahen auch Tänze durch Zwiſchenſpiele verfeinert. Unter andern einen, wo blos Männer waren, in zwey Partheyen getheilt, durch weiſſe und braune Kleider unterſchieden, die leztern ſtellten einen Herrn und Knechte vor: die andern Diebe; der Herr gab ſeinen Knechten einen Korb voll Fleiſch, darauf Achtung zu geben. Die Pantomime oder der Tanz der Weiſſen ſollte Diebesſtreiche andeuten, ihn zu ſtehlen, und die braunen verhinderten ſie tanzend daran. Nach einiger

Zeit

Zeit legten ſich die braunen rund um den Korb auf die Erde, und, daran gelehnt, ſchienen ſie zu ſchlafen; dieſer Gelegenheit bedienten ſich die andern, kamen leiſe daher, hoben ſie etwas vom Korbe weg, und trugen den Preis davon; die Schlafenden erwachten bald hernach, und vermißten ihren Korb; doch bald fiengen ſie wieder, ohne Rückſicht auf ihren Verluſt, zu tanzen an.

Vier Seemeilen NW. von Otaha liegt Bolabola, die mit lauter Klippen und verſchiedenen kleinen Inſeln, keine über 8 Seemeilen im Umkreis, umgeben iſt. Dieſen Inſeln und der Inſel Marua, die ſechs an der Zahl 14 engliſche Meilen von Bolabola Wwärts liegen, gab Capitain Cook den Namen der Geſellſchafts-Inſeln; ſie liegen zwiſchen 16° 10′ und 16° 55′ ſüdlicher Breite, und zwiſchen 150° 57′ und 152° weſtlicher Länge vom Meridian von Greenwich.

Zweyter Abſchnitt.

Von der Inſel Oheteroa.

Ihre Lage und Umfang. Beſchreibung ihrer Einwohner, deren Kleidung und Waffen.

Sie liegt im 20° 27′ ſüdlicher Breite, und 150° 7′ weſtlicher Länge von eben dieſem Meridian, hat 13 engliſche Meilen im Umfang, iſt eher erhaben

als niedrig, aber weder ſo volkreich noch fruchtbar, als die vorher erwähnten Inſeln. Ihr vornehmſtes Product ſcheint der Etoa Baum, woraus ſie ihre Waffen machen, zu ſeyn. Längs dem Ufer, das nicht, wie die benachbarten Inſeln mit Sandbäncken umgeben war, ſtanden viel dergleichen Bäume.

Die Leute ſind ſtark und wohl gebaut, aber eher brauner, als die auf den Geſellſchaftsinſeln. Unter ihren Achſelgruben haben ſie ſchwarze Male, ohngefehr ſo breit als eine Hand, gerauſt am Rand; und um ihre Arme und Füſſe gehen Kreiſe von eben der Farbe; ſonſt ſind ſie an keinem Theil gezeichnet.

Ihre Kleidung iſt ganz von der andern Inſel ihrer verſchieden. Zwar das Zeug iſt das nemliche, aber meiſt in ein glänzend, aber tiefes Gelb gefärbt, auſſen mit einer Art von rothem oder bleyfarbenem Firniß überſtrichen; über dieſen Grund ſind wieder, Streifenweiſe, nach verſchiedenen Modellen, wie unſere geſtreiften ſeidenen Tücher in England, ganz erſtaunend regulaire Farben geſtrichen; der lederfarbene Zeug hat weiſſe, und der rothe ſchwarze Streifen. Sie haben von dieſer Leinwand einen kurzen Jack, der bis zu den Knien reicht, von einem Stück; ein Loch, das rund herum mit weit auseinander ſtehenden Stichen benähet iſt, in der Mitte; durch dieſe Höhle wird der Kopf geſteckt, und ein gelb Stück ihres Leinwands, das Hinten um den Hals, und kreuzweis über die Bruſt und

dann, wie ein Degengehenke, um ihren Leib geht, hält das übrige des Kleids dicht an ihren Leib, und giebt ihnen ein ſehr munteres und kriegeriſches Anſehen. Einige tragen ein Stück weiß oder lederfarben Zeug um ihren Kopf, wie ein türkiſcher Bund gewunden, und andere haben Müzen von den Federn des Tropik-Vogels.

Ihre Waffen ſind lange Lanzen von Etoaholz, das ſehr hart iſt; ſchön polirt und ſpiz an einem Ende; einige ſind 20 Fuß lang, obgleich nicht über 3 Finger dick. Sie haben auch eine Keule, am Ende mit breiter Spize, ohngefehr 7 Fuß lang, von dem nemlichen Holz. Als einen Panzer gegen dieſe Waffen tragen ſie um den Leib und die Bruſt unter ihrem Kleid Binzenzeug (Matten) öfters zuſammen gelegt. Indeſſen können dieſe Waffen hier weniger als in andern Inſeln Schaden thun; denn dort ſind die Lanzen mit dem ſcharfen Bein des Stachel-Rochen (ſting-ray) das man Stachel nennt, geſchärſt, und die Picken ſelbſt ſind ſchwerer.

Alle andere Dinge hier ſind in ihrer Art beſſer als in den übrigen Inſeln. Das Zeug iſt beſſer gefärbt, und mit mehrerem Geſchmack und Schönheit gemahlt; die Keulen ſind beſſer geſchnitten und polirt; die Boote haben ſehr prächtige Zierrathen, und die erhöhete Arbeit daran iſt beſſer ausgeführt

Viertes Kapitel.

Von Neuſeeland.

Erſter Abſchnitt.

Seine Lage, Umfang, Boden, Clima, Pflanzen, und Thiere.

Abel Janſen Taſman, ein Holländer, hat 1642 dieß Land zuerſt entdeckt. Er hieß es Staatenland; nun heißts in unſern Charten Neuſeeland. Man dachte, es ſey ein Theil eines ſüdlichen feſten Lands; aber Cook, der es umfuhr, fand, daß es aus 2 Inſeln, die durch eine Straſſe 4 oder 5 Seemeilen breit von einander geſchieden ſind, beſteht. Sie liegen zwiſchen 34° — 48° ſüdlicher Breite, und 181° — 194° weſtlicher Länge von Greenwich. Die Inſel gegen N. wird von den Einwohnern Eaheinnomauwe, die gegen S. Tovy oder Tavy Poennamoo genannt. Die leztere iſt meiſtens bergicht, allem Anſchein nach kahl, und dünn bevölkert. Aber Eaheinnomauwe ſieht beſſer aus; zwar auch hier ſind nicht blos Hügel, ſondern Berge, aber alle mit Holz bedeckt, und kein Thal ohne einen Bach. Der Boden in den Thälern und Ebenen, wovon einige nicht waldicht ſind, iſt leicht aber fruchtbar; nach Herr Banks und Dr. Solander's Meynung

ſollte jede Art europäiſchen Obſts, Frucht und Pflanzen hier in der größten Vollkommenheit fortkommen. Aus den Pflanzen, die man hier fand, kann man ſchlieſſen, daß die Winter hier milder, und die Sommer nicht heiſſer, aber mehr gleichförmig waren, als in England, ſind; ſo daß, wenn dieß Land von Europa aus bevölkert würde, es, bey wenigem Fleiß, nicht allein die Nothdurft, ſondern Ueberfluß hergeben würde, um koſtbar zu leben.

Eine beträchtliche Strecke des Lands iſt mit dem ſchönſten Grün bedeckt, und unſere Naturliebhaber hatten das Vergnügen, 400 neue Pflanzen anzutreffen, die noch von keinen Botaniſten beſchrieben waren, und die ſie ſelbſt während ihrer Reiſe nirgends geſehen hatten. Sie fanden zwar weni eßbare Pflanzen; doch wilden Cellery, und eine Art von Creſſe, die überall an der Seeküſte wachſen, aſſen unſere Leute ſowohl zu ihrer Geſundheit als mit Vergnügen. Sie trafen auch eine Pflanze, ähnlich der, die in England lamb's quarter oder faf hen (Weißmuß) genannt wird, an, und kochten es ſtatt Kraut; einſt fanden ſie einen Kohlbaum, der ihnen die trefiichſte Mahlzeit verſchafte. Auſſer der Farrenkrautwurzel (fern root) und einer andern Pflanze, die in Europa ganz und gar unbekannt iſt, fanden ſie keine andere wildwachſende Frucht, die man hätte eſſen können, und unter den mit Kunſt gezogenen nur Yams, ſüſſe Erdäpfel, und Cocos. Die zwey

erſten werden in Plantagen, die oft viele Acres enthalten, gepflanzt. Auch Kürbiſſe bauen ſie, und brauchen ſie zu Gefäſſen.

Was die Bäume anbetrift, ſo ſind hier ungeheure große Wälder, voll vom geradeſten, reinſten und größten Bauholz, Bäume, deren Größe, Kern, und in die Augen fallende Dauerhaftigkeit ſie zu allem Bauweſen und überhaupt zu allem, auſſer zu Maſtbäumen, wozu ſie zu hart und zu ſchwer ſind, tauglich machen würde. Beſonders zeichnete ſich einer durch ſeine rothe Blüte aus; er war ohngefehr ſo groß als eine Eiche; das Holz auſſerordentlich hart und ſchwer, und treflich zu Mühlen zu gebrauchen. Noch eine andere wächſt in den Sümpfen, ſehr lang und ſtark, und dick genug, für jede Art Schiffe Maſte zu machen. Die Schiffszimmerleute verglichen ihn mit der ſchwarzen Tanne (pitch-pine;) könnte er durch Abzapfen leichter gemacht werden, ſo gäbe er die beſten Maſten auf der Welt. Auch der Sineſiſche Papermaulbeerbaum iſt hier der nemliche, von dem die oben erwähnten Inſeln ihre Leinwand machten; aber ſo ſelten, daß zwar die Seeländer auch Leinwand davon haben, aber zu keinem andern Gebrauch, als die Löcher, die ſie in ihre Ohren machen, damit auszuzieren.

Bemerkungswürdig iſt, daß unter allen den Bäumen, Geſträuchen und Pflanzen keine Obſt trägt, auſſer eine einzige Beere, die weder lieblichen Geſchmack noch Geruch hat. Aber eine an=

dere Pflanze iſt hier, die die Einwohner, ſtatt Hanfs und Flachſes brauchen, und die bey weitem vor allem dergleichen, in welcher Gegend es auch ſey, den Vorzug hat. Es giebt zwey Arten davon; die Blätter von beyden ſind Flaggenförmig, doch ſind die Blüten kleiner und die Aehren zahlreicher und häufiger, die eine Art iſt dunkelroth, die andere gelb. Aus den Blättern machen ſie, ohne viele Vorbereitung, allen ihren täglichen Anzug, auch ihre Stricke, Tauen, und was zum Binden gehört, nur alles über alle Vergleichung weit ſtärker, als wir mit Hanf. Durch eine andere Zubereitung ziehen ſie lange dünne Faden, die wie Schneeweiſſe Seide ausſehen, aus der nemlichen Pflanze; auch dieſe ſind zum Erſtaunen ſtark; ſie dienen zum feinern Tuch, und die Blätter, ohne irgend eine andere Vorbereitung, als daß man ſie in die gehörige Breite ſchneidet, und an einander knüpft, zu Fiſchernezen, die manchmal über die Maaßen groß ſind. Dieſe Pflanze würde gewiß für England, wo es wahrſcheinlich ohne viele Mühe wachſen würde, ein großer Vortheil ſeyn; man findet ſie in dem trockenſten Staub, und dem tiefſten Sumpf; die im Sumpf ſind die größten.

Viefüſſige Thiere fanden ſich ſonſt keine als Hunde und Razen; und wahrſcheinlich haben ſie ſonſt auch keine. Denn die Hauptſache, worauf die Einwohner in ihrer Kleidung ſtolz thun, iſt die Haut und das Haar ihrer Thiere, und man fand doch ſelbſt nichts als Hundshäute und Fe-

dern. Die Hunde leben bey den Menſchen, und ſie ziehen ſie zu ſonſt nichts groß, als um ſie zu eſſen. Doch ſah man Seehunde und einen Seelöwen an der Küſte.

Von Vögeln gabs wenige Arten, und ſonſt keine europäiſche, als Rothgänſe (gannets.) Enten und Waſſerraben von mancherley Art ſah man auch, und wer ſie eben nicht genau unterſuchte, konnte ſie, der Aehnlichkeit nach die ſie mit den unſern hatten, ſo nennen. Auch gabs Wachteln, Eulen und Habichte, die dem erſten Anblick nach von den europäiſchen wenig verſchieden waren; auch verſchiedene Arten kleinerer Vögel, deren Geſang alles übertraf, was unſere Entdecker nur immer gehört hatten. An der Küſte halten ſich viel Waſſervögel auf, beſonders Johannisgänſe (Albatroſſes,) pintados und ſheerwatars, und einige wenige Penguinen.

Inſecten giebt es nicht mehr als Vögel; einige Buttervögel und Käfer, Fleiſchfliegen wie die europäiſchen, und einige Muskiten und Sandfliegen, die wohl die nemlichen mit denen in Nordamerika ſind; dieß iſt alles. Von der leztern Art gab es überall an den Ufern, wo dieſe Herren ans Land ſtiegen; aber ſie beunruhigten ſie ſo wenig, daß ſie ſich der Sträuche, die ſie ihre Geſichter zu deken mit ſich genommen hatten, nicht bedienten.

Die See hält ſie für dieſen Mangel an Landthieren ſchadlos; jeder Buſen wimmelte von geſunden und treflichen Fiſchen; ſelten lag das Schiff

irgendwo vor Anker, oder gieng langſam von einem Ort zum andern, beſonders Swärts und nahe bey Klippen, daß ſie nicht blos im Angeln ſo viel Fiſche fangen konnten, die ganze Schiffscompagnie zu verſehen; warfen ſie gar das Nez aus, ſo bekamen ſie noch eine weit größere Menge. Die Mannichfaltigkeit derſelben glich ihrer Menge; Mackerellen mancher Art, und darunter einer wie der Engliſche. Auſſerdem noch andere Arten, die ſie vorher noch gar nicht geſehen hatten; die größte Delicateſſe für ſie war der Seekrebſe (lobſter) der in einigen Stücken von unſern Engliſchen verſchieden iſt; denn ſie haben einige Zacken mehr an ihren Backen, und ſind anfänglich, wenn ſie aus dem Waſſer gezogen werden, roth. Verſchiedene Arten glatter Rochen (Skate) und Stachelrochen findet man auch hier; und unter mehreren Arten der Hayen (dogfish) iſt einer weißgeſprengelt, dem Geſchmack nach unſern beſten Rochen (Skates) ähnlich, aber noch beſſer. Noch giebt es hier, auſſer den Aalen und Meeraalen (congers) verſchiedener Art, Schalthiere von allerley Sorten, beſonders Auſtern, Meerſchnecken und clams.

Zweyter Abſchnitt.

Beſchreibung der Einwohner, die Art, wie ſie ſich entſtellen, ihre Art ſich zu puzen, Kleidung, Nahrung und Lebensart; ihre Häuſer, Canoes und Schiffahrt, ihre Waffen, Kriegstanz, Religion und Regierung.

Die Einwohner auf Neuſeeland ſind der Statur nach mit den gröſsten Leuten in Europa zu vergleichen. Ihre Farbe insgemein iſt braun, etwas dunkler als ein Spanier, der der Sonne ausgeſezt geweſen iſt, und viele nicht einmal ſo tief braun. Ihr Haar am Haupt und Bart iſt ſchwarz, ihre Zähne ſind auſſerordentlich regelmäſſig und ſo weiſs als Elfenbein, beyde Geſchlechter haben eine gute Geſichtsbildung. Sie ſind ſtark, haben feſte Glieder, und fleiſchigt. Sie ſcheinen ſehr gut zu ſeyn, und viele werden ſehr alt. Die Frauenzimmer haben in ihrem Aeuſſerlichen nicht die weibliche Feinheit, aber eine ſehr ſanfte liebliche Stimme; dabey wie die Frauenzimmer in andern Ländern, mehr Einbildungskraft, Wiz und Lebhaftigkeit als das andere Geſchlecht. Männer und Weiber ſind freundlich und gut geſinnt; ſie gehen auf die zärtlichſte Weiſe mit einander um, aber gegen Feinde ſind ſie unverſöhnlich.

Die Männer haben gemeiniglich ihren Bart geſchoren, und ihr Haar oben auf dem Kopf in

einen Buſch hinaufwärts geknüpft, und Federn von verſchiedenen Vögeln, auf verſchiedene Weiſe, wie es ihnen einfällt, geordnet, darauf. Die Weiber tragen bald ihr Haar abgeſchnitten, bald über die Schultern fliegend. Die Körper beyder Geſchlechter ſind auf die nemliche Weiſe wie in Otaheiti ſchwarz gezeichnet, das man Tattauen nennt; nur die Männer mehr als die Frauenzimmer. Dieſe zeichnen gemeiniglich nur ihre Lippen; doch dann und wann haben ſie auch kleine ſchwarze Fleckchen auch an andern Theilen: die Männer hingegen ſcheinen jährlich noch etwas hinzuzuthun, wenigſtens ſind die Aeltern faſt von Kopf zu Fuß mit ſolchen Zeichen bedeckt. Sie haben auch noch dergleichen, die ganz beſonders ſind, und auf ganz unbekannte Weiſe gemacht werden; es ſind Furchen eine Linie tief und eine breit, ſo wie auf Baumrinde, die ein Jahr zuvor durchſchnitten worden iſt; der Rand der Linien wird gezackt, und ihre Schwärze giebt ihnen ein fürchterlich Anſehen. Die Jünglinge ſchwärzen, wie die Weiber, nur ihre Lippen, etwas älter haben ſie einen ſchwarzen Fleck auf einem Backen, und auf einem Aug, und ſo fahren ſie Stufenweiſe fort. Für einen Europäer iſt dieſe Entſtellung abſcheulich anzuſehen; aber die Kunſt und Geſchicklichkeit mit der ſie es machen, iſt auſſerordentlich. Die Marken auf dem Geſicht ſind gemeiniglich in Spirallinien mit großer Genauigkeit und Kunſt gezogen, ſo, daß die auf der einen Seite genau auf die auf der an-

dern paſſen. Die auf dem Leib gleichen einigermaſſen dem Laubwerk auf alten ausgelegten Kunſtwerken, oder ſo wie die Figuren auf Goldſtückwerk (fillagree) zuſammen laufen; dabey aber ein ſolcher Ueberfluß der Einbildungskraft, daß unter hundert, die einander vollkommen ähnlich ſcheinen, bey näherer Betrachtung nicht zwey einander gleich gefunden worden ſind. Die Anzahl und die Geſtalt iſt in den verſchiedenen Gegenden der Küſte verſchieden; und ſo wie in Otaheiti der Hindere der Hauptſitz derſelben iſt, ſo iſt in Neuſeeland gerade dieſer Theil ganz frey, und zeichnet ſich überhaupt weniger, als die andern, aus. Sie bemalen hier auch ihre Haut, beſchmieren ſie mit Röthelſtein, den ſie entweder trocken darauf reiben, oder auf großen Stücken Tuch, mit Oel vermiſcht ſo ſchwach darauf legen, daß er bey der geringſten Berührung weggeht.

Beyde Geſchlechter durchbohren ihre Ohren, und ziehen die Hölen ſo weit, daß man wenigſtens einen Finger hineinlegen kann. In dieſen Löchern tragen ſie alle Arten Zierrathen, Leinwand, Federn, Knochen von großen Vögeln, ja ſogar die Nägel, die ihnen die Engländer gegeben haben. Die Weiber drängen bisweilen Pflaumen der Johannisgans, die ſo weiß wie Schnee iſt, durch, ſo daß es vorn und hinten einen Buſch, faſt Fauſtgroß macht; ein ſonderbahrer doch nicht unangenehmer Anblick. Auſſerdem haben ſie noch andere Dinge durch Schnüre daran gebunden, Meiſ-

ſel oder große Nadeln von grünem Talk, den ſie ſehr ſchäzen, gemacht, Nägel und Zähne ihrer verſtorbenen Anverwandten, und was ſie ſonſt noch für Koſtbarkeiten bekommen können. Die Frauenzimmer tragen auch Arm- und Fußbänder, von Schaalen, Vogelknochen, oder ſonſt Dingen, die man durchhöhlen und an einen Faden binden kann, zuſammengeſezt. Bisweilen hängen die Männer eine Schnur, woran ein Stück grünen Talkſteins oder Fiſchbeins iſt, mit einer Mannsfigur grob darauf eingegraben, um den Hals; auf dieſen Puz bilden ſie ſich ſehr viel ein. Die beyden Herren ſahen einen Mann, deſſen Naſenknorpel mit einer Feder durchbohrt war, die auf beyden Seiten über die Backen herunter gieng.

An perſönlicher Reinlichkeit kommen ſie den Einwohnern von Otaheiti nicht gleich; denn da ſie kein ſo warmes Clima haben, ſo können ſie ſich nicht ſo oft baden. Aber das häßlichſte an ihnen iſt das Oel, mit dem ſie ihr Haar ſalben. Es beſteht meiſtentheils aus Thran; die Reichen haben zwar friſches, die Gemeinen aber ſtinkendes, und ihr Geruch iſt eben ſo unangenehm, als der Hottentotten.

Die Kleidung eines Neuſeeländers iſt ſehr rauh. Sie wird von den oben erwähnten Flachsblättern gemacht. Dieſe werden in drey oder vier Theile aus einander geriſſen, und wenn ſie trocken ſind zu einer Art von Tuch, faſt ſo weit als Nezwerk, in einander gewoben, alle Enden hangen

acht oder neun Zoll lang, auf der obern Seite heraus. Zwey Stücke gehören darzu, ein vollſtändiges Kleid zu machen; eines von ihnen wird mit einer Schnur über die Schultern geknüpft und geht bis an die Knie. An das Ende dieſer Schnur iſt eine beinerne Nadel angebracht, wodurch man die zwey Theile dieſes Oberrocks leicht zuſammen heften kann: das andre Stück wird um den Leib gebunden, und reicht faſt bis auf den Boden; dieſes aber tragen nur die Männer bey beſondern Gelegenheiten: ſie haben auch eine Art von Degengehänge um ihren Leib.

Auſſer dieſer rauhen Kleidung haben ſie zwey Arten glättere, ſehr künſtlich gemacht. Die eine iſt ſo rauh, als unſer rauhſter Canefaß, dem es auch in der Art wie die Fäden liegen, etwas ähnlich iſt, aber zehnmal ſtärker. Die andere machen ſie, indem ſie viele Fäden dicht neben einander herunter zu legen, und nur einige wenige queer durch einen halben Zoll von einander, daß ſie ſie zuſammen binden können. Oft iſts geſtreift und ſieht ſehr ſchön aus, wird aus den Faſern der nemlichen Pflanze gemacht, und ſieht wie Seide aus. An dieſe beyden Arten würken ſie Borten von verſchiedenen Farben und Modellen, ſo zierlich und fein, daß wenn man betrachtet, daß ſie keine Sticknadeln haben, es erſtaunend iſt. Ihr ſchönſter Schmuck aber beſteht in ihren Hundsfellen, die ſie ſehr gut anzubringen wiſſen; in Streifen geſchnitten nähen ſie ſie in gewiſſen Entfernungen

an das Leinwand; dieſe Streifen ſind buntfärbicht und ſehen ſo geſtellt, ſchön aus. Man ſieht auch, doch ſelten, Kleider, ſtatt der Hundshäute, mit Federn geſchmückt.

Ihre Speiſe ſind Hunde; Vögel, meiſtens Albatroſſen und Penguinen ſind ihre Delikateſſe, Fiſche iſt ihre gemeinſte Nahrung; was den Europäern Brod iſt, iſt ihnen Farrenkrautwurzel, die der gleicht, welche in den engliſchen Wäldern wächſt, und auch br cken oder brakes (Farrenkraut heißt. Sie backen ſo, wie die Otaheitier, und röſten Fleiſch oder Fiſch, ſeitwärts an einer Art von Spieß. Da ſie kein Gefäß haben, in welchem Waſſer ſiedend gemacht werden kann, ſo iſt dieß die einzige Art ihrer Kocherey. Abſcheulich iſt es, daß ſie, wie gewiß bewieſen iſt, wahrſcheinlich aus Mangel an Fleiſch von andern Thieren, die Körper ihrer erſchlagenen Feinde kochen und eſſen. Jedes Dorf iſt eine Feſtung, die auf den Gipfel ſteiler Anhöhen nahe am Ufer der See, auf der Landſeite durch tiefe Gräben und ſtarke mit Weiden zuſammen gebundenen Palliſaden geſichert, gebauet iſt, ſo daß eine kleine Anzahl entſchloſſener Männer auch der größten Menge, die keine andern Waffen als die beſchriebenen hat, widerſtehen kann. Auch ſind dieſe Dörfer mit vielem Farrenkraut und getrockneten Fiſchen gegen eine Belagerung wohl verſehen. Sie liegen meiſtens Südwärts auf der Inſel; alles, beſonders ihre beſten Kleider und Fiſchernetze, ſcheint da gemein

zu ſeyn; ihre feinen Kleider werden in einer kleinen Hütte mitten im Dorf aufbewahrt; Neze macht jedes Haus; die Theile werden geſammelt und zuſammen gebunden. Ihre Häuſer ſind ſelten über 18 oder 20 Fuß lang, 8 oder 10 breit, und vom Dachgipfel herab 5 oder 6 hoch; ſie ſind von Holz, meiſtens dünne Stickel; an den Mauren und am Dach iſt Heu feſt dazwiſchen gelegt, an einigen iſt auch Baumrinde an der Seite, die bey kaltem Wetter ſehr dienlich ſeyn müſſen. Das Dach geht ſchief hinauf, das Thor iſt an einem Ende und gerade ſo hoch, daß ein Mann auf Händen und Füſſen hinein kriechen kann: am Thor iſt ein viereckigt Loch, das ihr Fenſter und Schornſtein iſt; hier faſt in der Mitte zwiſchen den 2 Seiten iſt ihr Heerd; es iſt ein hohles Viereck, mit Abtheilungen von Holz oder von Stein umgeben; das Dach geht noch zwey Fuß an jeder Seite über die Mauer heraus, und bildet eine Art von bedecktem Gang, wo die Familie auf Bänken ſizt, der Boden innen iſt dick mit Heu bedeckt; hierauf ſchlafen ſie. An einem in die Augen fallenden Ort iſt eine Diele, in die Figuren eingeſchnitten ſind; hierauf halten ſie eben ſo viel, als wir auf ein Gemählde; einige der Reichern, wenn ſie große Familien haben, haben in einem Hof drey oder vier Häuſer, die Mauren von Pfählen und Heu, ohngefehr 10 oder 12 Fuß hoch.

Ihr ganz Hausgeräthe liegt gemeiniglich in einer einzigen Kiſte; doch ihre Brodkörbe, ihre Kürbiſſe,

biſſe, worinnen ſie friſch Waſſer haben, und die Hämmer, womit ſie ihr Farrenkraut ſchlagen, haben ſie gemeiniglich auſſen vor der Thür, ihre Kleider, Waffen, einige rohen Inſtrumente und wenige Federn zur Haarzierrath, machen ihren übrigen Schaz aus.

Ihre Künſtlichkeit ſiehet man beſonders an ihren Booten. Die größten dienen wohl zum Krieg, und halten 40 bis 80 oder 100 Mann. Die Engländer maſſen eines, es war faſt 70 Fuß lang, fünf breit, drey und einen halben hoch, der Boden ſpiz mit geraden Seiten, die Keilförmig zu gehen, und beſtand aus drey Theilen der Länge hin, die ohngefehr zwey Zoll tief ausgehöhlt, und mit ſtarken Flechten zuſammen vereinet waren; jede Seite beſtand aus einer einzigen ganzen Planke, 63 Fuß lang, 10 oder 12 Zoll breit, ein und ein Viertel Zoll dick, die mit großer Geſchicklichkeit und Stärke an den Boden feſt gemacht war. Oben waren von einem Randbalken des Boots zum andern hinüber Queerhölzer dazwiſchen gelegt, um das Schiff zu befeſtigen. Das Ornament des vordern Theils gieng noch fünf oder ſechs Fuß über das Schiff hinaus, nnd war ohngefehr vier und einen halben Fuß lang; das am Hintertheil 14 lang, zwey breit, und anderthalb Zoll dick; beyde beſtanden aus Brettern, in die Zierrathen geſchnitten waren. Alle Canoes, einige wenige die von einem Stück und am Feuer gehöhlt ſind, ausgenommen, bauen ſie nach dieſer

Art, wenige ſind unter 20 Fuß lang. Die Bilderey auf dem Hinter- und Vordertheil von kleinen Böten, die ſie blos zum fiſchen brauchen, iſt eine Mannsfigur mit einem Geſicht ſo garſtig als möglich, und einer ungeheuren Zunge aus dem Maul heraus, weiſſe Schaalen von Meerrohr ſtatt der Augen eingeſezt; die beſſern aber ſind prächtig mit Schnizwerk, und mit loshangenden Franzen von ſchwarzen Federn, die ſehr ſchön laſſen, geziert.

Ihre Ruder ſind klein, leicht, niedlich gemacht, das Blatt wie Laub, unten ſpiz, mitten am breitſten, alles nicht über 6 Fuß lang. Hiermit fahren die Boote mit erſtaunender Geſchwindigkeit oben hinweg.

Das Seegel beſteht aus Binzmatten, die auf zwey Stangen oben auf jeder Seite des Boots aufrecht geſezt ſind, dieſe machen ſowohl den Maſt als die Seegelſtange (Yard) aus; zwey Thaue die oben an jeder Stange angemacht ſind, dienen ſtatt der Seegel. So ungeſchickt dieß iſt, ſo ſeegeln ſie doch vor dem Wind treflich weg; zwey Männer hinten ſteuern, jeder ein Ruder in der Hand. Anders als vor dem Wind können ſie nicht ſeegeln.

Die Werkzeuge mit denen ſie die Boote, worauf ſo viel Zierrathen ſind, bauen, ſind blos Aexte, Hobel und Meiſſel, die auch ihre Bohrer ſind; Metalle haben ſie nicht, daher ſind ihre Aexte und Hobel von hartem ſchwarzen Stein oder von grünem, hartem und zähem Talk, und ihre Meiſ-

ſel von Menſchenbeinen oder kleinen Stücken Jaſpis, den ſie in ſcharfen eckigen Stücken, wie Flintenſteine, von einem Block abhauen.

Ohngeachtet ſie beſtändig Krieg führen und ſehr geſchickt ſind, jedes Dorf zu befeſtigen, haben ſie doch auſſer einer Lanze, die ſie bisweilen mit der Hand werfen und einem Pfeil, keine Waffen zum werfen, keinen Bogen und Pfeile und Schleudern, die Lanze iſt 14 oder 15 Fuß lang, gemeiniglich an beyden Ecken ſpiz, vorn manchmal von Bein; im Gefechte faſſen ſie ſie in der Mitte, wo das Gleichgewicht iſt, und ſo werfen ſie es heftiger, als wenn man dergleichen Waffen am Ende hält. Auch Schlachtäxte haben ſie, und patoo patoos von grünem Talk einem ſpizen Blatt ähnlich, mit kurzem Griff und ſcharfem Rand; ſie machens unten an den Arm mit einem ſtarkem Riemen feſt, damit es ihnen nicht aus den Händen gewunden werden kann, und kann auf einen Streich die dickſte Hirnſchaale zerſplittern. Leute von Stande tragen es gemeiniglich als eine kriegeriſche Zierrath in dem Gürtel; ſelten und nur wenn ſie ihre Feſtungen vertheidigen, werfen ſie Pfeile und Steine, allemal mit der Hand. Waffen zur Vertheidigung haben ſie keine; die Anführer tragen auſſer ihren Waffen, ſo wie unſere Officiere den Sponton, einen Stab zum Unterſchied von den andern, gemeiniglich ein Wallfiſchbein, weiß wie Schnee, mit Schnizwerk, Hundshaaren und Federn darauf, oft iſt ein Stock 6 Fuß lang, eben ſo ge-

ſchnizt und mit Muſcheln, die wie Perlemutter ausſehen, eingelegt. Gemeiniglich ſind es Alte, die dieſe Ehrenzeichen tragen.

Greifen ſie den Feind an, ſo geſchiehts mit ihrem Kriegsgeſang und Tanz, der in vielen heftigen Bewegungen und ſcheußlichen Verdrehungen beſtehet. Die Zunge wird öfters unglaublich weit herausgeſtreckt, und die Augenlieder ſo entſezlich gezogen, daß oben und unten das Weiſſe im Auge in völliger Zirkelform herausſieht. Sie laſſen nichts weg, was ſie furchtbar machen kann; zu gleicher Zeit ſchwingen ſie ihre Speere, und werfen ihre Pfeile und patoo patoos durch die Luft. Dieſer ſchreckliche Tanz wird ſtets mit einem wilden nicht unangenehmen Geſang, worinnen jeder Vers mit einem langen und tiefen Seufzer ſich endet, begleitet. Ihre Bewegungen dabey ſind ſehr heftig und behend, alles genau nach dem Takt.

Muſikaliſche Inſtrumente, die den Namen verdienen, haben ſie nicht. Sie haben eine Muſchel, die man Tritons-Trompete nennt, und wie ein Poſthorn lautet; die andere iſt eine Art Pfeife. Doch ſingen ſie niemals dazu, noch bringen ſie etwas, das einem Ton gleicht, damit heraus.

Die Einwohner bekennen den Einfluß oberer Weſen: eines davon iſt das höchſte, die übrigen untergeordnet. So gleicht ihre Religion ſehr der Otaheitier ihrer; nur gottesdienſtliche Pläze fanden die Engländer nicht. Bey einer Plantage von

Erdäpfeln fanden ſie doch ein kleines Viereck mit Steinen umgeben, in deſſen Mitte ein Pfoſten aufgeſtellt war, woran ein Korb mit Farrenkraut hieng; die Einwohner ſagten, es ſey ein Opfer für die Götter, wodurch ſie der Beſizer ſich gnädig und ſeine Ernde geſegnet machen wolle. Was ſie mit ihren Todten machten, konnte man nicht genau erfahren; die gegen N. ſagten, ſie begrüben ſie, die gegen S., ſie würfen ſie in die See; und doch traf man unter beyden Geſchlechten faſt nicht ein einziges an, deſſen Körper nicht Narben von Wunden hatte, die ſie ſich aus Betrübniß wegen des Todes ihrer Verwandten oder Freunde gemacht hatten.

Ihre Sprache iſt nur wenig von der Otaheitiſchen unterſchieden. Von der Regierungsart erfuhr man wenig. Wir bemerkten oben, daß ihre Städte alle befeſtiget ſind; in einem andern Theil des Landes gab es aber weder Städte noch Dörfer, blos einzelne Häuſer hier und da; doch an den Seiten der Berge waren lange Pläze, die ihnen wohl bey der Gefahr zur Retirade dieneten, mit Steinen und Pfeilen verſehen, und künftiger Theurung vorzubeugen, lag eine Menge Farrenkraut und getrocknete Fiſche darauf. In dieſem Theil ſchien das Volk in einem Zuſtand vollkommner Sicherheit zu wohnen. Ihre Pflanzgärten ſind zahlreicher, ihre Boote ſind mit ſchönerem Bildwerk geziert, das Land iſt volkreicher, und die Leute tragen feinere Kleider. Die Ruhe und

Ueberfluß ſcheinet davon herzukommen, weil ſie einem Haupte oder Könige mit Namen Teratte unterworfen waren, der noch andere Häupter, die alle ältliche Männer waren, unter ſich hatte.

Fünftes Kapitel.

Von Neuholland.

Beſonders der öſtlichen Küſte, nun genannt Neu-Süd-Wales.

Erſter Abſchnitt.

Allgemeine Ueberſicht des Landes. Bäume und Pflanzen, und vierfüſſige Thiere. Beſchreibung des Kangaroo. Vögel, kriechende Thiere, Inſecten, beſonders Ameiſen, deren Neſter beſchrieben werden. Fiſche.

Dieß Land iſt weit größer als irgend eines, was nicht den Namen eines Welttheils hat; denn es geht vom 11° zum 38° ſüdlicher Breite, und die Länge der O. und NO. Küſte, längs welcher Herr Cook hinſegelte, iſt in gerader Linie 27°, alſo 2000 Meilen; ſo daß es im Ganzen größer als ganz Europa ſeyn muß. Der öſtlichſte Theil dieſer Küſte iſt 206° 20′ weſtlicher Länge von Greenwich.

Südwärts 33° oder 34° der Breite iſt das Land überall niedrig und eben, weiter Nordwärts iſt es hoch, aber nirgends gebirgig; denn alle Hügel und Berge zuſammen, mit den Thälern und Ebenen verglichen, machen nur einen kleinen Theil des Landes aus. Im Ganzen iſts unfruchtbar, doch hat der hohe Theil Wälder, und an vielen Orten ſind auch die Ebenen mit Kräutern bedeckt. An andern Orten iſt der Boden mit loſem Sand bedeckt, und viele der offenen Pläze zwiſchen den Wäldern ſind felſicht und unfruchtbar, beſonders Nwärts, wo auch an den beſten Stellen die Pflanzen nicht ſo reichlich, als Südwärts fortkommen, und die Bäume weder ſo lang, noch das Krautwerk ſo dick iſt. Das Gras ſteht gemeiniglich hoch, aber dünn und ſelten ſind große Bäume näher als 40 Fuß bey einander; die Ufer der Buchten ſind mit Ibiſch (mangróves) bedeckt. Eine Meile weiter hinein ſind Moräſte mit Gras bedeckt, die Küſte Nordwärts von 25° S. hat ſehr viele ſchöne Rheden und Häfen, wo die Schiffe ſicher liegen können in die unzählige kleine Bäche, aber keine große Flüſſe, ſich ergieſſen.

In vielen Theilen giebt es ſehr viel Gehölze; aber unſere Engländer fanden nur zwey Arten von Bäumen, die man etwa zum zimmern brauchen könnte. Dieſe Bäume ſind ſo groß oder gröſſer, als eine engliſche Eiche, und eine ſieht auch faſt eben ſo aus, und giebt ein röthlichtes Gummi, wie Drachenblut; das Holz iſt hart, ſchwer,

dunkler Farbe, wie Lignum vitae, die andern wachſen gerade und lang, faſt wie die Fichte; das Holz, das dem von der amerikaniſchen Eiche, die man die lebendige nennt, gleicht, iſt eben ſo hart und ſchwer. Auch giebts Bäume mit weicher leicht abzuſchälender Rinde, eben die, die man in Oſtindien, die Schiffe mit Theer zu verſtreichen, braucht. Es giebt auch drey verſchiedene Arten Palmen. Die erſte die Südwärts in großer Menge wächſt, hat Blätter, wie ein Fächer gefaltet; das Cabbáge iſt klein, aber auſſerordentlich ſüß, und die Nüſſe, die es in großer Menge trägt, ſind gut für die Schweine. Die zweyte Art iſt noch mehr mit dem Cabbagebaum von Weſtindien zu vergleichen, die Blätter ſind groß und Pfriemenförmig, wie des Cocosbaums, ſie bringen auch Cabbage noch gröſſer als die vorigen, doch nicht ſo ſüß, hervor. Die dritte Art, die wie die zweyte nur in nördlichen Gegenden gefunden wird, iſt ſelten höher als 10 Fuß, hat kleine Pfriemenförmige Blätter wie das Farrenkraut, es trägt keine Cabbage, aber eine große Menge Nüſſe, ſo groß wie eine Muſcatennuß, aber runder; ſie ſind ein ſtarkes Brech- und Purgiermittel. Auſſer dieſem giebt es noch verſchiedene Bäume und Geſträuche, die in Europa ganz unbekannt ſind; einer trägt eine Art Purpuräpfel, die man, wenn man ſie einige Tage hinlegt, eſſen kann, und faſt wie Zwetſchgen ſchmeken; andere ſehen wie Pflaumen aus, und flach, wie ein kleiner Käs; andere wie Kirſchen, nur

daß die Steine weich ſind; andere ſehen aus wie Tannzapfen, ſchmecken aber nicht gut. Kurz, es giebt hier eine große Mannichfaltigkeit von Pflanzen, die Botanick zu bereichern; wenige aber ſind eßbar.

Unter den vierfüſſigen Thieren iſt das wichtigſte Thier das Cancaroo; es iſt ſo groß als ein Schaaf; Kopf, Hals und Schultern ſehr klein gegen den übrigen Theil des Körpers betrachtet, die Vorderfüſſe eines Jungen waren nur 8 Zoll lang, dicht an der Bruſt; die hintern 22. Die Haut mit kurzen Pelzwerk von grauer oder dunkler Mausfarbe bedeckt, Kopf und Ohren aber waren anders und hatten einige wenige Aehnlichkeit mit Haaſen, der Schwanz faſt eben ſo lang, als der ganze Leib und gegen das Ende zu dicker; ſein Gang beſteht in Sprüngen auf eine große Ferne, und doch blos auf zwey Beinen, gerade. Gekocht iſt treflich zu eſſen. Sie haben auch Hunde; ein Thier vom Opoſſum Geſchlecht; ein anderes das einem Potecat gleicht, von den Einwohnern Quoll genannt. Der Bauch iſt weiß, der Rücken weiß geſprenkelt.

Die Landvögel ſind Fledermäuſe, ein Mitteldiug zwiſchen Thier und Vogel, ſo groß wie ein Rebhuhn Papegayen, nach ihren verſchiedenen Sorten, (parrots, parroquets, cocatoos,) und andere Vögel von der nemlichen Art von ausnehmender Schönheit, Feldtauben, die in großen Flügen beyſammen ſind, Haustauben, Reiher, Trappen, Wachteln, Krähen, Habichte und Adler. Von See-

nnd andern Waſſervögeln giebt es: Solandgänſe, Meerraben (Shaays) Rothgänſe; Holzgänſe (Gannets) von zwey Arten, Pelicane höchſt groß, Enten, Curlieus, Boobies, Noddes und viele andere, die in Europa unbekannt ſind.

Unter den kriechenden Thieren giebts verſchiedene Arten Schlangen, einige giftig andere nicht, Hundertfüſſe, Scorpionen und Eydexen. Die vorzüglichſten Inſecten ſind Catterpillars, Buttervögel, Muskiten, die an einigen Orten ſehr zahlreich und beſchwerlich ſind, und verſchiedene Sorten von Ameiſen, jede in ihrer von andern verſchiedenen Art auſſerordentlich geſchickt. Einige ganz ſchwarz; die bauen ihre Wohnungen in Baumzweige hinein, indem ſie bis an das äuſſerſte Ende auch des dünneſten Zweigs das Mark herausführen, und doch fahren die Zweige fort zu blühen, als wenn gar keine Inſecten darinn wären. Bricht man ſie ab, ſo iſt die Hand ſogleich mit Millionen dieſer Inſecten, die ganz heftig und lang dauernd ſtechen, bedeckt. Eine andere Art iſt grün, und wohnt auf verſchiedenen Bäumen, wo ſie Neſter von verſchiedener Größe, von Fauſtgroß bis Kopfgroß bauen; ſie beugen einige Blätter, jedes Handbreit herab, und kleiſtern mit einem Saft, den zu ſchaffen ſie die Natur tüchtig gemacht hat, die Spizen zuſammen. Unſere Engländer trafen ihrer tauſend an, die alle ihre Kraft anwendeten, ein Blatt herab zu halten, während daß andere den pichichten Saft anbrachten. Dieß

gewiß zu wiſſen, trieben ſie diejenigen, die das Blatt herabwogen, aus ihrem Plaz, und es ſprang ſo heftig auf, daß man nicht begreifen konnte, wie ſie ein ſo feſtes Blatt hatten herablenken können. Ihre Neugierde lief nicht ungeſtraft ab, tauſend Stachel brannten ſie ſo ſchmerzlich als immer von Bienen, nur nicht über eine Minute. Die Neſter einer dritten Art ſind in der Wurzel einer Pflanze die, wie Eichenmiſtel (misletoe,) an Baumrinde wächſt, gemeiniglich ſo dick, wie eine große Rübe. Schneidet man ſie von einander, ſo findet man unzählige Irrgänge, alle mit dieſen Thieren angefüllt; und doch blühet die Wurzel fort. Jede Wurzel war voll davon, ſogar die nicht dicker als eine Haſelnuß waren. Dieſe Ameiſen ſind nur über die Hälfte größer als die gemeinen rothen in England. Ihre Stachel fühlt man kaum. Aber ſo bald man die Wurzel berührt, ſchwärmen ſie aus unzählbaren Löchern heraus, laufen auf die unbedeckten Theile des Leibes, und bringen ein Kizeln hervor, das, wenn es nicht ſehr heftig iſt, ganz unerträglich iſt. Eine vierte Art, die den weiſſen Ameiſen von Oſtindien gleichen, ſtechen gar nicht, ſie haben zwey Arten Häuſer, eines hoch an den Zweigen der Bäume, das andere unten an dem Boden; die Neſter auf den Bäumen ſind viermal ſo dick als ein Mannskopf, zerbrechlich und wohl aus kleinen Theilen von Pflanzen gemacht, die ſie mit einer pichichten Materie ihres eigenen Leibes zuſammen machen; bricht

man dieſe Kruſte auf, ſo ſieht man unzählige Zellen wimmelnd von Bewohnern in mannichfaltig gewundenen Gängen, die alle zu einander führen, mit Oefnungen, die auf andere Neſter des nemlichen Baums, leiten. Sie haben auch einen großen verborgenen Eingang, wo ſie auf die Erde und zu dem andern Neſt, das da gebaut iſt, kommen können. Dieß iſt gemeiniglich an der Wurzel eines Baumes, niemals an dem, worauf ihre andern Wohnungen ſind, es iſt wie ein ungleichſeitiger Kegel bisweilen über 6 Fuß hoch, und faſt eben ſo groß der Durchmeſſer des Bodens; die äuſſere Seite iſt von feinen Leimen ohngefehr zwey Zoll dick, innen ſind Zellen, die nur mit dem unterirrdiſchen Weg zu den Neſtern, auf den Baum und zu dem Baum, nahe bey welchem ſie gebaut ſind, Gemeinſchaft haben. Hier ſteigen ſie die Wurzel hinauf, und in lauter eben ſo bedeckten Wegen, wie die waren, in welchen ſie von ihren andern Wohnungen herabſtiegen, weiter hinauf zu dem Stamm und den Zweigen; wahrſcheinlich begeben ſie ſich im Winter oder bey der regnichten Jahrszeit, in dieſes ihr Erdgebäude, denn hier ſind ſie ſicher gegen jede Näſſe, oben aber auf dem Baum, wegen der Beſchaffenheit und Dünne der Kruſte, nicht.

Die See giebt den Einwohnern reichlichere Nahrung als das Land. Fiſche verſchiedener Art; aber auſſer den Barben und einigen Arten Schellfiſchen, ſind keine in Europa bekannt. Die mei-

ſten ſind ſchmackhaft, einige köſtlich; an den Seebänken und Klippen ſind die treflichſten grünen Schildkröten in der Welt, Auſtern mancherley Art, ſehr große Meerſchnecken, Hummer und Krebſe. In den Flüſſen und kleinen Buchten des Meers ſind Alligators.

Zweyter Abſchnitt.

Der Einwohner Sitten und Gebräuche, Hütten, Art zu fiſchen, Canoes und Waffen.

Das Land iſt ſehr dünn bewohnt. Die Männer ſind mittler Geſtalt, insgemein ſtarkgliedricht, behend, ſehr aktiv; ihre Haut iſt Chocoladefarbig, doch iſt ihre Geſtalt nicht unangenehm; denn ihre Naſen ſind weder flach, noch die Lippen dick, ihre Zähne ſind weiß und eben, ihr natürlich langes und ſchwarzes Haar ſchneiden ſie alle kurz ab; ohne es zu ſalben und zu beſchmieren, haben ſie dach keine Läuſe; ihre Bärte ſind auch ſchwarz, dicht und ſtark. Beyde Geſchlechter gehen nackt, und haben eben ſo wenig Gefühl von Unanſtändigkeit dabey, als wir, wenn wir unſere Hände nicht bedecken; ihr vornehmſter Schmuck, wenn etwas unnatürliches den Namen verdient, iſt ein durch die Naſenknorpel geſtecktes Bein, ſo dick als ein Mannsfinger, zwiſchen 5 und 6 Zoll lang,

geht ganz über ihr Geſicht, ſo daß ihre Naſenlöcher zu ſind, und ſie ſo durch die Naſe reden, daß ſie kaum ſelbſt einander verſtändlich ſind.

Sie haben Halsbänder von Schaalen ſehr nett geſchnitten und geſchlungen, Armbänder von dünner Schnur, die zwey oder dreymal um den Obertheil ihres Arms gebunden ſind, und einen Strick geflochtenen Menſchenhaars um ihren Leib, einige hatten auch Halstücher von Schaalen um ihren Hals hängen, die kreuzweis über die Bruſt herab giengen. Sie mahlen ihren Leib weiß und roth; das rothe wird auf breiten Stücken Tuch auf die Schulter und Bruſt angelegt, die weiſſen in engen Streifen nicht ohne einigen Geſchmack über die Gliedmaſſen; breite über den Leib. Die weiſſen waren auch in kleinen Schönpfläſterchen in das Geſicht, und im Cirkel um jedes Aug herum gelegt. Sie haben Höhlen in ihren Ohren; doch ſah man ſie niemals etwas darinnen tragen.

Man ſah nichts in dem ganzen Land, was einer Stadt oder Dorf glich; ihre Hütten in der Botany-Bay, wo ſie am beſten ſind, ſind ſo hoch, daß ein Mann aufrecht darinn ſizen kann, und nicht einmal ſo groß, ſich ganz darinn auszuſtrecken ſie ſind von biegſamen Stäben, ſo dick als ein Mannsfinger, einem Backofen ähnlich gemacht; die zwey Enden ſtecken in der Erde, und herum iſts mit Palmblättern und breiten Stücken von Rinde bedeckt; das Thor iſt nur eine große Höhle an einer Seite; in dieſer ſchlechten Hütte liegen

drey oder vier Perſonen, mit den Beinen zum Kopf hinauf gekauert. Weiter Nordwärts, wo das Clima wärmer iſt, ſind dieſe Hütten niemals höher als vier Fuß, und eine Seite iſt ganz offen.

Ihr einziges Hausgeräthe iſt ein länglichtes Gefäß von Rinde, deren beyde Enden ſie mit einer Weide die nicht abgeſchnitten wird, und zur Handhebe dienen, zuſammen gebunden. Es ſcheint, ſie brauchens zum Waſſerholen und dieß geſchicht bisweilen ſehr weit weg; noch haben ſie einen kleinen Sack faſt ſo groß, wie ein Cabbage Nez; es ſieht aus, als wenn es geſtrickt wäre; der Mann trägts an einer kleinen Schnur, die über ſeinen Kopf geht auf dem Rücken; meiſtens iſt ein oder zwey Klumpen Schminkwerk, einige Angeln und Linien, einige Schaalen woraus ſie ihre Angeln machen, etliche Spizen ihrer Pfeile und ihre gewöhnlichen Zierrathen alles, was den ganzen Schaz des reichſten unter ihnen ausmacht, darinn.

Ihre Nahrung iſt hauptſächlich Fiſche, der Cancaroo, Vögel verſchiedener Arten, Yams, und Obſt. Gefäſſe haben ſie nicht, Waſſer zu ſieden, ſie braten alſo ihr Fleiſch oder backen es, wie wir oben beſchrieben haben.

Nicht den geringſten Gedanken vom Handel hatten dieſe Leute, und die Engländer konnten ſie nicht dazu bringen, ein Ding für das andere umzutauſchen. Ihr eigner Schmuck war ihnen ſo theuer, daß ſie, was man ihnen auch anbot, nichts davon wiſſen wollten. Gewiß etwas merkwürdiges,

da doch Paternoſter und Bänder weit mehr in die Augen fallen. So gleichgültig ſie gegen den Handel waren, eben ſo wenig ſtehlen ſie auch.

Da ſie keine Neze haben, erhalten ſie ihre Fiſche nicht anders, als daß ſie nach ihnen werfen oder mit Angeln; viele holen ſie auch aus ſeichten Gewäſſern in den Felshöhlen. Ihre Angeln ſind nett, einige auſſerordentlich klein, ſie haben Linien von der Feinheit eines Haars bis zu der Dicke eines Seils, die von gewiſſen Pflanzen gemacht werden. Schildkröten todt zu werfen, haben ſie einen hölzernen Pflock einen Fuß lang, ſehr gut gezackt; er paßt in eine Röhre die am Ende eines Stabs von leichtem Holz, ſo dicke als ein Manns Arm, 7 oder 8 Fuß lang. An dem Stab iſt eine Linie 3 oder 4 Klafter lang angebunden, deren eines Ende an den Pflock befeſtiget iſt. Wenn man die Schildkröte werfen will, ſo wird der Pflock in die Röhre gethan; iſt er im Leib drinn, und der Zacken feſt daran, ſo wird der Stab herausgezogen, und ſie laſſen ihr Opfer ſich weg bewegen, damit ſie es ins Waſſer bekommen, und ſeine Ermattung befördern, bis ſie es mit ihren Canoes überwältigen und ans Ufer ſchleppen können.

Feuer machen ſie ſehr leicht, nehmen 2 Stücke trockenen weichen Holzes, eins iſt ein Stecken von ohngefehr 8 oder 9 Zoll, das andere flach, der Stecken iſt an einem Ende ſpiz, mit dem drücken ſie aufs andere, und drehens mit beyden Händen, ſo geſchwind wie wir eine Chocolademühle herum;

ſo bekommen ſie in weniger als zwey Minuten Feuer, und brennen gleich einiges Heu an.

Die Canoes dieſer Gegend ſind ſo ſchlecht als ihre Hütten. Swärts an der Küſte ſind ſie nur ein Stück Baumrinde 12 Fuß lang an den Enden zuſammen gebunden, in der Mitte vermittelſt kleiner hölzerner Bögen offen gehalten; drey Leute können darinnen ſeyn, in ſeichtem Waſſer fahren ſie mit einer Stange, in tieferem mit Rudern, die ohngefehr 18 Zoll lang ſind: in jeder Hand nimmt der Schiffer eines. So ſchlecht dieſe Schiffe ſind, ſo ſind ſie doch ſehr vortheilhaft; ſie ſind leicht, ziehen wenig Waſſer, ſind ſehr gut über Schlamm herzuführen, und Schellfiſche aufzuleſen. Weiter Nordwärts ſind die Canoes aus dem Stamm eines vielleicht mit Feuer gehöhlten Baums, 14 Fuß lang, und weil ſie ſehr eng ſind, mit einem outrigger verſehen, daß ſie nicht umſtürzen können; die Seiten ſind ziemlich dünn, an jedem Ende gehet das Holz oben über den hohlen Theil weiter, als am Boden hinaus, und gleicht dem Ende einer Planke, man reihert ſie mit Rudern fort, die ſo lang ſind, daß man beyde Hände dazu braucht. Mehr als vier Perſonen laden dieſe Schiffe nicht.

Man weiß nicht, wie ſie die Bäume zu dieſen Canoes fällen. Ihre Inſtrumente, die man bey ihnen fand, waren nur ein ſchlechter ſteinerner Hobel, einige kleine Stücke von eben der Materie

in Form eines Keils, ein hölzerner Hammer, und Corallenſtücke.

Ihre Waffen ſind Speere oder Lanzen mit vier Spizen und zackigten Zinken von Bein; die Spizen werden mit hartem Harz, das ihnen eine Politur giebt, und ſie tiefer eindringen macht, beſchmiert; andere haben nur eine Spize, die Schäfte ſind von einer Art Rohr gemacht, ſehr gerad und leicht von 8 zu 14 Fuß lang; ſie haben verſchiedene Arten von Spizen, einige von hartem ſchweren Holz, in welches ſie bisweilen ſcharfe, zerbrochene Stücke von Muſcheln ſtecken, andere haben die größten Stachel vom Roggen, mit andern kleinern, deren Zacken gegen einander befeſtigt ſind. Dieß ſind fürchterliche Waffen; wenn ſie einmal im Körper ſind, können ſie, ohne das Fleiſch mit hinweg zu reiſſen, oder die ſcharfen Beine oder Muſchelzacken in der Wunde zurück zu laſſen, nicht herausgezogen werden, mit großer Gewalt und Geſchicklichkeit werfen ſie ſie; nur mit der Hand, wenn ſie 10 oder 20 Yards weit werfen wollen, aber 40 oder 50, mit einem Werfſtock. Dieß iſt ein ebenes glattes Stück, harten röthlichten Holzes, das ſie ſehr poliren, indem ſie es mit den Blättern einer Art wilden Feigenbaums reiben. Es iſt ohngefehr zwey Zoll breit, einen halben Zoll dick, drey Fuß lang mit einem kleinen Knopf oder Hacken an einem Ende, und am andern ein Queerſtück drey oder vier Zoll lang; der Knopf wie in ein kleines Loch, das nahe an der Spize am Schaft der Lanze des-

wegen gemacht iſt, hinein gethan, gliſcht aber, wenn mans fortwirft, leichtlich weg. Iſt der Speer darauf gethan, und nach dem Knopf recht gerichtet, ſo hält ihn der Werfende über ſeine Schulter, ſchwingt ihn nebſt dem Wurfſtock mit aller ſeiner Macht; der Stock aber wird mit einem heftigen Stoß gegen die Schulter durch das Queerſtück aufgehalten, der Speer fliegt unglaublich geſchwind davon. Sie zielen ſo geſchickt, daß wir mit Flinten nicht beſſer treffen können. Dieſe Leute hgben auch einen Schild oder länglichte Tartſche drey Fuß lang 18 Zoll breit; ſie wird von Baumrinde gemacht.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Fenning, Daniel / Collyer, Joseph / Schlözer, August Ludwig <<von>>,

Neue Erdbeschreibung von Amerika

Bd.: 4

Bern (1777)

Res/Am.a. 2272-3/4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10912679-8
VD18 15469832-001